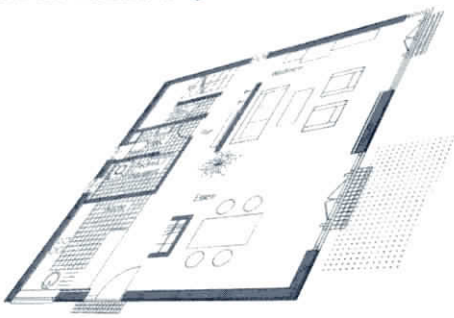
Titel

Lifestyle – oder inmitten des Alltags:
Die Ostdeutschen sollen sich wandeln, die Westdeutschen dürfen sich gleich bleiben ... 3

Die mit den Bären tanzen:
Führt der Weg zur Emanzipation die amerikanischen Frauen in die Wildnis? ... 6

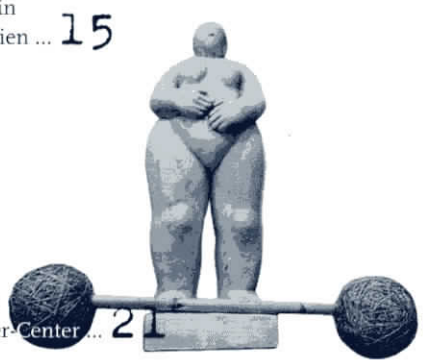


Abenteuer Wohnplatz:
Wohn- und Lebensmodelle in Hamburg, Dessau und Berlin ... 8



Im Angesicht des Internets:
Aufsteigerin Tanja Diezmann in der Berufswelt der neuen Medien ... 15

Feste der Körpersprache:
Ausdrucksformen einer Sascha Waltz ... 18



Insgeheim wollen alle abnehmen:
Zu Besuch im Berliner Zentner-Center ... 21

Augen weit verschlossen:
Hineingeschaut in die Palette der Lifestyle-Magazine ... 23



Politik-Special:

... und alle Frauen flogen hoch – 10 Jahre Frauenwende

Was wir wollten – was wir wurden ... 27

Aus den Tagen der Euphorie:
Annett Gröschner über Filme von damals ... 30
Ute Scheub schließt inzwischen Ostfrauen in ihr Herz ... 38
Kleine Chronik des Unabhängigen Frauenverbandes ... 39

10 Jahre Frauen in Bewegung:
Im Spiegel der Vielfalt: Gala der Reflexionen ... 39

Politische Wege:
Viele Erfahrungen, wenige Illusionen ... 46
DIE FRAUEN kommen ... 48

Kommentar:
Nach Bedarf beschränkt – Frauenpolitik aus dem Osten gesehen ... 50

10 Jahre Wende – 10 Jahre Wandel:
Niemals in Ersatzbefriedigung Genüge finden. Ein Essay von Ulrike Gramann ... 51
Nur der Pythagoras ließ sich nicht erschüttern ... 28
Generation X-Ost: Innenansichten ... 53
Kathrin Waligura: Von der »Anna« im Osten zur »Stefanie« im Westen ... 55
Für die Peruanerin Irma Castillo blieb auch nach der Wende Deutschland Lebensmittelpunkt ... 57
Beziehungen: Sie ost, er west ... 59
Beziehungen: Sie ost, sie west ... 61

Reportage

Frei wie ein Fisch im Wasser:
Kriegstraumatisierte Frauen und Kinder lernen in Kuca SEKA wieder im Ozean des Lebens schwimmen ... 64

Mütterzentrum 2000:
Ein Expo-Projekt in Salzgitter ... 68



Feuilleton

Leben was man singt:
Barbara Thalheim
steht wieder auf der Bühne ... 73



Wie sie wurde was sie ist:
Porträt der Liedermacherin Claudia Bridge ... 75
Gayle Tufts plus:
Die amerikanische
Alleinunterhalterin als »Miss Amerika« ... 77
Alles andere als ein westdeutscher Siegeszug:
Rezensionen zu 50 Jahren BRD ... 78
Büchertips ...
... aus der Buchhandlung Ana Koluth ... 80



Rubriken

Satire:
Von Mann zu Mann ... 25
Bildung:
»Was heißt Stachelschwein auf Englisch?« –
Hochbegabte Mädchen erkennen und fördern ... 81
Gesundheit:
Hormone, Gift und Galle –
Was Lebensmittel so in sich haben ... 84
Projekte:
Women Foundation dokumentiert
die Lebensgeschichten osteuropäischer Frauen ... 86
Unterwegs:
Sich eigene Bilder machen –
Bilder der Fotogruppe »Sonnenuhr« ... 88



Mix:
Krähenfüße der Seele – Jutta Donat verlässt
als gebrochene Frau einen Leipziger Schönheitssalon ... 91
Informationen:
Dies und Das & Kleinanzeigen ... 92
Cartoon,
Vorschau und Impressum ... 96



Liebe Leserin, lieber Leser,

»Dinge nehmen ihren Lauf« lesen Sie auf dem Screenshot eines Web-Designs der Multimedia-Expertin Tanja Diezmann, wenn Sie diese Seite umblättern. Dies ist jedoch für unsere beiden Titelhemen nicht programmatisch gemeint. Erzählt wird beispielsweise vom wachsenden Unmut darüber, immer wieder mit den wertenden Unterschieden zwischen Ost- und Westdeutschen belangt zu werden – wobei die östliche Seite nach wie vor die defizitäre Rolle gibt.

Im Artikel über das »Abenteuer Wohnplatz« wird davon berichtet, daß es durchaus Auswege aus dem Plattenbau gibt, die nicht zwangsläufig in einem abgezäunten Gartenstückchen im städtischen Speckgürtel enden, sondern selbstbestimmtes Wohnen für den durchschnittlichen Geldbeutel ermöglichen.

An die Zeit des kurzen euphorischen Aufbruchs der Frauen im Herbst '89/Winter '90 erinnert sich Annett Gröschner anhand von Videomitschnitten von Veranstaltungen, die sie damals selbst miterlebt hat. Eine Gala der Reflexionen erzählt von den weitreichenden Entwicklungen einiger Frauen, die 1989 in die Politik eintraten und verwandelt aus dieser Erfahrung hervorgingen.

Wie können Frauen und Kinder nach einem Bürgerkrieg ein friedvolles Leben wiederfinden? Traumatisierte Frauen und Kinder nicht ihrem Schicksal überlassen wollen Gabriele Müller und Mirjana Bilan in ihrem Therapiezentrum in Kuca SEKA an der Adria. Hier wird gelernt, mit dem Vergangenen umzugehen und ein neues Leben zu beginnen.

Einen Ausblick auf das Jahr 2000 gibt das neue Mütterzentrum in Salzgitter. Gesponsort von der EXPO entstand ein Dienstleistungszentrum, das vielleicht für unkonventionelle weibliche Lebensentwürfe zukunftsweisend ist.

Das und vieles andere mehr finden Sie in diesem *weibblick*. Wir haben uns nur zum Teil an die Regeln der neuen Rechtschreibung gehalten: Sehen Sie uns bitte Fehler nach, wir müssen noch üben.

Ihre Annette Maennel

lifestyle



Screenshot eines Webdesigns von Tanja Diezmann, pReview

Mal ganz ehrlich: Haben Sie Stil? Falls Sie sich diese Frage noch nie gestellt haben sollten, auch gut, denn beantworten wollen wir sie ohnehin nicht. Dennoch verschließen auch wir nicht die Augen vor quietschbunten Lifestylegazetten, schönem bis schnödem Schnickschnack, überflüssigen Accessoires, dekorativem Ambiente, vergnügten Werbetrailern, kurvenreichen Großplakaten und knackigen Anzeigenkampagnen. Frauen, die die wunderbare Welt der Waren schon seit ein paar Jahrzehnten verfolgen, wissen ohnehin, dass sich beispielsweise die Mode wiederholt wie so manche Geschichte. Heute könnten sie mit ihren Bricketschuhen und den Wildlederminiröcken aus den 70ern ein Revival feiern, ohne schon wieder tief ins Portemonnaie greifen zu müssen, um auch den letzten Schrei auf dem Laufsteg der Eitelkeiten mitzumachen. Friss Dich fit. Und jung. Und steig aus. Der Individualismus im Sportcoupé zum Abheben. Immer schöner, immer schneller, immer mehr Ich! Dann hat man vielleicht Stil. Und wenn man sich irgendwann zum Kotzen satt hat, kommt garantiert die nächste Trendwende zur Selbstfindung. Doch hat das Stil? Vor allem: Ist das Lifestyle? Sind es nicht ganz andere Dinge, die das Leben, die Kunst, den Alltag und letztendlich uns selbst prägen?

Natürlich: Auch wir haben Stil. Und auch wir können uns nicht ganz frei machen, von der täglichen medialen Bilderflut, in der wir schwimmen. Aber gerade deshalb haben wir uns gefragt, was eine längere Haltwertzeit hat als eine Plateausohle oder ein Edelstahlmarkenkessel auf dem Herd, probiotische Joghurts, von denen man nur Durchfall bekommt, oder Kunst von der Stange aus einem antiseptischen Möbelladen. Unsere Autorinnen sind zu dem Schluss gekommen, dass das zum Beispiel hierzulande immer noch die Scholle Ost oder West ist. Dass neue Formen des Wohnens längerfristig das Miteinander ändern. Dass das Internet nicht nur ein Schnellschuss war, sondern neue Karrieren und Menschen schafft. Dass Choreographen heutzutage Sprache in eine andersartige Körpersprache übersetzen. Dass am Ende alle immer nur abnehmen wollen, und das Spazieren durch den Blätterwald nicht nur deshalb nutzt. Ehrlich!

oder inmitten des alltags

Die Ostdeutschen sollen sich wandeln, die Westdeutschen dürfen sich gleich bleiben. Im praktischen Leben trifft man sich im französischen Bett.

von Ina Merkel

Eine Freundin erzählte mir unlängst folgende Geschichte: Sie war eine Woche mit Kolleginnen in der Schweiz zu einem Lehrgang. Am Ende der Woche fragte sie den einzigen männlichen Teilnehmer, einen Schweizer, ob er denn die Ost- von den Westfrauen unterscheiden könne. Er war sich sicher: Die Ostfrauen erkenne er an den vielen Lachfältchen. Diese Antwort war charmant aber im Grunde kompletter Quatsch. Dennoch, es tut gut, mal ein Kompliment über unser armes, mageres Land zu hören. Dieses Land mit der immer kalten See, den schlaffen Bergen, dem süßen Wein und den zähen Frauen mit den verbissenen Gesichtern.

Dieser Tage werden wir mit einer Flut von Artikeln, Bildern und Überlegungen konfrontiert, die über gravierende Unterschiede in den Lebensweisen und Wertvorstellungen von Ost- und Westdeutschen berichten. Zehn Jahre nach dem Fall der Mauer stehen in der öffentlichen Meinung die Differenzen im Mittelpunkt des Interesses. Ähnlichkeiten oder gar Gemeinsamkeiten scheint es keine mehr zu geben. Dabei war der Ausgangspunkt des Wunsches nach Wiedervereinigung doch die Idee, dass über alle Prägungen des Systems hinweg auch die Ostdeutschen zuallererst Deutsche seien, d.h. arbeitsam, pünktlich, ordentlich und wahrscheinlich auch gehorsam. Man sprach schließlich dieselbe Sprache, man liebte denselben Mozart und denselben Goethe. Doch der nationale Gedanke hat über die Euphorie der ersten Stunden nicht hinweg getragen.

Bemüht werden heute in der Regel entsetzlich langweilige Stereotype: Ostdeutsche gelten als gierig, anmaßend und ewig unzufrieden, dabei durchaus redlich, freundlich und hilfsbereit. Im Gegenzug werden Westdeutsche als machtgierig, selbstüberzeugt und egoistisch wahrgenommen, wobei man allgemein anerkennt, dass sie in der Lage sind, ihr Leben selbst in den Griff zu bekommen. Unbefriedigende Wahlergebnisse verleiten Journalisten zu der Behauptung, die Ostdeutschen hätten immer noch nicht gelernt, mit der Demokratie zu leben. Kritische Äußerungen zum Rechtsstaat werden damit abgetan, sie würden traditionellen Gleichheitsvorstellungen anhängen.

Überdies meint man, Ostdeutsche noch heute an ihrem Outfit erkennen zu können: bunter Jogginganzug und Einkaufsbeutel, aufgemotztes Auto und neuerdings das lässig-auffällig getragene Handy. Sie erscheinen in dieser Perspektive als soziale und kulturelle Underdogs, die lange aufgeschobene Bedürfnisse nun in unangemessener Weise befriedigen.

Was sollen diese lächerlichen Stigmatisierungen? Stärkt die Behauptung der Differenz tatsächlich das Selbstwertgefühl? Und das auf beiden Seiten? Erst in der Abwertung des Anderen, Fremden, ist man wieder wer? Was ist dem vorangegangen? Warum haben es die Deutschen so nötig, sich gegenseitig klein zu machen? Dabei ist die Dominanz der westdeutschen Deutungsmacht unübersehbar. Ostdeutsche Wessi-Witze muten dagegen eher hilflos aggressiv an.

Die massive Kritik von Ostdeutschen am freiheitlichen, bürgerlichen Rechtsstaat, an der sozialen Marktwirtschaft ist offenbar schwer zu verkraften. »Sollen sie doch nach drüben gehen«, möchte mancher rufen. Doch dieses Drüben gibt es nicht mehr. Die Ostdeutschen als undankbare Abgreifer, die immer nehmen ohne zu geben? Die sich in mitmenschlicher Faulheit jahrzehntelang gegenseitig den Pelz gekrault haben und denen nun die gebratenen Bananen in den Mund fliegen? In der Verteidigung ihrer bürgerlichen Werte entwickeln Westdeutsche einen Enthusiasmus, an den sie manchmal selber kaum glauben.

Und die Ostdeutschen? Was haben sie sich in den vergangenen zehn Jahren alles anhören müssen. Systematisch ist ihr ganzes Leben, ihre Biographie, ihre Wünsche abgewertet worden. Wie die kleinen Kinder haben sie sich im Buddelkasten die Schippe und den Trecker, den Ball und das Springseil abnehmen lassen. War es nicht sowieso schon kaputt, zerschrammt und zerschlissen? Die Treuhand hat ganze Arbeit geleistet und die Ostdeutschen haben greinend zugesehen. Über allem schwebte das große Orakel vom »Esrechnetsichnicht« (Lia Pirskawetz). Wir haben nicht mitgerechnet, das ist es.

War da mal was von großer Utopie? Gab es da mal einen Traum von gerechter Verteilung, Aufhebung der Entfremdung, Reichtum der Beziehungen statt der Gegenstände oder wie war doch das gleich? Lass es lieber stecken, oder kannst du beweisen, dass du nicht bei der Stasi warst? Gib doch zu, auch du hast mit anderen gemeinsam gekackt. Ihr habt Witze über die Erzieherinnen gerissen? Aber doch sehr, sehr heimlich und hinter vorgehaltener Hand.

War da mal was mit Revolution, mit Selbstbestimmtheit, Runden Tischen? Ach bleib' mir doch mit den Helden von Leipzig vom Halse. Mit Herz und Verstand, Unabhängiger Frauenverband? Der pluralistische Ansatz war doch schon zur ersten Wahl kaputtgeredet. Mein Gott, nicht mal unser Abtreibungsgesetz haben wir herüber gerettet. Mit wem willst du dich heute über Feminismus unterhalten, mit den arbeitslosen Frauen? Ausgearbeitet in irgendwelchen Projekten, wo wir die Lücken des Sozialstaates gnädig ausfüllen durften?

Doch halt, das mündet ja in Resignation. Und das wollen wir doch nicht, oder? Ich fang nochmal von vorne an. Berichte über das Leben in den fünf neuen Bundesländern enthalten mehr oder weniger glaubwürdige Beschreibungen des Anderen. Ja, es stimmt, die Ostdeutschen haben weniger über Geld geredet, und sie haben sich auch nicht lange den Kopf darüber zerbrochen, ob sie die Kinder auch bekommen, wenn sie schwanger wurden. Und es stimmt auch, dass im Westen früher und viel intensiver über den ökologischen Umbau der Gesellschaft nachgedacht wurde. Ja und? Was folgt aus diesen Erfahrungen für die Gestaltung der heutigen Gesellschaft? Müssen diese Unterschiede bis zum Abwinken stilisiert und kultiviert werden?

Selbst wenn bestimmte Momente der ostdeutschen Lebenskultur genau recherchiert und dargestellt werden, entstehen – vielleicht sogar ungewollt – verzerrte Bilder, denn in der Tendenz sind es homogenisierende Darstellungen: Die Ostdeutschen sind so und so, mal abgesehen von den wenigen Exemplaren, die wir zufällig persönlich kennengelernt haben. Solche Erzählungen kommen den Beschriebenen oft nur komisch vor, wenn sie sich nicht darüber empören wollen.

Daher sagen diese Bilder vielmehr etwas aus über die kulturellen Wertvorstellungen und über den innerwestdeutschen Diskurs, auf den hin diese Beobachtungen gesammelt und zu Bildern und Klischees verdichtet werden. Sie sind vor allem in einer Hinsicht interessant: als Zeugnisse westdeutscher Repräsentationspraxis, obwohl das Leben in den alten Ländern gar nicht Gegenstand der Berichterstattung ist. Und so geben sie uns Nachricht vom Selbstbild der westdeutschen Kultur, das offenbar von einem tief sitzenden Überlegenheitsgefühl geprägt ist. Dieses Selbstbild hat sich seit 1989 kaum verändert, es gebraucht nur immer neue Projektionsflächen. Das Reden über Ostdeutschland hat die westdeutsche Norm(alität) zum unhinterfragten Hintergrund.

Es handelt sich bei der Betonung von Unterschieden, akademisch ausgedrückt, um einen klassischen Diskriminierungsdiskurs. Wir kennen seine Argumentationsmuster zur Genüge aus der feministischen Bewegung. Der Mann als Norm, die Frau als das Andere, Abweichende. Benennst du die Ungleichheiten, fühlen sich Männer immer persönlich angegriffen, werden dir endlos Gegenbeispiele aufgetischt. Aber die Ungleichheit ist keine persönliche Angelegenheit, sondern ein Strukturproblem und das trifft so auch für den Osten zu.

Das, was heute als Ostalgie wahrgenommen wird, das Insistieren der Ostdeutschen auf Werten der Vergangenheit, ist im Grunde eine Reaktion auf diese mit großer Mächtigkeit vorgetragenen Deutungsmuster. DDR-Bürgern bleibt die Alternative, sich zwischen Widerstand und Anpassung zu verorten. Was aber, wenn sie im Einvernehmen mit dem System gelebt haben? Wenn es über weite Strecken ihres Lebens Konsenspunkte mit dem Gesellschaftskonstrukt Sozialismus und der darin enthaltenen Sozialutopie gab? Wenn sie es durchaus richtig fanden, dass es keine Kapitalisten gibt, die sich das erwirtschaftete Mehrprodukt aneignen? Und wenn sie trotzdem die Sturheiten und Absurditäten der zentralistisch organisierten Planwirtschaft kritisierten? Wenn sie für die Gerontokraten im Politbüro nur noch zynische Witze übrig hatten? Die DDR hat auf viele verschiedene Weisen existiert. Sie geht nicht auf in platten Alternativen. Die Selbstkonstruktion der Ostdeutschen als einer homogenen (gar ethnischen) Gruppe ist zwar eine verständliche Reaktion, aber sie ist kontraproduktiv.

Durch die Polarisierung von Ost und West werden die Unterschiede innerhalb dieser Gesellschaften zum Verschwinden gebracht. Was aber hat die arbeitslose, alleinstehende Mutter von zwei Kindern mit dem jungdynamischen Betriebsgründer gemeinsam, der sein Geld an der Börse macht? Und ist nicht umgekehrt die Lage in Bitterfeld, dem ehemaligen Chemiegebiet in Ostdeutschland, der Situation im Ruhrgebiet viel ähnlicher als der auf einer Kooperative in Mecklenburg-Vorpommern? Vergleicht man bestimmte soziale und kulturelle Milieus miteinander, so wird man viele Ähnlichkeiten zwischen Ost- und Westdeutschen feststellen.

Die kulturelle Differenz wird bisher nur als Mangel interpretiert, als unangenehme Störung, als Belastung. Entwicklung und Fortschritt werden nur als Angleichung und Anpassung, als Eliminieren des Unterschieds vorgestellt. Die Herausforderungen des Transformationsprozesses gelten nur für Ostdeutsche. Sie sollen sich wandeln, während sich der Westen gleich bleibt.



Foto: Leo Tesch

Diese Dominanz der Westdeutschen ist nicht nur einfach ungerecht oder diskriminierend, sondern problematisch für die Entwicklungsmöglichkeiten der gesamtdeutschen Gesellschaft. Denn dabei geht systematisch der kritische Diskurs innerhalb Westdeutschlands verloren. Welche Rolle spielen im heutigen Deutschland beispielsweise Fragen der Diskriminierung von Frauen? (Der Umbau der Wissenschaftslandschaft in Ostdeutschland ist nicht dazu genutzt worden, Frauen eine bessere Position zu vermitteln, sondern hat einmal mehr die patriarchalischen Netzwerke gestärkt und bestätigt.) Frauen in Ost und West werden damit beschäftigt, sich über ihre unüberbrückbaren Differenzen klar zu werden (Emanzipation oder Zwangsemanzipation?), statt gemeinsam über den notwendigen Umbau der Gesellschaft nachzudenken.

O.K. soviel ist klar geworden, man muss genauer fragen, wozu die Aufzählung der Unterschiede dienlich ist. Was soll sie erklären, was soll sie bewirken? Den Kampf der Ossis gegen die Wessis und vice versa? Was soll der Unfug, haben wir nichts besseres zu tun?

Und jetzt noch ein optimistischer Schlussakkord: Ich habe eine Freundin, die kommt aus dem tiefsten Schwabenland. Sie, die individualistisch erzogene, wohnt schon seit Jahren in einer WG. Mir, der kollektivistisch aufgewachsenen, war das Zusammenleben mit fremden Menschen schon nach vier Wochen zu heftig. Ich habe zwei große Kinder, sie hat keins und will doch wenigstens eins, wenn auch nur ein ganz kleines. Wir haben uns beide in die Arbeitslosigkeit qualifiziert. Ihre Großeltern haben etwas zum Vererben, Mietshäuser, Eigentumswohnungen usw. Davon sieht sie aber erstmal nichts. Bei meinen Großmüttern war nie was zu holen und doch haben sie mir immer etwas zugesteckt. Sie leidet unter Stasisyndrom und Diktaturmacke. Ich sehe überall Verbindungen von Kapital und Macht. Aber wir schlafen beide in einem französischen Bett. Wir haben die Fußböden abgezogen und dulden keine Schrankwände. Wir trinken beide gern einen über den Durst. Sie ist eine Idee trinkfester als ich. Sie tritt auch öfter in Fettnäpfchen und verbrennt sich häufiger den Mund. Sie geht nur dann nackt ins Wasser, wenn kein fremder Mann zuguckt. Das Beste, was ich von ihr als einer Westfrau sagen kann, ist: Man kann sich mit ihr streiten.

Die mit den Bären tanzen

Führt der Weg zur Emanzipation die amerikanischen Frauen in die Wildnis?

von Katia Davis

Vor meiner Haustür trabte ein Bär entlang. Halluzination einer Zivilisationsgeschädigten? Ganz und gar nicht. Der Bär war groß, braun und sehr wirklich. Da wo ich wohne, sind Bären, Kojoten, Füchse, Rehe und Truthähne eine Mehrheit und Menschen eine Minderheit. Und doch bin ich als Städterin in der Isolation der amerikanischen Wildnis keine Ausnahme. Denn weder sind die hier lebenden Frauen verrückt gewordene Aussteigerinnen, noch ist die Natur so erschreckend wild und verlassen.

Ich habe mich vor einem Jahr zum Leben in einer Gegend entschlossen, die schon seit weit über hundert Jahren ein bekanntes Zufluchtsziel der Stadtmüden an der Ostküste der USA ist. Für's Wochenende, für den Urlaub, für den Ganzjahresaufenthalt oder gar für den Rest des Lebens sind die Berkshires eine perfekte Wahl. Drei bis vier Stunden entfernt von New York City erstreckt sich dieses sanfte Gebirge und seine Ausläufer über die Bundesstaaten Massachusetts und New York bis hinein nach Vermont. Je weiter nördlich man kommt, desto spärlicher wird die Besiedlung.

Im Bundesstaat Massachusetts findet man die wie Parks angelegten und über viele Hektar reichenden Grundstücke der traditionell Reichen von New York und Boston sowie die etwas kleineren Besitztümer der Intellektuellen beider Städte. Immerhin gehört Cambridge mit der berühmten Harvard Universität zu diesem Gebiet. Im Bundesstaat New York sind es in Woodstock die ehemaligen Hippies und die Künstler und höher im Norden bis nach Vermont vor allem die Journalisten und Schriftsteller. Die meisten der in den letzten Jahren hierhergekommenen Frauen sind berufstätig und sie sehen sich nicht als Aussteigerinnen im herkömmlichen Sinne. Verheiratete Mütter, kinderlose Verheiratete, Alleinstehende und lesbische Paare haben sich alle gleichermaßen für den Weg in die Natur, weg vom gewohnten hektischen Leben in der Stadt entschieden.

Nicht in die vor der Kriminalität schützenden, aber zum Gähnen anregenden und als spießig verschrienen Vororte mit den zum Verwechseln aussehenden Vorgärtchen will man. Die gewährleisten keine Unabhängigkeit und Lebensqualität. Land möchte man besitzen, eigenes Gemüse und Obst anbauen, die entfernten Nachbarn kennen und einen klaren Kopf und wahre Freizeit genießen. Im Zeitalter des Computers ist Ungebundenheit von der an einen bestimmten Platz gebundenen Arbeitsstätte entstanden. Und diese Art Freiheit ergreifen inzwischen viele von uns mit beiden Händen. Die Motivationen variieren. Gleich ist die Zufriedenheit.

Überall in Amerika gibt es solche Enklaven in sicherer Entfernung von den großen Städten. Aber hier in den Berkshires ist wohl die größte und schillerndste Gruppe von Frauen versammelt.

Cynthia lernte ich während meines Hauskaufs kennen. Sie wurde mir von meiner in diesem Landstrich bereits seit achtzehn Jahren lebenden Maklerin als Anwältin und Kreditvermittlerin empfohlen. Vor einem geräumigen Landhaus, das geschützt inmitten von einigen Hektar Feldern und Wald steht, begrüßten mich Hunde, und die äußerst attraktive Anwältin warf einen Blick aus ihrem Büro auf die draußen spielenden kleinen Söhne. Nicht im zugeknöpften farblosen Kostüm, sondern im bequem flatternden blumigen Kleid erledigte sie mit mir das Geschäftliche. Der Ehemann kochte gerade und das ältere der beiden Kinder musste später von ihr noch zu Filmaufnahmen gebracht werden. Die Werbeagenturen reißen sich um den 10-Jährigen, erklärte sie mir.

Während Cynthia meine Verträge schrieb, schwatzte sie unaufhörlich. Sie habe so viel zu tun, die Klienten rennen ihr die Bude ein, ihr Mann wolle das Haus umbauen und in dieser Zeit würde man in einem riesigen Zelt wohnen. Außerdem hätten sie vor, ein paar Motorradtouren übers Land zu unternehmen. Die Stunden am Tag reichten einfach nicht hin und nicht her. Cynthia war eine der ersten Frauen in den Chefetagen der Finanzbranche an der New Yorker Wall Street. Und der Kletterpartie nach oben schien keine Grenze gesetzt. Sie bewohnte ein höchst schickes, wenn auch sehr kleines Apartment, dessen gigantische Miete jeder Vernunft spottete. In den über zehn Jahren dort benutzte sie nie den Herd, nutzte aber den Backofen zumindest als Schuhschrank. Entweder arbeitete sie bis tief in die Nacht hinein im Büro oder saß im Flugzeug zu irgendeiner Tagung irgendwo in der Welt. Die Hotels kannte sie besser als ihre Wohnung. Ungeheure Geldsummen, steigenden Hunger nach Macht und knallharten Erfolgswettbewerb mit den Männern in der Branche machten ihr Leben aus.

Cynthia war unschlagbar im Schlammkampf mit dem männlichen Geschlecht der modernen kapitalistischen Gesellschaft – ein Siegeszeichen für den Feminismus. Als sie Mitte dreißig war, schaute sie plötzlich um sich und sah, dass ihre ebenfalls erfolgreichen Kolleginnen weder einen Partner noch ein Kind hatten. Ein Spiegelbild ihrer selbst. Ausnahmslos rasten sie alle als kapitalsträchtige Karrierewunder durchs Leben. Ohne Zeit und ohne Sinn. Cynthia wusste, jetzt oder nie müsste sie den Absprung schaffen.

Sie zog in eine Kleinstadt im Bundesstaat New York und gründete dort ihre eigene Anwaltsfirma. Während sie in der Großstadt keinen Mann finden konnte, traf sie auf dem Land innerhalb eines Jahres ihren Traum-



partner. Der aus einer alteingesessenen Bauernfamilie Stammende, doch überhaupt nicht Weltfremde baute ihnen ein Haus und ihr einen Joggingweg über das Gelände in der Wildnis. Ein paar der städtischen Verrücktheiten haften ihr eben an, lachte sie. Aber ihr Mann habe damit keine Probleme. Was gäbe es Besseres im Leben als eine verständnisvolle und solide Partnerschaft, zwei kluge und hübsche Söhne, die unter ihrem wachsamen Blick und trotzdem ungestört in der freien Natur spielen können, die Möglichkeit zu echtem Kontakt mit Menschen in der Umgebung und dazu eine eigene Karriere?

Jamaica ist eine bekannte Schriftstellerin und lebt im südlichsten Zipfel des Bundesstaates Vermont. In den sechziger und siebziger Jahren probierte das damals gerade aus Jamaica gekommene junge Mädchen die Drogen und Männer New Yorks in beträchtlicher Masse, lernte dabei die Berühmten der Kunstszene kennen und machte sich selbst einen Namen. Plötzlich vermisste sie die Stille und Besonnenheit, die so nötig sind für die Fortdauer einer schriftstellerischen Laufbahn und ebenso für die Gesundheit von Körper und Geist. Und so kauften sie und ihr Mann sich schließlich vor einigen Jahren ein unendlich anmutendes Land mit einem riesigen alten Farmhaus darauf. Dort leben sie mit zwei Kindern. Jamaica hat an Wunder grenzende Gärten angelegt und veranstaltet jährlich eine Pflanzenauktion, deren Erträge sie für wohltätige Zwecke in ihrer Gegend spendet. Sie schreibt erfolgreiche Bücher und ist aktiv in der nationalen und internationalen Frauenbewegung. Endlich sei ein wenig mehr Friedfertigkeit in ihre Seele eingekehrt, glaubt sie.

In einen winzigen Ort in Massachusetts zog Ruth. In den sechziger Jahren der Bürgerrechtsbewegung hatte sie Ideale. Die rutschten jedoch immer mehr aus ihrem Blickwinkel, als sie eine der wenigen weiblichen Börsenmakler wurde und Jahre im Stress verbrachte. Vor fünf Jahren nahmen ihre Schuldgefühle so zu, dass sie alles hinschmiss und als Buchhalterin im Museum einer Kleinstadt einen Job für einen Hungerlohn annahm. Nebenher lernt die alleinstehende Endvierzigerin jetzt den Beruf des Landschaftsplaners. Die Umwälzungen in ihrem Leben haben ihr freie Zeit, Freunde und Hoffnung gebracht.

Die Malerin Florence wird jedes Mal aggressiv, wenn sie nach New York fährt. Sie habe zu ihrer Geburtsstadt immer eine Hassliebe gefühlt, entschuldigt sie sich. Nie konnte sie dort von ihrer Kunst existieren und schlug sich deshalb die meiste Zeit ihres Lebens als Sozialarbeiterin durch. Die scheue Frau wohnt hier jetzt mit Mann und Kind auf einem einsam gelegenen Grundstück und malt, stellt aus und verkauft ihre Werke. In ihrer freien Zeit ist sie Mitorganisatorin des Jüdischen Filmfestivals. Sie ist glücklich, endlich die Kraft zu haben, an der Verwandlung der Welt mitwirken zu können.

Es gibt unter den zahlreichen Ausreißerinnen aus der Metropole Frauen wie die Wissenschaftlerin Betty, die am nahen Williams College als Professorin der Neuropsychologie lehrt und forscht, die Frauen der ersten nordamerikanischen Gemeindefarm, die ältere Rehfarmerin sowie die Bürgerrechtlerin Pat, die von ihrem Wohnsitz in Vermont immer wieder bis nach Washington und sogar bis zu Bill Clinton vordringt. Wir alle trafen uns hier im Nirgendwo, wo das wahre Amerika pulsiert, wo außer dem unvergleichlichen Angebot an Kultur Arbeitslosigkeit und Armut herrschen und eine Menge Warmherzigkeit anzutreffen ist.

In das Geborgenheit spendende Dickicht der Abgeschiedenheit zogen wir, die Menschlichkeit wiederzuentdecken. Wer aber gewinnt die Revolution ins Glück? Die vom stählernen Fitness getrimmten Stadtneurotikerinnen oder die auf dem hölzernen Trimm-dich-Pfad aufatmenden Neulandbeseelten? Ich glaube, wir haben die längere Puste.



Abenteuer W

Text: Annette Maennel
Fotos: Annett Ahrends

Wohnen – ein abendfüllendes Thema. Schließlich handelt es sich um eine der wenigen Angelegenheiten, mit der sich zum Beispiel eine ins Stocken geratene Unterhaltung von nullkommanix auf hundert hochfahren lässt. Die meisten wünschen sich sowieso eine andere Wohnung als die, in der sie gerade leben. Zu klein, zu teuer, zu laut, zu dunkel und überhaupt... An Baumrinden, an Wänden, in Kaufhallen wird dann auf kleinen Zetteln die Traumwohnung gesucht: Groß, warm und hell soll sie sein, mindestens drei Zimmer haben, auf der Sonnenseite liegen, einen breiten Balkon für den Heimgarten und natürlich soll kein Ofen mehr den abgeschliffenen Holzfußboden zieren. Gedacht wird an eine Bleibe in einem freundlichen, grünen Kiez, in dem man Leute zum Nachbarn hat, die so sind wie man selber. Gibt es Kinder zum Spielen, um so besser für die eigenen, doch da möchte bitte schön auch ein Park gegenüber sein mit einem hundesicheren, gepflegten Spielplatz. Auf der Straße vor dem eigenen Fenster haben wenige Autos zu fahren. Und falls doch, dann nur mit 30 km/h. Natürlich sollte die Miete 800 DM warm nicht überschreiten.

Auch die Autorin sucht schon seit drei Jahren nach einer der oben beschriebenen Wohnung. Jedes Wochenende sitzt sie gebeugt über den Anzeigen in diversen Tageszeitungen, bzw. fummelt schon in der Nacht vor dem Erscheinungstermin mit dem Curser auf den Online-Seiten herum, ohne bis zum heutigen Tag fündig geworden zu sein. Nein, keine Angst, jetzt erwartet Sie nicht die hundertachtzigste Geschichte von Pleiten und Pannen in stockdunklen Parterrewohnungen, gierigen Maklern oder vielen netten Menschen, mit denen man sich hübsch nacheinander durch die Zimmer schiebt und dabei gedankenverloren das Bett, den Schreibtisch an Ort und Stelle rückt... Wo plötzlich das Kind lauthals erklärt, in welchem Zimmer es sich einnisten wird und sich überhaupt nicht dafür interessiert, dass vor und hinter ihm noch mehrere Dutzend in feinem schwarzem Tuch von Raum zu Raum schlendern, ebenfalls in Gedanken die Möbel plazierend... Dass es aber dennoch möglich ist, mit einem normal gefüllten Geldbeutel Wünsche wie gemeinschaftliches und modernes Wohnen als Lebenskonzept in ein Wohnkonzept zu übertragen, davon soll diese Geschichte erzählen. Sie spielt in Hamburg, in Dessau und in Berlin.

Wohnquartier »Zeisewiese« im Herzen von Hamburg-Altona, Planung mit Nutzerinnen

Iris Neitmann, 43, Architektin und Bauunternehmerin kann ein Lied von den Schwierigkeiten singen, wenn es darum geht, die im richtigen Moment gereiften Ideen in die Tat umzusetzen. Sieben Jahre dauerte ihr bisher größtes Vorhaben in Zusammenarbeit mit ihrer Kollegin Beata Huke-Schubert: die Bebauung der zehnjährigen Industrielandschaftsruine »Zeisewiese«. Hier montierten in den 60er Jahren die Zeisewerke Bagger und Schiffsschrauben. Als es sich nicht mehr rechnete, die Kokurrenz zu groß geworden war, schloss man die Fabriktore und vermietete einige alte Hallen, z.B. an ein Kino. Vorübergehend bot die Wiese den Rollwagenheimern einen Platz unterm Himmel, und die 68er erprobten ihre sozialpädagogischen Kenntnisse an deren Kindern. Lange Zeit schlummerten Bebauungspläne für einen Neubau in den Schreibtischen der Baubehörde des Senates, ohne dass sich daraus irgendwelche Konsequenzen ergeben hätten. Die Bezirksversammlung, eine recht liberale und neuen Ideen gegenüber offene Truppe,



Baustelle »Zeisewiese«. Architektin Iris Neitmann (Foto: I. Fokuhl für Cosmopolitan)

ohnplatz

befasste sich wiederholt mit dem hässlichen Entlein mitten im Herzen Altonas, dem der Charme eines multikulturellen, kreativen, pulsierenden Stadtteils nachgesagt wird, in dem sich immer mehr Unternehmen ansiedeln, besonders aus der aufstrebenden Multimediabranche. Klar war, dass es eine dichte Bebauung geben musste, die dem innerstädtischen Charakter entsprechen sollte. Inzwischen hatte sich die »Zeise-Ini« gegründet, in der sich mehrere Wohngruppen und Kleingenossenschaften unterschiedlicher Couleur zusammengeschlossen hatten, mit dem Ziel, ihre Behausungen nach eigenen Vorstellungen zu planen und zu gestalten. Das Bezirksamt war nicht abgeneigt, hatte man doch mit Wohngruppen gute Erfahrungen gemacht: Die Bewohner identifizieren sich mit dem Stadtteil und verstärken das soziale Engagement. Eine ideale Aufgabe für Iris Neitmann, die sich als einen ihrer Arbeitsschwerpunkte das Planen und Bauen für Hausgemeinschaften auf die Fahnen geschrieben hatte, für ihr Wohnprojekt »Jung und Alt in Flottbek« mit einer großen Resonanz und dem Bauherrinnenpreis prämiert wurde.

Die gebürtige Westfälin unterhält heute ein Architurbüro in der Nähe des Hamburger Hauptbahnhofes in bester Lage, fünf Architekten und zwei Studenten suchen und finden hier als architektonisches Credo das, was die Chefin als: »Klarheit und Leichtigkeit – in Verbindung mit Lebendigkeit und Freude an Urbanität durch Nutzungsvielfalt« beschreibt. Die kleine, quirlige Frau, der das Sitzen sichtlich schwerfällt und die immer wieder aufspringt, um etwas zu holen, heraussuchen oder kopieren zu lassen, strahlt eine ungebändigte Energie und Durchsetzungsfreude aus. Als sie die von dem Bezirk Altona abgesegneten Pläne für die Bebauung der Zeisewiese in den Senat der Freien Hansestadt Hamburg trägt, will man sich ihrem Vorpreschen nicht beugen, und verweist das Neitmannsche Projekt als »Spinnkram von zwei Frauen« zurück in die Schranken hierarchischer Ordnungsprinzipien.

Es wird ein Wettbewerb ausgeschrieben, Bezirk und Senat verhandeln so lange miteinander, bis man sich darauf einigen kann, dass das städtebauliche Konzept der »Zeise-Ini« in Zusammenarbeit mit den Architektinnen Neitmann und Huke-Schubert in die Stadtplanung übernommen wird, und den künftigen Bewohnern Mitsprache bei der Planung garantiert. Auf 7.850 m² Fläche sollen Häuser mit 185 Wohnungen und einer gemeinsamen Tiefgarage entstehen. Das Projekt hat einen großen Vorteil: Es wird in einer Dimension geplant, die den Mietpreis im Gegensatz zu Einhausprojekten erheblich nach unten hin korrigiert.

Danach begann die eigentliche Arbeit. Es galt acht unterschiedliche Bauherren und Träger mit eigenen inhaltlichen Schwerpunkten und Wünschen in der Grundrissgestaltung zu berücksichtigen. Da standen Initiativen mit so klangvollen Namen bereit wie: »Villa Konsens«, die von Beginn an in eigener Regie ihre Eigentumswohnungen planten; das Mütterwohnprojekt »Rosaluxuslilalottaburg« für Alleinerziehende und ihre Kinder, die »Arche Nora«, in der sich Alleinstehende zwischen 40 und 65 zusammengefunden hatten und die beide eine Investorin vorzuweisen hatten, da den Frauen für Genossenschaftsanteile das nötige Geld fehlte, oder ein Jugendverein, der für Obdachlose eine Herberge schaffen wollte. Plötzlich saßen die Yuppies, neben dem Arbeitslosen, die Lehrerin neben einer 18jährigen Alleinerziehenden mit ihrem Baby. Sie alle zeichneten Zimmerpläne, klebten ihre Traumwohnung aufs Papier, Kinder zeichneten ihre Wohnhöhlen. Es entstanden Orte, die Geborgenheit und Schutz bieten. Behausungen mit der Möglichkeit des Rückzuges und der Abgrenzung, die gleichzeitig das Miteinander zulassen.

So sollte es aussehen, doch in dem vielseitigen Wohnmodell verbarg sich ordentlich Zündstoff. Zwar kannten sich die unterschiedlichen Bewohner vorher, und das Ziel verband die Gemeinschaft, doch die Verteilung der Hausgemeinschaften gegenüber den Liegenschaften der zukünftigen Eigentumsbewohner und diese wiederum gegenüber den Vorgaben des Bausenates erwies sich als problematisch. Da bekam Iris Neitmann, die Expertin für Selbsthilfeprojekte, eine Menge zu tun. »Am kräfte- und energiezehrendsten sind die ständigen Diskussionen, das Hin und Her, ehe sich ein Kompromiss aushandeln lässt.« Denn der Unterschied liegt auf der Hand: Der übliche Investor baut, um zu verdienen, der Architekt hat sich den Vorgaben des Bauherren zu fügen. Und wird dafür entlohnt. Neitmann sind zwar die öffentliche Aufmerksamkeit und das Lob sicher, doch bezahlt ihr niemand den langen Prozess, alle unter einen Hut zu bekommen. Nebenbei war das auch ein Grund für Neitmann, als Bauträgerin aufzutreten: »Es erschließt völlig andere Möglichkeiten für das Umsetzen innovativer und ökologischer Ideen. Als Architekten haben wir kaum Einfluss darauf«. Was sie als Architektin umtreibt, ist der Wunsch, Leben und Arbeiten

Diese Wohnung bitte nur mit Biofarbe malen. Farbe wird noch geliefert.



sinnvoll miteinander zu verbinden. Leuten die Möglichkeit zu schaffen, sich nach den eigenen Bedürfnissen einzurichten, sich im Einklang mit ihren Sehnsüchten bewegen zu können und Wohnen als einen lebendigen Ort der Kommunikation zu begreifen.

Ortsbesichtigung

Das viele Grün, das im Innenhof-Karree irgendwann einmal üppig wuchern werde, möge ich mir bitte vorstellen. Und noch der hinterhergerufene Appell an meine Phantasie, den noch sehr präsenten Bauplatz nicht mit dem Wohnplatz zu verwechseln. Bisher wurde die Hälfte der Wohnhäuser fertiggestellt, die meisten der Wohnungen sind bezogen – für alle ein lang herbeigesehnter Moment nach sechs Jahren Bauphase. Da stört man sich nicht daran, dass die großen, hohen auf den Innenhof zeigenden Fenster der Parterrewohnungen für jedermann einsehbar sind. Kinder spielen mit ihrer Eisenbahn, der Schreibtisch steht nahe am Licht. Eine Frau lümmelt im Sessel und blickt den hantierenden Bauarbeitern oder Interessierten fest ins Gesicht. An den Fenstern hängen leichte Schals, die Farben gelb, orange und ocker überwiegen. Der Wunsch nach einem Hauch mediterraner Leichtigkeit, von der Architektin vorgegeben, setzt sich in vielen Wohnungen fort. Es ist ein unaufgeregter Bau, in dem sich der Stil der beiden Architektinnen ergänzt. Die Fassaden sind entweder aus Ziegelstein, gelb oder weiß angestrichen, die Dächer stehen in unterschiedlichen Höhen zueinander, und assoziieren so den Anschein einer »gewachsenen« Siedlung. Holz gilt für viele als Basiselement für die Einrichtung.

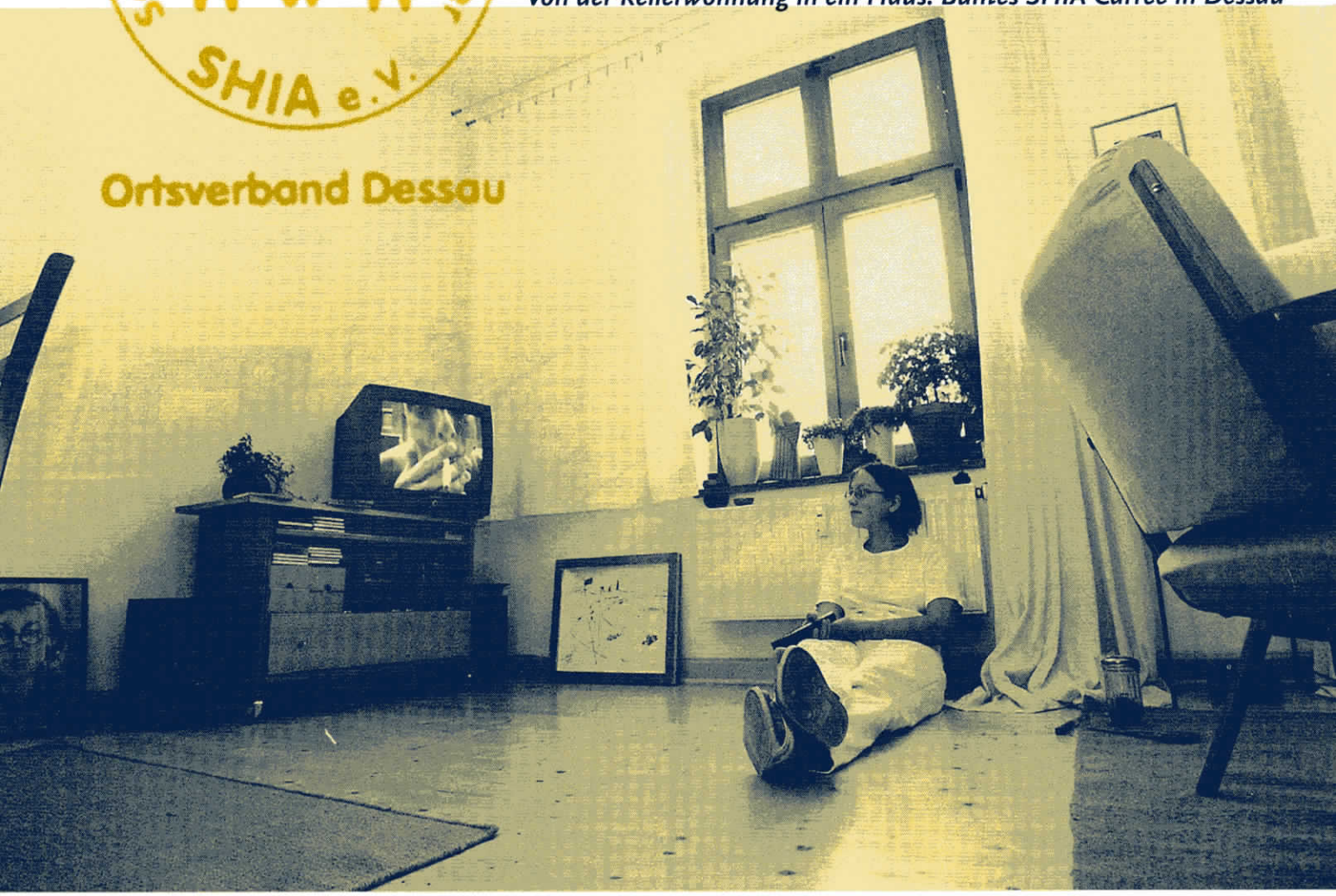
Doch auch die Sicht von draußen verbirgt nicht die unterschiedliche soziale Stellung der Bewohner. Wer wenig Geld zum Leben hat, begnügt sich mit ein paar eckigen Tüchern an der Fensterscheibe und stellt sich Möbel aus Plaste auf den Balkon. Hier und da stehen schon ein paar kleine Blumentöpfe. Obwohl viele Balkontüren offen stehen, meint der Kinderwagen schiebende Mann, dass niemand da sei, mit dem ich sprechen könnte. »Alle arbeiten.« Umso besser denke ich und treffe dann doch eine junge Frau, die mit ihrer Tochter Berenike Quartier bezogen hat und froh ist, auf: »Frauen zu treffen, die wissen wie es ist, wenn man mit einem Kind alleine dasteht, und die sich untereinander helfen.«

Noch stehen Kräne auf der Zeisewiese, laufen die Presslufthammer auf Hochtouren, doch schon im Sommer 2000 wird in der Zeisewiese der Alltag eingekehrt sein. Iris Neitmann wird an einem völlig anderen Projekt arbeiten, z.B. an einem Komplex, der es mehr als bisher baupolitischer Richtlinien zulässt, Wohnen und Arbeiten noch besser miteinander zu vereinbaren. Und im Bauamt des Senates wird vielleicht das Projekt als eine Alternative für städtische Problemzonen in die Annalen eingehen.

SelbstHILFEgruppen Alleinerziehender SHIA e.V.

Ortsverband Dessau

Von der Kellerwohnung in ein Haus: Buntes SHIA-Carree in Dessau



Nein, der fünfjährige Christian hat keine Lust sich für ein Foto an das metallene Gitter der Außenwandtreppe im Innenhof zu stellen, auch wenn die Mutter mit Engelszungen auf ihn einredet. Mit ihren tanzenden Lockenwicklern auf dem feuchten Haar kann sie ihm nicht einmal die Pflicht zur Kür abnehmen, außerdem muss sie »noch Essen kochen, sauber machen und sich schminken« und in einer halben Stunde bei einem Vorstellungsgespräch sitzen. Christine, die 33jährige Friseuse, ist eine der letzten, die in das völlig rekonstruierte und umgebaute Haus an einer Straßenecke in Dessau die Wohngemeinschaft des SHIA-Carrees komplettiert, nachdem sich ihr Mann eine andere genommen hatte und mit ihr und dem Kind nichts mehr zu tun haben wollte. Es fiel ihr ziemlich schwer, zu akzeptieren, dass sie von nun an erst einmal mit ihrem Kind alleine leben würde. Sie war die Verlassene, sie war die, die bis dahin bei ihrem Mann als mithelfende Ehefrau gearbeitet hatte und sich nach der Scheidung mit Sozialhilfe wiederfand. Sie litt, suchte die Fehler bei sich und fand bei den Frauen im Haus den Rat und die Unterstützung, die sie brauchte. Abstand gewinnen, die eigene Kraft entdecken, sich orientieren. Maßgeblich beteiligt an diesem Prozess ist Sabine Engel, die ihrem Namen buchstäblich alle Ehre macht und den guten Geist des Hauses gibt. Fast müsste man sagen, dass es ohne sie das Haus in dieser Form nicht geben würde. Natürlich, es steht ein Verein dahinter, die in allen ostdeutschen Bundesländern vertretene Selbstinitiative für alleinerziehende Mütter und Väter (SHIA), und als sie sich noch in einer Kellerwohnung trafen, ließ es sich wunderbar von einem eigenen Haus träumen. Nur sollte es für Sabine Engel kein Tagtraum bleiben.

Sabine Engel, die ehemalige Ingenieurin für Maschinenanlagenbau und Fachberaterin für Umweltschutz, schloss nach der Wende



ihre Umschulung zur Sozialreferentin ab und hält seit 1993 die Fäden des Vereins in der Hand. Zu diesem Zeitpunkt hatte die heute 35jährige gerade ihre eigene Metamorphose im Stakkato aufs Parkett gelegt. Zur Wende lief sie noch mit Faltenrock und Mutti-Frisur durch die Stadt, habe sich immer als »hässlich« empfunden und kaum in Gegenwart anderer den Mund aufgemacht. Verheiratet mit einem Mann, der sich für große dicke Autos begeisterte, die nun auch im Sachsen-Anhaltinischen zu haben waren, und der ein Häuschen bauen wollte, stand sie mit ihrem zart wachsendem Interesse an grünen Tomaten und Ökoklamotten immer einsamer da. Pflichtbewusst baute sie das Haus noch mit, obwohl sie nicht darin leben wollte. Erst die Beziehung zu einem anderen Mann ließ sie »aussteigen« und Luft holen. Sie entwickelte bisher ungeahnte Qualitäten, die man normalerweise unter dem Stichwort sozialer Kompetenz zusammenfasst: gut mit anderen umgehen und zuhören können, sich in die Probleme anderer hineinversetzen und klar artikulieren können.

Selbstbestimmt und individuell leben, dabei die Arbeit des Vereins als Ansprechpartner für Alleinerziehende, als Betreuungsmöglichkeit professionalisieren, war das Ziel. »Sozialarbeit wird immer als Schmuddelecke gesehen«, mokiert sich Engel und will »so ein Lebensumfeld schaffen, in dem man sich wohl fühlt.« Für Engel soll es nicht nur ein Tagtraum bleiben, sie fädelt die Suche nach einem geeigneten Objekt im Sanierungs-gebiet mit der Wohnungsgesellschaft ein. Erleichternd kommt hinzu, dass die EXPO händeringend nach einem sozial/alternativen Projekt in ihrer Partnerstadt Dessau sucht. SHIA bewirbt sich mit ihrem Wohn- und Lebenskonzept, das nichts anderes schaffen will, als bezahlbaren Wohnraum für Alleinerziehende verbunden mit einem aktiven Verein in einem angenehmen und kommunikativen Umfeld. Es sollte einen einladenden Charakter haben und signalisieren, dass es keiner Logik entspricht, nur in heruntergewirtschafteten, alten Räumen Probleme zu wälzen. Das diese Haltung teilweise exotisch ist, beweisen immer wieder die Schwierigkeiten mit den Ämtern, wenn die Jahresbudgets für sozial arbeitende Projekte ausgehandelt werden. »Es ist in der Stadt schwer nachvollziehbar, dass auch Alleinerziehende Probleme haben. Erst wenn du einen asozialen Eindruck hinterlässt, fünf Kinder hast und schon mindestens einmal im Frauenhaus gewohnt hast, gilts du als unterstützungswürdig«.



Geschäftsführerin Sabine Engel



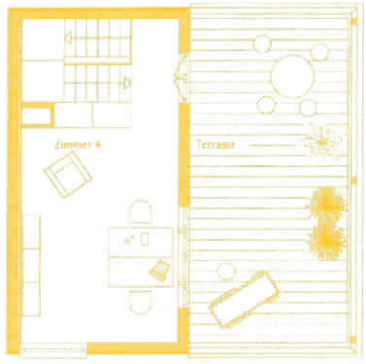
Mieter des SHIA-Projektes vor dem Umbau

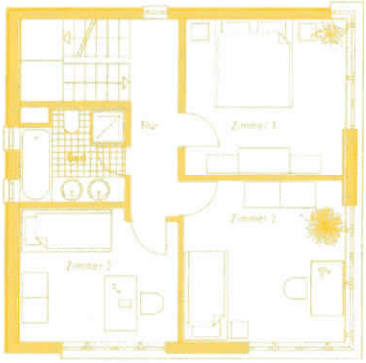
Bei der Planung des Umbaus sollten die Wünsche und Vorstellungen der Mieter berücksichtigt werden. Ein Trend, der sich langsam aber beständig immer deutlicher durchsetzt. Die Zeiten der traditionellen Schachteln mit ihrer genormten Zimmeraufteilung sind vorbei. Der Single hat andere Vorstellungen als die vierköpfige Familie, in der jedes Kind ein anderes Instrument spielt, oder eine Familie mit einem Behinderten. Kurzum, Eigentümer des Hauses blieb die Wohnungsbaugesellschaft, die das Haus dem Verein vermietete und Mittel für den notwendigen Umbau im Rahmen der Förderprogramme bereitstellt. Die Mieter sind Vereinsmitglieder und der Umbau des Hauses wird gemeinsam mit einer Architektin gestemmt. Nach welchen Kriterien wurden die Glücklichen ausgewählt? Voraussetzung war ein Wohnberechtigungsschein und die Bereitschaft, wirklich mitzuarbeiten und sich ökologischen Regeln beugen zu wollen. Als überholt kann man auch die sterile Abgrenzung gegenüber den Nachbarn beobachten. Zu stark haben sich die Lebensweise und die Gesellschaftsstrukturen verändert. Kinder sind beispielsweise in dem Haus fast nie allein. Haben sie ein Problem oder finden gerade mal ihre Mutter saudoof, dann klopfen sie eben ein Stockwerk höher an. Gibt's ein Problem, wird mal kurz nebenan vorbeigeschaut. Ist das auf Dauer nicht zu dicht, frage ich Sabine Engel: »Nein, es gibt eine Vereinbarung, an die sich alle halten. Wenn ich meine Tür geschlossen halten möchte, dann sage ich es und es wird akzeptiert«.

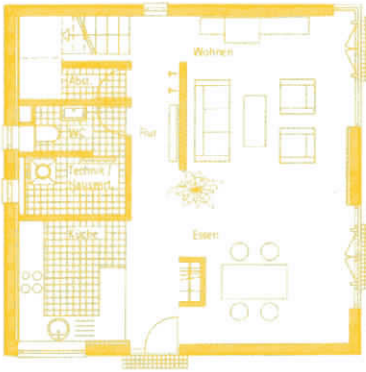
Der gleiche Pragmatismus beim Thema Männer. Also erstens dürfen die Geliebten, Lebensgefährten, Söhne usw. eintreten, so lange sie nicht den Laden aufmischen, und zweitens wird Sabine Engel richtig fuchsig, wenn sie den Leuten immer wieder klar machen muss, dass sie für Frauen eintritt, ohne deswegen Männer zu hassen. Ihr Motto: »Wenn ein Ausländer eine andere Sprache spricht, dann muss ich mich ihm verständlich machen.« Und um beim Thema Mann zu bleiben: Es ist auch heute noch keine Seltenheit, dass zum Vorstellungsgespräch für einen Job als Kinderbetreuerin der Gatte die Frau begleitet, um dann im geeigneten Augenblick zu sagen: »Nein Ilse, das ist nichts für dich. Da kannst du mir nicht das Abendbrot machen.« Da klafft er wieder, dieser Spagat zwischen Anspruch an ein modernes Leben und Realität. Aus diesem Grund genießt das Haus Aufmerksamkeit und wartet auf NachahmerInnen. Viele sehen interessiert hin, aber bisher konnte sich niemand zu solch einer Initiative aufraffen, obwohl die Wohnungsgesellschaft sie mit offenen Armen empfangen würden ob ihrer guten Erfahrungen mit den Frauen. Etwas schwieriger gestaltet es sich mit dem Verein. Im Erdgeschoss steht ein wunderschöner Kinderraum bereit, nur fehlt es derzeit an Kindern.

Die vitale Sabine Engel trägt heute ihre Haare kurz, das lässt sie nicht nur etwas frech aussehen, das steht ihr auch unheimlich gut. Nie wieder würde sie in ihr altes Leben zurückgehen: »Wenn man eine Zeitlang alleine gelebt hat, lässt man sich von keinem mehr das Fernsehprogramm vorschreiben.« Ihre Lebenshaltung vermittelt sie den anderen. Und ihre Tochter? Wie kommt die mit der Power-Mutter zurecht? Bestens. Weil Mama ja auch ihre weichen Seiten hat. Und Christiane? Die will auf jeden Fall wieder arbeiten gehen und was mit Kosmetik machen.









»Emanzipatorische Wohnform« in Biesdorf-Süd, Berlin

Ja. So hieß tatsächlich die Ausschreibung der Berliner Senatsbauverwaltung, die nur für die weibliche Zunft der Architekten einen Wettbewerb auslobte. Ziel dieses Wettbewerbs war nicht nur das Vorlegen eines innovativen Wohngeländes, von dem man sich typisch weibliche Vorzüge erwartete – Wohnen, Arbeiten, Versorgen und Erholen im Wohngebiet, ausgerichtet auf die individuellen Lebensentwürfe und -phasen, ökologisch und preiswert – sondern auch das Ergebnis langjähriger Forderungen von Architektinnen, die sich darüber Einfluss verschaffen wollen. Immer sind sie noch wenige in der stark männerlastigen Branche. Dass das von der Politik nicht ohne weiteres geschluckt wurde, liegt auf der Hand. Die Männer fühlten sich benachteiligt. Und es gab noch weitere Probleme: Zugelassen wurden nur Arbeiten von Architektinnen, die schon mit einem Bauträger in den Startlöchern saßen. Außerdem waren die Anforderungen des Bebauungsplans hoch. Es sollten Mit- und Eigentumswohnungen, genauso wie Einfamilienhäuser platzsparend, und den Kriterien der Agenda 21 entsprechend gebaut werden. Für maximal 350.000 DM pro Haus sollte der Schlüssel in die Hand des Mieters wandern. Die Grundstückspreise waren hoch angesetzt, so dass sich schließlich kaum ein Investor für den Gedanken erwärmen konnte, die Häuser gewinnträchtig zu vermarkten.

Von 20 letztendlich bewerteten Vorschlägen machte das Team von »evaplan« aus Karlsruhe das Rennen. Die Architektinnen, federführend die 35jährige Dagmar Zschocke und Susanne Eberhard-Blankenloch, überzeugten mit ihren schachbrettartig angeordneten blutroten Holzhäusern, in denen sich die Wohnbedingungen flexibel gestalten lassen. Untermieter mit einem separaten Eingang sind dann ebensowenig ein Problem wie in sich abgeschlossene Arbeitsräume. Die Dachterrassen sind großzügig geplant und sollen durch ihre Bepflanzung eine »grüne Brücke« zwischen den angrenzenden bereits vorhandenen Grünflächen in Biesdorf bilden. Das Problem an der gesamten Geschichte: innovatives Wohnen – gut und schön, doch büßt es ziemlich an Attraktivität ein, wenn die Infrastruktur wie Kindergarten und Schule erst dann entsteht, wenn die Mehrzahl der Wohnungen verkauft ist. Und selbst das wird bei den Häusern von »evaplan« nicht so schnell passieren, denn bisher existiert noch nicht einmal die Baustelle. Solange der Investor der prämierten Würfelhäuser in Holzbauweise nicht den Boden gekauft hat, wird's wohl auch nur ein kleiner »emanzipatorischer« Donner im Stadtplanungshimmel gewesen sein.

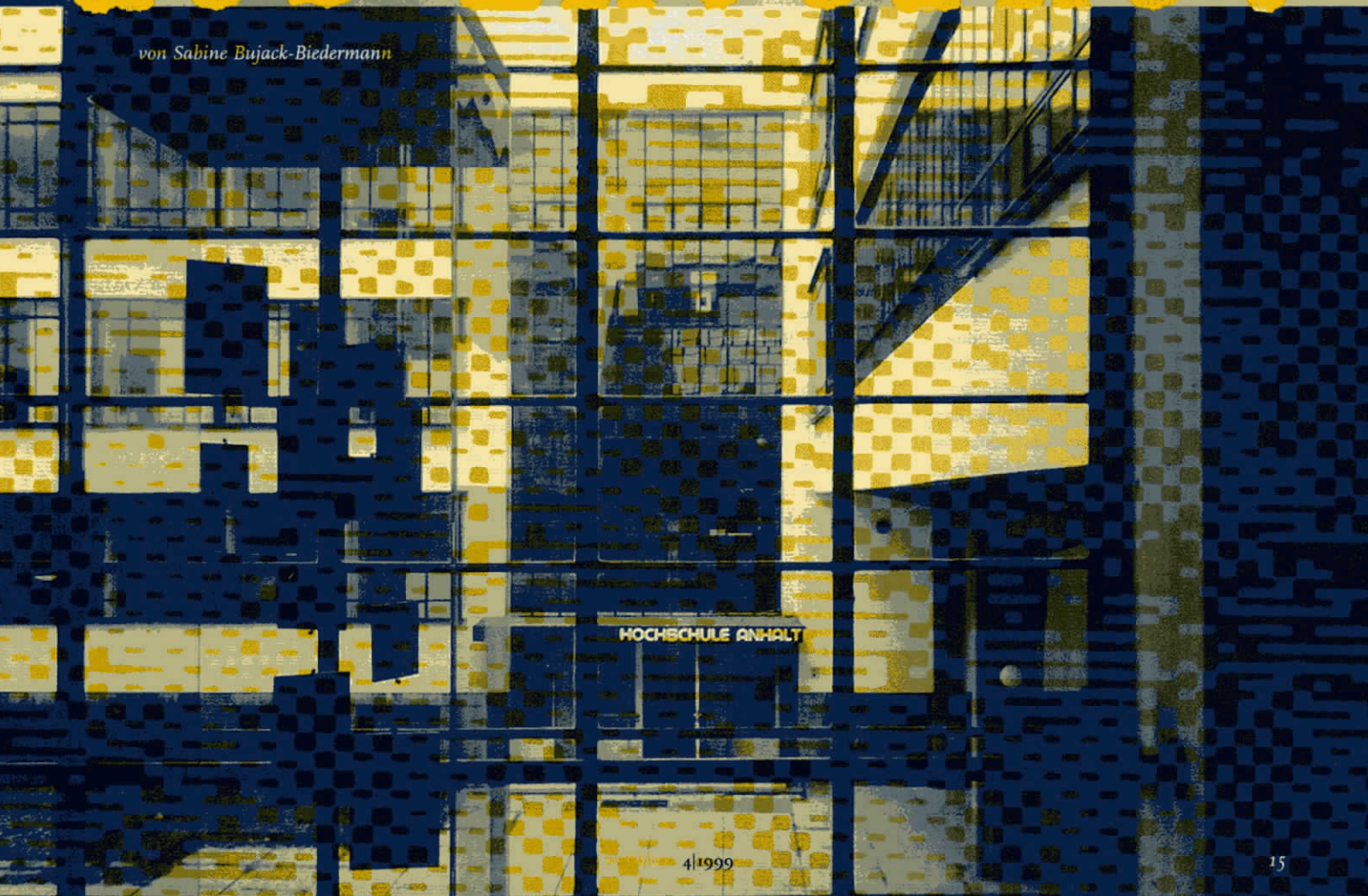
Das weltweite Datennetz treibt nicht nur die Globalisierung und Kommunikation voran, sondern auch die Karriere der Internet-Designer. Eine von ihnen ist die Aufsteigerin Tanja Diezmann mit netzgerechten Aussteigerträumen.



Foto: Annett Ahrends

Im Angesicht des Internet

von Sabine Bujack-Biedermann



Im Oktober beginnt sie ihr sechstes Semester an der Fachhochschule Anhalt in Dessau. Und weil die zierliche 30jährige unter den vielen Studierenden nicht auffällt, haben »ihre Studentinnen« ihr ein T-Shirt geschenkt mit der Aufschrift: PROFESSOR.

Tanja Diezmann hat ihr Diplom bereits seit fünf Jahren in der Tasche und findet an der Tatsache, zu den jüngsten Professoren Deutschlands zu gehören, nichts Spektakuläres. »Das Alter ist nicht wirklich wichtig, doch wird das immer zuerst gefragt, weil das interessanter erscheint als das, was ich mache.« Was sie macht, ist Interface-Design. Das soll die Benutzung des digitalen Datennetzes so praktisch und anwenderorientiert wie möglich gestalten.

Als Tanja Diezmann 1994 ihr Studium der visuellen Gestaltung in München und Schwäbisch Gmünd mit einer Forschungsarbeit über digitale Gestaltung abschloss, gab es ihr heutiges Medium, das Netz der unbegrenzten Möglichkeiten, noch nicht. Jetzt arbeitet sie daran, die Schemata der alten Medien zu überwinden, um die scheinbar grenzenlosen Offerten des World Wide Web (www) aus dessen eigenem Aufbau heraus gezielt nutzen zu können.

Mit ihrem Vorhaben, die Funktionalität der Medien zeitgemäß und den Bedürfnissen des Benutzers entsprechend zu gestalten, greift die junge Professorin – wenn auch auf ganz anderer Ebene – ein wesentliches Anliegen der Bauhaus-Gründer Walter Gropius und Johannes Itten auf, dem sich die 1991 gegründete Hochschule Anhalt verpflichtet fühlt. In Dessau, heute neben Bernburg und Köthen der dritte Standort der Hochschule Anhalt, fasste das Bauhaus 1925 nach der Vertreibung aus Weimar wieder Fuß. Architektonisch bahnbrechend war ihre innerhalb eines Jahres entstandene Lehranstalt, heute wird sie von der UNESCO als Weltkulturerbe geschützt: Meisterhäuser für das Bauhauskollegium um Gropius, Moholy-Nagy, Kandinsky, Klee, Schlemmer, Feininger und Muche, ein Fertigteilhaus aus Stahl, eine Reihenhaussiedlung und das Bauhausgebäude selbst. Den wenigen fruchtbaren Jahren, die dem Bauhaus blieben, folgten weitere »Gesamtkunstwerke« als »Gesamtwerke«.

Teuer ist die Renaissance der Marcel-Breuer-Stahlrohrmöbel, Marianne-Brandt-Kugelleuchten und Wilhelm-Wagenfeld-Teekannen. Achtzig Jahre nach der Gründung des Bauhauses in Weimar besinnt sich die Fachhochschule in Dessau aber nicht nur auf die klingenden Namen und klassischen Ergebnisse aus sieben Dessauer Bauhaus-Jahren, sie setzt vor allem auf die »Bildungstraditionen« jener Zeit. Dazu gehört der unkonventionelle Umgang mit dem überlieferten Formenverständnis, mit althergebrachten Arbeitsweisen, mit den Beziehungen der Dinge und Menschen zueinander.

»Dieses Medium ist noch nicht festgelegt«, kommt die sonst eher sachlich-nüchterne junge Professorin beim Stichwort Digitalisierung ins Schwärmen und moniert in bester Bauhaus-Tradition, dass die alten Denkmuster den freien Gebrauch des www einengen. Ihren Weg in das Datennetz fand Tanja Diezmann auch nicht eindimensional. Dem ersten Abschluss schloss sich ein Aufbaustudium an der Hochschule der Künste in Berlin an, das sich mit einem Lehrauftrag für Fotodesign und Multimedia beim Lette-Verein, einer Berliner Berufsfachschule für Fotografik und Mode, kreuzte.

Als sich zudem die freie Mitarbeit bei Pixelpark, einer der führenden, innovativen Multimedia-Firmen, zum Full-Time-Job auswuchs, gab Tanja Diezmann, nunmehr von Bayern in die Medienstadt Berlin gezogen, das akademische Studieren auf: »Da ging alles so langsam, im Job ist viel mehr passiert.« Zum Beispiel ihr Aufstieg von der Honorarkraft zum Art Director, später zum Creativ Director bei Pixelpark innerhalb weniger Monate. Die damals 25jährige hatte zwei Dutzend Leute anzuleiten, eine junge Mannschaft, oft Quereinsteiger. Mit ihnen konzipierte sie Multimedia-Auftritte so bekannter Firma wie adidas und Telekom. Und nebenher erklärte sie der deutschen Wirtschaftsspitze, was html ist.

Dem Ruf nach Dessau im April 1997 folgte sie, weil sie die Forschung reizte: »Ein Web-Auftritt soll nicht besonders schick werden, sondern besonders gut funktionieren.« Wieder so ein Bauhaus-Prinzip aus dem Gründungsmanifest von 1919, umgesetzt in den heutigen Sprachgebrauch. Wer sich linear, also Seite für Seite durch das Datennetz blättere, könne auch ein Buch nehmen, erklärt Tanja Diezmann. Die multimediale Gestalterin will die Dimensionen Raum und Zeit in die Gestaltung einbeziehen, so dass das Datenangebot soweit aufgelöst wird, dass der »User« sich seine benötigten Informationen nach persönlichen Anforderungen zusammenstellen kann.

Das Diezmannsche Interface-Design, die Gestaltung der »Schnittstelle« Mensch-Maschine, ist dann erfolgreich, wenn dem Benutzer eine Startseite zur Verfügung steht, die jene Informationen visuell so umsetzt, dass er sie schnell versteht und verwerten kann. Ein Effekt mit philosophischer Dimension: Sollte in den zwanziger Jahren in der Bauhauslehre modernes, bequemes Wohnen für alle durch typisiertes Bauen möglich werden, hat heute der freie, unkomplizierte Zugriff zu den Informationen des »demokratischen Mediums Internet« einen durchaus ähnlichen Anspruch.

Die Arbeitsmöglichkeiten an der Hochschule mit 30 bis 40 Studenten pro Semester bieten gute Voraussetzungen: Sie lassen zeitliche und schöpferische Freiräume zum kreativen Denken und Arbeiten. Manch einer wollte bei Professor Diezmann nur schnell ein Programm erlernen und blieb dank der ungeahnten Möglichkeiten hängen. Genügte einem anderen bisher die Gestaltung eines Plakates pro Semester, stieg mit der Entdeckung der virtuellen Möglichkeiten von Multimedia der Anspruch an die eigene Leistungsbereitschaft.

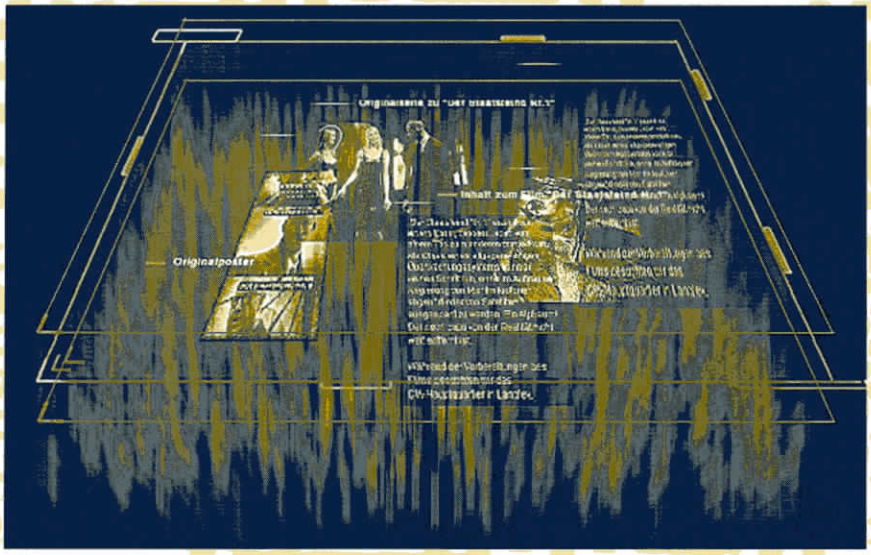
»Manchmal muss man ihnen vor Augen führen, dass sie hier eine geile Zeit haben, vier Jahre, in denen sie ausprobieren können, was sie wollen.« Die Vorteile der Forschungsbedingungen an der Dessauer

Fachhochschule stießen auch bei industriellen Auftraggebern auf Interesse. »Die Nachfrage, in echten Projekten optimale Lösungen zu suchen, ist größer als das, was wir leisten können und wollen«, erklärt die »Dienstleisterin«. Einerseits freut sich Diezmann, den Studenten Realität bieten und zugleich Innovationen in die Firmen bringen zu können, andererseits soll die Lehre und Forschung nicht zur Konkurrenz der Wirtschaft werden und durch Aufträge Stellen vernichten. Dennoch sollen die künftigen Führungskräfte ihre Ideen auch in der Umsetzbarkeit testen.

Schon wieder ist Tanja Diezmann, ohne wirklich darauf abzuzielen, bei den Wurzeln ihrer Vorgänger in den 20er Jahren angelangt. Was heute völlig logisch erscheint, die Verbindung von Bauhaus-Entwicklung und industrieller Fertigung, war damals eine echte Novität, geriet zum Streitpunkt und schließlich zum Bruch zwischen Gropius und Itten.

Damals, als die Studenten in Dessau noch Lehrlinge und Gesellen hießen, wäre Tanja Diezmann mit Meisterin angesprochen worden. Heute nennt sie sich Professor ohne auf das Anhängsel »in« zu bestehen. Wer in seiner tagtäglichen Arbeit keine Klischees akzeptiert, dem ist auch das Geschlecht ebenso unwichtig wie das Alter. Die Qualität der Leistung soll der höchste Anspruch sein, fordert die »Vorzeigefrau« und weiß dabei doch um ihren kleinen Sonderstatus.

Trotz dieses postfeministischen Gleichheitsanspruchs fällt auf, dass in den zwei Diezmann-Kursen pro Semester die Studentinnen deutlich in der Mehrheit sind, was mit der restlichen Fachhochschulstatistik nicht übereinstimmt. Vorsichtig formuliert Tanja Diezmann: »Wir glauben festgestellt zu haben, dass Frauen für interaktive Medien das bessere Händchen haben.« Sie ließen sich von den technischen Möglichkeiten nicht so leicht begeistern wie ihre männlichen Kollegen sondern gingen praktischer an die Fragestellungen heran. »Intuitiver« lässt sie jedoch nur gelten, wenn es nicht mit gefühlsmäßig, sondern höchstens mit einfühlsamer, mit der Gabe, sich in andere hineinzudenken, übersetzt wird. Wieder diese Zurückhaltung im Umgang mit vorgedachten Mustern, die den – ironisch lächelnd geäußerten – Wunsch nach jemand, der morgens vor einer Tagung schnell noch Hemd oder Bluse für sie bügelt, trotzdem nicht ausschließt.



Web-Design von Tanja Diezmann

»Ich habe immer das getan, was mir Spaß macht.« Das allein als Begründung ihrer Karriere ist sicher tiefgestapelt. Denn trotz aller Erfolge in Lehre und Wirtschaft sei »das Bedürfnis gewachsen, das zu machen, was voran bringt.«

So ist pReview entstanden, eine Designergruppe, zu der außer Tanja Diezmann ihr Lebenspartner Tobias Gremmler gehört. Je nach der umzusetzenden Idee kommen weitere Kollegen dazu. Das Label pReview hat sich auch deshalb einen Namen gemacht, weil es konsequent das umsetzt, was für viele wie Spinnerei – oder wie Luxus klingt: Arbeiten aus Spaß. Die Semesterferien beispielsweise verbringt Tanja Diezmann lieber vor den Bildschirmen im pReview-Studio in Berlin, wo sie trotz Dessauer Professur lebt, als am Strand, in den Bergen oder in den Cities der Welt.

Dabei entstehen Projekte, die zumeist nicht an Aufträge gebunden und oft im kulturellen Bereich angesiedelt sind. Den etablierten Kunstbetrieb irritiert es zunächst, wenn da jemand kommt, der nicht die schnelle Mark machen, sondern Ideen und Visionen verwirklichen will. Trotzdem fanden und finden sich Partner: im Frühjahr zum Beispiel das Berliner Theater am Halleschen Ufer, für das Jahr 2000 ist ein Projekt in München geplant.

Die audiovisuelle Sprachperformance »endlose« in Berlin mit dem Autor Ulrich Schlotmann, dem Musiker Zeitblom, Tobias Gremmler und Tanja Diezmann war das Ergebnis eines »interdisziplinären work-in-progress«. Die eigenständigen Genres Sprache, elektronische Musik und Videobilder werden aufgelöst in Komponenten eines neuen Gefüges. Im Prozess des Entstehens bedienen sich die Künstler je nach Bedarf, finden andere Zusammenhänge und bieten so neue Wahrnehmungsformen von Ton, Text und Bild.

Tanja Diezmann empfindet diese Art, sich Freiräume zu leisten, nicht als Idealismus. Sie kennt Internet-Millionäre, die »einen Haufen Stress an der Backe haben«, und Leute, die sich in ihren Erfolgen sonnen. Und sie trifft andere, die nach einigen Jahren feststellen, dass es das nicht gewesen sein kann. Mit diesen »positiven, aktiven Aussteigern« (Diezmann) macht sie sich auf den Weg.

Wohin führt der, wenn man mit 30 schon ein eigenes Label, eine steile Wirtschaftskarriere und eine Professur vorzuweisen hat? Darüber habe sie auch schon kurzzeitig nachgedacht. Ergebnislos. Sie macht wie immer nur das, was sie interessiert.

feste der körpersprache

Text: Barbara Keller
Fotos: Bernd Uhlig



Obwohl in der Berliner Off-Szene fest etabliert, erhielt die Tanzszene bisher weder die Beachtung, noch Förderung, die ihr ihrer Qualität nach zusteht. Ein ernstes Signal war 1997 die Verleihung des Theaterpreises an die unsterbliche Pina Bausch. Seit 1998 macht die Choreografin und Tänzerin Sascha Waltz von sich Reden. Ab Anfang 2000 wird ihr für ihre Projekte sogar ein festes Haus zur Verfügung stehen: die Schaubühne.

Einmalig, vorläufig, vergänglich – wesentlich der Naturzustand alles letztendlich Verweslichem – so präsentierten sich »Sascha Waltz & Guests« als Partner für Berlin mit ihrer kurzlebigen Produktion »Dialoge '99/II« im Jüdischen Museum. Senatsgesponsert, im Rahmen des Projekts »Berlin: offene Stadt. Die Stadt als Ausstellung«, konnte Anfang Juni diesen Jahres im jüngst fertig gestellten Liebeskindbau vier Tage lang eine Tanzperformance der besonderen Art genossen werden. Siebzehn Tänzerinnen und Tänzer spürten unter Aufbietung all ihres Talents und unter vollem Einsatz ihrer Ambition der Architektur des Objektes nach. Choreografiert von Sascha Waltz, die mit diesem Tanzstück ihren Faible für das stilisiert Abstrakte bewies und akustisch begleitet von den sphärischen Tönen der Klanginstallation des Klangkünstlers Hans Peter Kuhn.

Den Rahmen für dieses im Grunde nur Insidern zugängliche Fest der Körpersprache gab die Architektur des Jüdischen Museums. Ein eisener Koloss, der wie ein Schiffswrack aus dem Meeresboden einsam in den blauen Himmel ragt. Die Fassade ist nur an wenigen Stellen durch kleinflächige Fensterinseln durchbrochen. Wie mit der Rasierklinge geritzt, führen spitze Schnitte über die Oberfläche des Gebäudes. Ein Trümmerhaufen aus Metall und Scherben. Diese Architektur setzt sich im Innern des Gebäudes fort. Fatale, die innere Konstruktion entblößende Perspektiven, die sich gewöhnlich nach einem Gebäudeeinsturz ergeben, sind hier kunstvoll inszeniert. Hohe Räume, niedrige Durchgänge und die Verwendung von Betonteilen lassen eine Bunkeratmosphäre entstehen, in der sich der Besucher kalt angehaucht, singulär fühlt.

Mit ihrem Tanzstück »Dialoge '99/II« hat Sascha Waltz, die Architektur, den Ton des Ortes präzise getroffen. Nackt – bis auf die hautfarbene ›Reizwäsche‹ bloß – springen, tollen, rollen, schießen, plumpsen, krümmen sich oder verharren die Tänzer in dem durch Klang fühlbar gemachten Raum. Sie verlängern, verkürzen Perspektiven. Sind Teil der Architektur oder als Individuum von diesem abgestoßen – einsam, ausgeliefert. Die Tänzer erscheinen als Material in symmetrischen Menschenhaufen, dann aber auch wieder als verletzliche Einzelwesen in unüberbrückbarem Gegensatz zwischen verwundbarer Haut und dem gnadenlosen Betonboden.

Die Inszenierung führt über zwei Etagen durch die labyrinthischen Gänge des Museums wie durch die innersten Höhlen eines Faltengebirges. Die vom Besucher vielleicht erhoffte Bequemlichkeit, Kontemplation auf einem teuer bezahlten Platz zu gegenwärtigen, entfällt. Statt dessen drängeln und zwängen sich mindestens 70 Schaulustige durch das Abenteuer Raum. Geführt durch Eingeweihte der Kompanie – aufgefordert



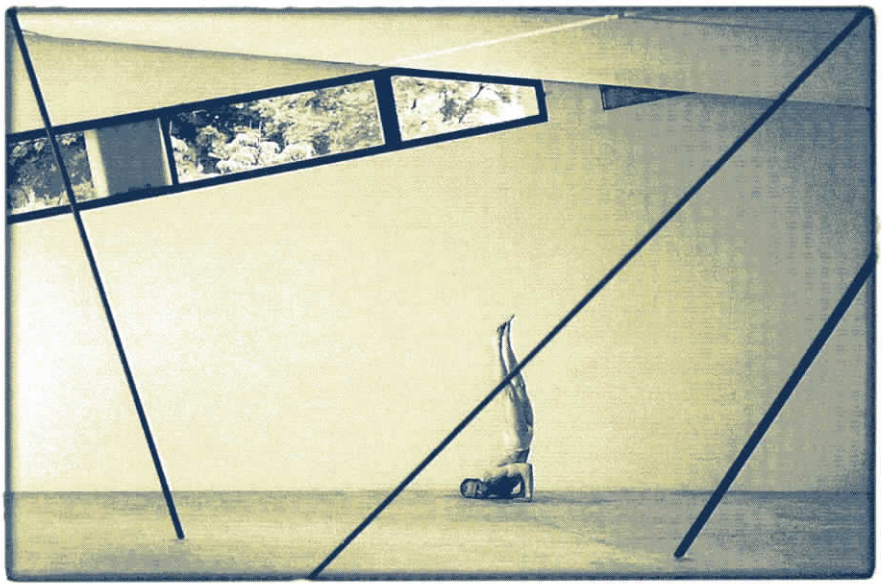
zum Schweigen und Hocken. Da knirscht hier ein Bein, schnarrt da eine Bandscheibe und verabschiedet sich dort ein Kreislauf. Vor der stundenlangen Devotion der Besucher auf den Knien vor den Opfern der deutschen Diktatur und der Kunst, hätten ein paar vorbereitende Dehnungsübungen sicher gut getan.

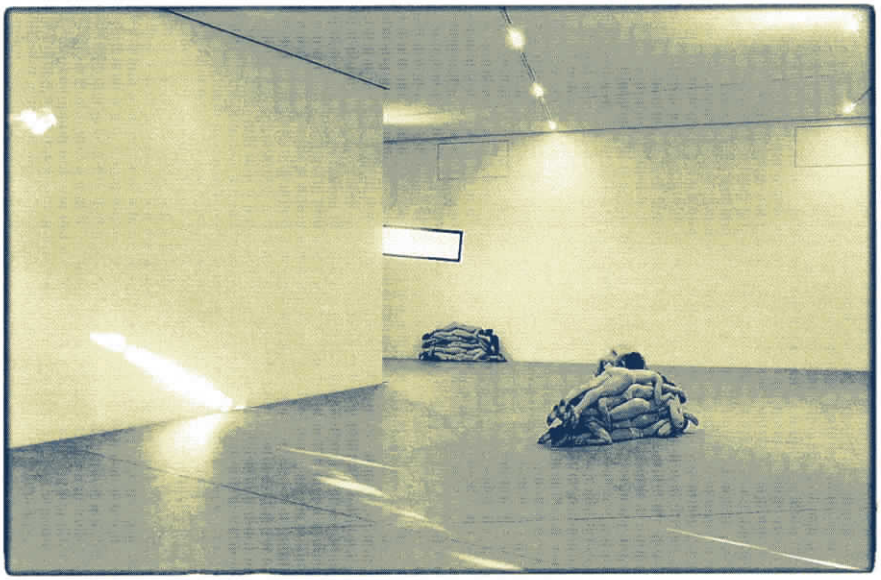
Die Dialoge sind die jüngste Produktion der 1996 ins Blickfeld der Medien gerückten jungen Choreografin und Tänzerin Sascha Waltz. Den entscheidenden Medienschub erhielt sie merkwürdigerweise durch das Stück »Allee der Kosmonauten«. Eine Groteske auf das symbiotische Leben einer Großfamilie auf engstem Raum. Die mag als Erfindung der »Dance Soap Opera« gefeiert wohl auch weidlich gelungen sein. Was sie indessen mit dem Berliner Osten zu tun hat, bleibt ein vielbeachtetes Rätsel. Denn erstens gibt es die hier betanzte, aus drei Generationen bestehende Großfamilie im piefigen Plattenmilieu nur in der Ausnahme und zweitens ist das russische Gepräge samt Akkordeon nicht mehr als ein offenbar lieb gewonnenes Klischee Ahnungsloser. Die Tänzer in »Allee der Kosmonauten« erscheinen eher als schlecht verkleidete HdK-Studenten, denn als Ossis. Dieses Stück könnte überall spielen. Nur an einem Ort nicht: In der Allee der Kosmonauten. Mit anderen Worten: »Allee der Kosmonauten« traf offensichtlich den Nerv einer gewissen Publikumscrème, die sich nach Realität und Ostexotik im Theater sehnt. Na gut. Warum auch nicht. Bei der gefällig gängigen Ostthematik wird Sascha Waltz sicher nicht allzulang verweilen. Die ihr nachgesagte schöpferische Unruhe muss sie zweifelsfrei zu existenziell Grundlegenderem führen.

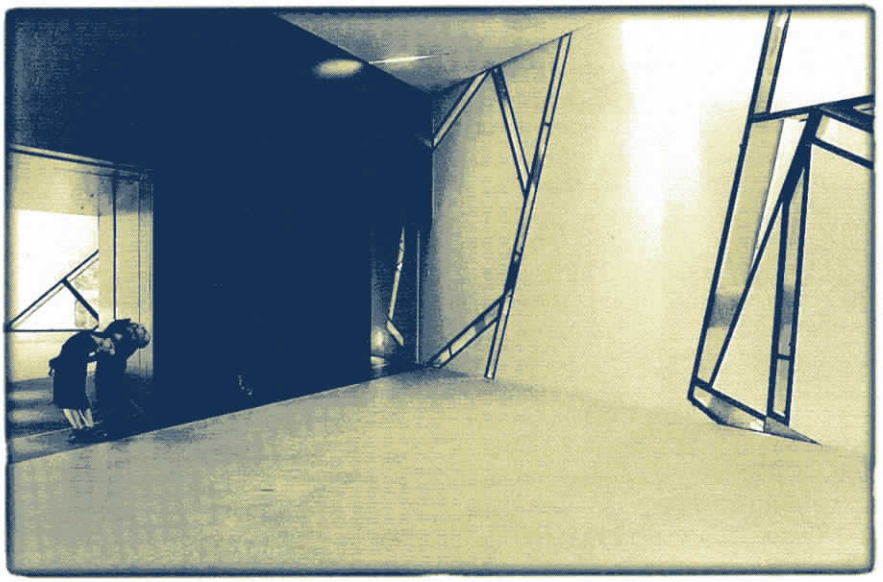
Sieben Jahre Weltreise in Sachen Tanz führten die gebürtige Karlsruherin Sascha Waltz 1990 in das wiedervereinte Berlin. Damals eroberte gerade die West-Berliner Off-Szene die Gegend um den Hackeschen Markt. Alles war Aufbruch, hoffnungsvolles Bohemetreiben. Tacheles, Oranienburger Straße, Auguststraße, Hackesche Höfe. Auch in der durch die DDR-Regierung anlässlich der 750 Jahrfeier Berlins Mitte der 80er Jahre aufgepeppte Sophienstraße gab es noch Potential, d. h. verfallene Fabrikgebäude im Hinterhof des ehemaligen Jungmännerwerkes. Hier fand Sascha Waltz mit ihrem Tanzensemble nach den Stationen Hackesche Höfe, Burgstraße ein letztes Boheme-Domizil. Heute eine Adresse der sich etablierenden Off-Tanzszene.

Das war aber erst 1993. Damals arbeitete Sascha Waltz gerade im Rahmen eines Stipendiums mit einer Gruppe von Tänzern aus ganz Europa im Kreuzberger Künstlerhaus Bethanien, mit denen sie das große Coming Out als Künstlerin wagte und schaffte. Es kam zu einer fruchtbaren Zusammenarbeit mit diesen Tänzern, die, wie so viele, von der neuen Metropole Berlin auch in Bezug auf die Kunst einen Boom erwartet hatten, vor Energie und Tatendrang barsten. Innerhalb von nur drei Monaten entstanden fünf Stücke. Enthusiastisch gründete Sascha Waltz ihre eigene Tanzgruppe »Sascha Waltz & Guests«. Sie begann an den Arbeiten für die Triologie »Travelogue: Twenty to Eight, Tears Break Fast und All Ways six Steps«. Ein dramaturgischer Dreiteiler über enge Räume und deren Wirkung auf die darin agierenden Menschen. Mit einem Thema, das von Begrenzung und Entgrenzung handelt und das in den einzelnen Stücken in Küche, Bad und Schlafzimmer realisiert wird.

Die Aufführung »Twenty to Eight« gab Sascha Waltz noch im niederländischen Groningen. Zur Berliner Uraufführung kam >>







es dann im Herbst 1993 am Halleschen Ufer. Die Proben für dieses Stück fanden bereits in einer Fabriketage der Hackeschen Höfe statt.

In der Zwischenzeit ist Sascha Waltz' Ruf als herausragende und erfolgreiche Off-Künstlerin unumstritten. Sie hat ihre eigene unverwechselbare choreografische Sprache entwickelt, die Publikum und Fachwelt begeistert und wie es heißt »ruppig ist und leidenschaftlich, schmerzvoll und skurril, aggressiv und ironisch, aufgeladen mit Sex...: eine wilde, traurige, wütende, hässliche Schönheit.« Und: »Sascha Waltz ist es gelungen, die Wahrnehmungen und Sehnsüchte der Zeit als Tanz zu arrangieren.«

Kultursenator Peter Radunski, der nicht zu Unrecht fürchtete, der neue Stern der Berliner Tanzszene könnte ein Arrangement an einem anderen Ort annehmen, räumte Sascha Waltz und ihrem Ensemble für 1999 eine Leistungsförderung ein. In diesem Jahr tourt »Sascha Waltz & Guest« mit »Allee der Kosmonauten«, »Na Zemlje« und »Zweiland« noch einmal quer über den Globus. Im kommenden Jahr wird sie zusammen mit dem jetzigen DT-Barackenchef die künstlerische Leitung der in die Jahre und Krise gekommenen Schaubühne übernehmen. Dort kann sie auch zwölf Tänzer ihrer Gruppe etablieren. Zu sprechen ist sie ob dieses Programmmarathons derzeit auch nicht.

Waltz und Ostermeier übernehmen mit der künstlerischen Leitung der Schaubühne ein schweres Erbe und stehen unter enormem Erfolgsdruck. Ob diese beiden herausragenden Talente der jüngeren Generation der seit 1970 ausgebliebenen künstlerischen Erneuerung der Schaubühne ihr Avantgarde-Image wiedergeben können, bleibt abzuwarten. Zumal dem Haus am Lehniner Platz ein finanzieller Engpass von mehreren Millionen Mark droht. Die Verträge sind bereits unterschrieben. Wen wundert es, dass für's erste den neuen Schauspielern und Tänzern der künstlerisch umzukrempelnden Bühne Einheitsgagen winken. Auch das Mitbestimmungsmodell der alten Schaubühne soll wiederbelebt werden. Ab Beginn 2000 eröffnet die Schaubühne unter neuer Leitung mit einer schnellen Folge von Tanz- und Theater-Premieren mit Stücken der klassischen Moderne und modernen Dramatik. Hier wird Sascha Waltz ihr künstlerisches Potential voll zur Entfaltung bringen können.
Eine große Chance.

< Tanzszenen im Jüdischen Museum



Text: Kirsten Küppers
Fotos: Annett Ahrends

Insgeheim wollen alle abnehmen

Das Zentner-Center ist ein Fitness-Studio für Übergewichtige. Dünne müssen draußen bleiben. Man genießt bei Hantel und Expander unter sich zu sein, schließlich hat man sich lange genug dem Terror magerer Modepüppchen ausgesetzt. Der Traum vom Schlanksein indes bleibt.

»Machste mit bei Problemzonen?«, fragt eine dunkelhaarige Frau ihren Sitznachbarn am Fitness-Tresen. Der Mann im blauen T-Shirt wehrt erschöpft ab. Nicht weil das Bauch-Beine-Po-Training landläufig eher zur Frauendomäne à la Bikini-Sorgen und Krönung light zählt, sondern weil er gerade schon den »Fatburner«-Kurs hinter sich hat. Jetzt ist erstmal ein Mineralwasser an der Theke fällig, bevor er seinem Bauch wieder den Kampf ansagt.

Seine Rundungen müssen hier sowieso nicht schleunigst schrumpfen. Denn das Zentner-Center in der Wallstraße in Berlin-Mitte ist ein Fitness-Studio für Übergewichtige, Dünne müssen draußen bleiben. Detlef Schulze, der freundliche Herr, der im Jeans-Look hinterm Tresen steht, weist oft eintrittswillige Anwärter ab, weil sie nicht zum gewichtigen Klientel passen – »zu mager« lautet das erbarmungslose Urteil für diejenigen, die zu wenige Speckröllchen vorzeigen können. Hier haben alle ein paar Kilos mehr auf den Rippen. Doch nur weil man aber dem gängigen Hungerhaken-Schönheitsideal nicht entspricht, will man noch lange nicht mit abschätzigen Blicken traktiert werden. So bleiben die rund 700 Kunden des Zentner-Centers beim Zirkeltraining in den zitronengelb gestrichenen Räumen lieber unter sich, ohne eitles Styling, schweißtreibende Konkurrenz und große Spiegel.

»Spiegel hat man doch zu Hause schon genug«, ereifert sich die blonde Marion*. »Hier kann ich in Schlabberhose ankommen, ohne von Modepüppchen wegen meines Aussehens taxiert zu werden«. Ihre Freundin Ines* bringt es auf den Punkt: »Das ist eben kein trauriges Designerstudio, wo alle am Müsliriegel nuckeln«.

Ein erfolgreiches Konzept der beiden Inhaber Jaqueline Maletzki und Andre Wanderer. Die Turnhalle boomt, und seit der Eröffnung im Juli letzten Jahres geben sich Kamerateams und Journalisten die Klinke in die Hand. Im Interview geben sich die Mitglieder des Studios inzwischen routiniert, die 70-Jährige Rentnerin im Nike-T-Shirt genauso wie die 12-Jährige Schülerin, denn von Pro 7 bis zur Berliner Morgenpost waren alle schon da.

Schließlich ist es ungewöhnlich, dass in kalorienbewussten Zeiten der immer noch magersüchtigen Models, dicken Menschen so offensiv ein Raum geschaffen wird, in dem sie selbstbewusst zu ihrem Körper stehen dürfen, statt sich schamhaft mit Chipstüte in die Couchecke zu trollen, wie es sonst das Klischée von ihnen verlangt. Dass Maletzki und Wanderer ausgerechnet die



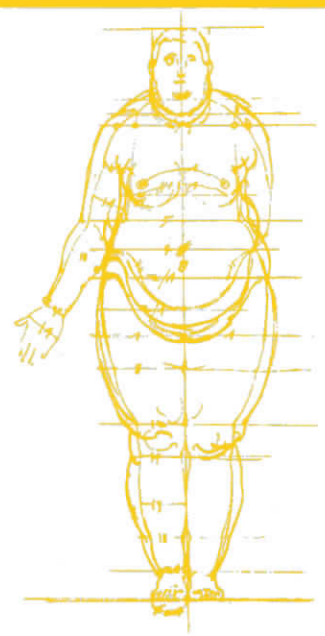
übergewichtigen als Zielgruppe für ihr Trimm-Dich-Studio entdeckt haben, ist dagegen weniger verblüffend. Frauenzeitschriften, Diät-Pillen, Light-Produkte – an der Sehnsucht schlank zu werden, lässt sich viel verdienen. Das haben schon andere vorgemacht. Wenn nur eine Handvoll Frauen den internationalen Supermodel-Stempel verliehen bekommen, bleibt der große Rest, der hungert, seinen Körper schikaniert und bereitwillig die Geldbörse zückt, um diesen Idealmaßen nachzuhecheln.

Dass auch im Zentner-Center Gewichtsreduzierung ein Thema ist, beweist nicht nur ein Regal an der Wand, in dem Prospekte von Schlankheitsprogrammen und Werbebroschüren für Spezialgetränke zur Appetitdämpfung ausliegen. »Insgeheim wollen alle abnehmen«, weiß Detlef Schulte. Und er kennt schließlich jeden, der an seiner Fitness-Bar Molke-Drinks, Berliner Weiße oder Cola-light bestellt.

Dreiviertel der Besucher des Zenter-Centers sind weiblich. Die Garderobe für Frauen musste deswegen schon vergrößert werden. »Das liegt daran, dass Frauen wegen des herrschenden Schönheitsideals mehr mit ihrem Gewicht zu kämpfen haben«, erklärt Marion. Sie weiß wovon sie spricht. Von Fasten, Apfelessig, Akkupunktur, Hypnose, Appetitzügler, Eier-Diät bis zu täglich 5 Bananen haben sie und ihre fülligen Freundinnen schon alles ausprobiert, um ihre Pfunde loszuwerden. Auch das Zentner-Center bietet Ernährungsberatung an, doch letztendlich wissen die Frauen genau, dass Gemüse gut und Fett böse ist. »Schließlich sind wir nicht dick, weil wir das Essen nur begucken«, sagt Ines.

Doch selbst wenn die meisten mit dem Hintergedanken einer Gewichtsreduzierung ihre 100 Mark monatlich für eine Jahresmitgliedschaft bezahlen, bleibt das Zentner-Center trotzdem das vergleichsweise sympatischere Fitness-Studio, will man derlei Einrichtungen nicht generell verdammen. Der Wunsch, durch Sport dem Hüftspeck zu Leibe zu rücken, hat schließlich seine Daseinsberechtigung – und dies in wirklichkeitsnaher Gesellschaft ohne Wettkampf und frustfördernde Lara-Croft-Umgebung zu tun, umso mehr. Inhaber Andre Wanderer, selbst ausgebildeter Sporttrainer, formuliert das so: »Wenn nach neuesten Erkenntnissen die Hälfte der Bevölkerung übergewichtig ist, können wir den jahrelangen Bewegungsmangel beseitigen. Und wie Prominente, Barbiepüppchen oder Pumper sind wir hier lieber unter uns.«

Das im Zentner-Center das Turnen mit mehr Gelassenheit und Realismus angegangen wird als anderswo, ist sicher. Neben der Bar hat eine Boutique-Besitzerin eine Kleiderstange mit luftigen Kleidern für Mollige ausgestellt, nicht Sack und Asche, sondern schick und bunt. Am Tresen tauscht sich







Augen weit verschlossen

von Petra Welzel

Es gibt sie, die schöne neue Welt, man muss nur hineinschauen in die Palette der Lifestyle-Magazine, die sich wie die Kaninchen monatlich zu vermehren scheinen. Und ein Watership Down der Gazetten ist nirgendwo in Sicht

Ich weiß jetzt viele Dinge todsicher: Im kommenden Herbst und Winter ist alles erlaubt, was paillettenbesetzt, signalbunt, knautschfest, aber nicht unbedingt knitterfrei ist. Was durchsichtig ist, aber dennoch den Körper flächendeckend kleidet. Die Formen reichen vom Kondom bis zum Zelt. Und Claudia Schiffer darf Guccis künftigen Kassenschlager, eben eine schwarze, durchsichtige Tüllhose – frau zeigt mal wieder Knie – mit appliziertem schwarzen Blümchenornament, schon jetzt öffentlich tragen, bevor sie die Ladentheke der entsprechenden Boutiquen erreicht hat. In die passt frau dann rein, wenn sie viel Obst und Gemüse isst, sich mindestens dreimal die Woche mindestens ein halbe Stunde bei mindestens einer neumodischen Funsportart verausgabt und sich, wenn trotzdem alle Nähte platzen, das Oberschenkelhalsfett absaugen lässt. Um dann absolut styly und trendy zu sein, bedarf es nur noch eines der netten Herbst/Winter-Accessoires – Schuhe oder Stiefel, für die man sich wie Aschenputtels Stiefschwestern den großen Zeh stutzen muss, um nicht anzuecken, oder eine Handtasche im >>

Ines mit Detlef über Apfelmusrezepte und den Aufmacher der BZ aus. Derweil geht Marion »Filme gucken«. Damit beim dumpfen Treten auf den Trimm-Dich-Rädern die Lust nicht verloren geht, haben Maletzki und Wanderer eine Kinoleinwand aufgehängt. So kann Marion bei Action-Thrillern auf Premiere mitfiebern, während sie ganz nebenbei strampelnd ihre Waden stählt.

Die Unterhaltung ist für viele hier genauso wichtig wie das Schwitzen. Bauleiter Gerhard Müller*, trinkt zum Stressabbau an der Fitness-Theke schon seine dritte Tasse Kaffee mit Süßstoff. Müller ist »Trouble Shooter« auf deutschen Großbaustellen, das heißt, er wird von seinem Arbeitgeber etwa am Pariser Platz eingesetzt, wenn dessen Umgestaltung nicht rechtzeitig fertig wird. Da kommt Müller schnell mal auf eine 93-Stunden-Woche. »Danach frisst man nur«, gesteht er. Darum geht der zwischen Stuttgart und Berlin pendelnde Müller jetzt regelmäßig ins Zentner-Center. Vor allem um Fettschichten abzubauen, aber auch, weil er in der Hauptstadt kaum Bekannte hat. So hält er nun regelmäßig Schwätzchen an der Fitness-Theke und hat nebenbei schon 7 Kilo verloren. Ob ihn nach Feierabend dicke oder dünne Menschen umgeben, ist Müller jedoch »völlig egal«. »Die sind doch geistig arm«, die da Unterschiede machen, findet er.

Diese Einstellung ist zwar nobel, wiederspricht aber der Wirklichkeit einer visuell orientierten Welt. Konsumenten werden überschwemmt mit Bildern von jungen, dünnen Menschen mit ebenmäßigen Gesichtern, obwohl in wenigen Jahrzehnten in Deutschland mehr als die Hälfte der Bevölkerung über vierzig sein wird und viele Deutsche nach wie vor übergewichtig sind. Für ein bisschen mehr Relitätssinn macht das Zentner-Center einen Unterschied.

**) Name von der Redaktion geändert*



Einkaufsbeutelformat mit großem, treudoof blickenden Hundekopf drauf, der sagen will: Peep, peep, bitte hab' mich trotzdem lieb. Fehlt nur noch das echt spacige neue Handy von Sony, dessen Tastatur tatsächlich alle Rahmen sprengt, so dass der Verlust der äußeren Tasten bei geringster Fehlbedienung vorprogrammiert ist. Vom dazugehörigen Portemonnaie will ich gar nicht sprechen.

Woher ich das alles weiß? Drei Tage, zehn Kilo und 130 Mark macht 15 Frauen-, Männer- und sonstige Lifestylemagazine. Ich habe sie alle durchgeblättert und -gelesen. Wenn es was zu lesen gab. Von Aaah wie *alexx* über B wie BRIGITTE und F wie *Fit for Fun* bis Iiiieh wie *InStyle* oder Whauuh wie *Vogue*. Ich weiß jetzt unter anderem, dass Kaschmir kratzt, wenn man ihn mit Pashima vergleicht. Kennen Sie nicht? Macht nichts. Das heißt ja nur: noch nicht. Ist so ein neuer Stoff, aus dem neue Träume geschneidert werden. Oder Obsessionen. Lifestylemagazine sind schließlich Vorreiter. Und wenn in einem was steht, steht es garantiert auch in einem anderen und irgendwann in allen anderen. Bei Auflagenstärken von 200.000 bis 2000.000 verkauften Exemplaren alle zwei Wochen oder einmal im Monat ist dann schon bald die ganze Republik versorgt, bei mehrsprachigen Ausgaben am Ende die ganze Welt. Im Cosmopolitan liest man so über eine Frau, die nur noch einen hochkriegt, wenn ein Fetzen Seide dritter im orgiastischen Bunde ist. Na, die Frau hat bestimmt neulich wie ich den gleichen Film über eine Französin um die Jahrhundertwende gesehen, der das genauso ging, und dann der Reporterin, gefragt nach ihren sexuellen Präferenzen bzw. Obsessionen, vom Film erzählt.

Dennoch: Lifestylemagazine wollen Marken setzen, Trends bestimmen, egal ob sie nun für Frauen, Männer, beide oder Klone gemacht werden. In regelmäßigen Abständen erfährt man, dass London und Paris definitiv ein Muss sind, dass Tomaten und Italien zusammengehören wie Liebe und Leid. Dass man in der aktuellen Saison weder Hugh Grant auf dem Notting Hill verpassen noch bei Stanley »Schnitzler« Kubricks »Eyes Wide Shut« die Augen verschließen darf. Abgesehen von midlifegeplagten und hölzernen Altmännerphantasien sind ansonsten Online-Banking, die eigene Börse im Internet und Persönlichkeits-Training total in. Kleine hässliche Geschichten wie zum Beispiel die über Belma, eine 23jährige Bosnierin, die fünf Jahre ihres Lebens in serbischen Vergewaltigungslagern



verbracht und nicht nur ihre Zähne mangels Hygiene verloren hat, oder die über ein Hochhaus in Berlin, von dem alle paar Wochen jemand in den Tod springt und dann platt wie eine Flunder am Asphalt klebt, besorgen den Alltags-Thrill, der in Form von aktueller Politik oder gesellschaftlichen Schieflagen keinen Raum findet. Wenn schon Schauder, dann soll es richtig kribbeln. Und dann schlägt man schnell zur nächsten Seite um. Im Anschluss wartet immer die schöne neue Welt, die wir uns dann auch leisten, wenn wir in diesem Leben noch einmal schön, ewig jung sowieso und reich werden.

Ich bin ganz schön gemein. Blättern wir doch alle gerne mal durch die Welt der Magazine. Beim Zahnarzt im Wartezimmer, oder so. Stimmt, ich auch. Aber ich berichte hier nur aus dreitägiger Klausur über nackte Tatsachen, die vor allem in den Journalen für den Mann zu finden sind. Ist ja oft viel appetitlicher als der eigene hüllenlose Blick in den Spiegel. Menscheln tut es auch noch überall, in den Psychoecken. Das sind dann die reality bites, das wahre Leben. Dort lassen sich auch die Redakteurinnen gelegentlich in den eigenen Kleiderschrank schauen oder trinken ungeschminkt Dosenbier an einem leeren australischen Strand. So ist das nämlich im Leben. Keines dieser Magazine will irgendjemandem ein X für ein U vormachen, wollen nur sein und sagen einfach doin' fine (so der Titel einer topneuen Lifestyle-Genussgazette) und lachen auch mal über sich selbst. Vor allem die Frauen, denn die Männer nehmen das noch bierernst mit der Beauty, der Health und der Werbung. Bis hinein in die Politik. Hat sich unlängst noch Wolfgang Schäuble über den »Kaschmir-« bzw. »Brioni-Kanzler« das Maul zerissen nach dessem mafiosen Auftritt bei *Life & Style*, sitzt er in der letzten Ausgabe jetzt selbst dort. Mit Rolli im Rolli. Garantiert 100 Prozent Schurwolle und Edelstahl. Da wird nicht gelacht. Da heißt es in jedem Fall down under, Augen weit verschlossen und durch. Todsicher.



Von Mann zu Mann

Text: Chr. Kloweit
Foto: A. Ahrends



Hi Geerd, altes Schröderhaus, muss'n verdammt uncooles weekend für dich gewesen sein, als die Saar für euch Sozen (O-Ton Big Helmut, weißt Du doch noch) flötenging und Brandenburg fast. Ich sag immer: Lieber 14 Prozent Rendite als 14 Prozent Miese, harhar. Nichts für ungut, ist 'nen alter brokerjoke. Hey, Kopf hoch, alter Junge! Wer so super aussieht wie Du in Deinen Superklamotten, kriegt immer wieder 'n Job. Du bist wie geschaffen für Werbung. Warte mal, für Generation Golf? Nee, Du bist kein Youngster mehr, und als Du einer warst, hat's sicher nur für'n Gebrauchten gereicht, stimmt's? Nichts für ungut, Geerd, ist ja vorbei, vergangen, vergessen. Audi, Geerd, Audi passt! Driven by instinct – wie die Politik, so der Wagen, harrharr. Weißt du, als ich gemerkt habe, dass mein Boss instinct irgendwie versagt, kein Biss mehr, verstehst du, da hab ich mir'n Wochenendkurs für emotionale Intelligenz gekauft. Gut und teuer, unter dem mach ich's nicht. Meine Leute spuren jetzt viel besser, seit sie wissen, dass ich soviel Kohle ausgegeben hab für meine Managerqualitäten. Und ich fühle jetzt, wie gestresst sie mit den Überstunden sind, aber wenn nicht sie, dann eben andere, nicht?

Aber noch mal zum schwarzbraunen Weekend am 5. September. War schonn'n »Stückweit spannend« – ich mag, wie Du das immer in Deine statements einbaust –, im Internet zwischen Dow Jones und down SPD hin und her zu surfen. Fast so spannend, wie als – oder als wie? – ich meine erste Million gemacht hab. Die erste ist eben unvergesslich, stimmt's alter Junge? Wer das einmal erlebt hat, will's immer wieder, weil's einfach 'n geiles Feeling bringt, oder etwa nicht? Hey, komm schon, ich weiß es, Du weißt es, sogar Oskar weiß es, jede Wette. Das war doch nur ein Schachzug von dem, dass er die Brocken hingeschmissen hat. Und dann mit zitternder Stimme zu sagen, das Herz wird noch nicht an der Börse gehandelt. Genial! Das war doch der Brüller! Klar wird das Herz an der Börse gehandelt! Genauso wie Lebern, Nieren, Brain usw. ES WIRD EINFACH ALLES AN DER BÖRSE GEHANDELT! Wie sollten denn sonst all die toughen Jungs ihre Kohle machen?? Mit 'ner Fabrik für Einmachgläser oder wie??? Börse!!! Das ist nicht erst der Markt der Zukunft! Das war immer, und DAS IST JETZT, MANN! – o.k. Geerd, sorry, dass ich so losgelegt habe, Du hast das alles ja sowieso längst geschnallt. Und Du hast auch kapiert, dass wir sehr ungemütlich werden müssen, wenn jemand seine ungewaschenen Pfoten auf das legen will, wofür wir verdammt hart gearbeitet haben.

Ich meine, was sind denn das für Leute, die immerzu »soziale Ungerechtigkeit« schreien. Das sind doch die, die's einfach nicht raffen. Dafür kann ich doch nichts. Ich bin doch nicht dazu da, die Probleme von irgendwelchen Loosern zu lösen. Und Du doch auch nicht, Geerd, Du hast schließlich zu regieren, stimmt's? Wenn ich das schon höre: Wir müssen mit zwei Kindern und Zweitausend netto im Monat auskommen. Da kann ich nur sagen: Seid doch froh, dass ihr das hinkriegt, ich könnt's nicht. Und mal ehrlich, das betrifft doch sowieso in der Mehrzahl die Ossis; die sollen mal schön ruhig sein, mein Vater hat '45 auch bei Null angefangen. Und wenn die von ihrer SED-PDS krähen, »Das ist aber immer noch mein Land«, dann sollen sie doch mal zeigen, wo sie da im Grundbuch eingetragen sind. Na bitte. DAS IST UNSER LAND, IST DAS KLAR?!

Ein Tip noch, Geerd: Nichts für ungut, aber mit »Neue Mitte« liegst Du voll daneben. Ich versteh schon, das ist irgendwo Understatement. Aber unter uns: Mitte klingt einfach scheiße. Wie Mittelmaß eben. Und wer sich selbst so definiert, mein Lieber, der kommt da nicht drüber raus. Oder ist das irgend so'n Freudscher Ausrutscher gewesen? Schau mal: »Neu« und »Mitte« das passt doch überhaupt nicht zusammen. Ich meine, wir reden hier doch über Geld, oder? Neues Geld, das will nicht in die Mitte, das will an die Spitze, ganz nach oben, klar?!! Dahin, wo das alte Geld schon ewig ist. Aber o.k., geschenkt, Du bist ja Sozialdemokrat – wieso eigentlich? Ach stimmt, die Spitzenjobs bei den anderen waren schon besetzt –, und Ihr Sozen habt ja schon immer diesen verhüllenden, traditionalistischen Wortschatz. Sind ja zum Glück nur Worte. Ich sag immer, lieber Cover-Sozialdemokraten als Undercover-Sozialisten.

In diesem Sinne, Geerd. Man sieht sich. Vielleicht beim Schampus, wenn VW mit der gläsernen Fabrik endlich die lausige Dresdener City aufgewertet hat? Stand doch neulich im »Spiegel«: Schröder und VW sind wie Piëch und Schwefel. Harrharr. Bis dann – Glück auf, wie Oskar sagen würde. Musst Dich nicht erschrecken, Geerd, war nur Spaß.

P.S.: Du, Geerd? Was macht eigentlich die Frauenfrage? Jetzt mal nicht politisch, da hast Du Deine vor lauter Warten wildgewordenen SPD-Tanten mit »Gedöns« ja sauber abgebügelt. Hab' im »Stern« gelesen, dass Doris sich'n kleines Schwarzes gekauft hat. Schwarz ist eben richtig modern, stimmt's Geerd?

Dein Hajo, der Bill Gates von Hannover-Langenhagen. Harrharr.

...UND ALLE FRAU



Alle Frauen sind stark!



Unabhängiger Frauenverband

Alle Frauen sind mutig!



Unabhängiger Frauenverband

Alle Frauen sind schön!



Unabhängiger Frauenverband

EN FLOGEN HOCH



... als am 3. Dezember '89 die Berliner Schauspielerin Walfriede Schmitt mit dramatischen Worten und theatralischer Geste rief: »Hexen des 20. Jahrhunderts, steigt herab!«, kamen sie alle. Aus verschiedenen Himmelsrichtungen, mit unterschiedlichen Weltanschauungen, mit ungleichen Erfahrungen. Über eintausend Frauen fegten auf ihren Besen durch die Luft, getragen auf den Flügeln der Euphorie während der Monate im Herbst/Winter 1989/1990 und landeten mitten in der Volksbühne. Endlich den alten Mief über Bord werfen, die Chance der Veränderung nutzen: privat, beruflich, gesellschaftlich. Was dabei rausgekommen ist? Darauf weiß jede eine andere Antwort. Gewonnen haben die, die sich nicht beirren ließen – trotz Enttäuschungen und Verlusten. Einig sind sich alle darüber, dass diese Tage nicht nur zu den unvergesslichen zählen, sondern bis zum heutigen Tag nachwirken.















Annett Gröschner

Alte Filme

Es ist ein fast unangenehmes Gefühl, Filme anzusehen, in denen man eine Hoffnung hatte, die lange vorbei ist. So ist es mir gegangen, als ich zehn Jahre nach den Tagen der Euphorie 1989 für das Frauenarchiv »Grauzone« Videos auswertete, die das Archiv von der Westberliner Filmemacherin Mona Setter angekauft hatte. Videos, die auf Veranstaltungen zwischen dem Dezember 1989 und dem Dezember 1990 gemacht wurden, ein Jahr, von dem es noch im Nachhinein scheint, als habe die Erde sich mehr als einmal um die Sonne gedreht. Es wäre eigentlich nicht mehr als ein Job gewesen – wenn ich nicht selbst an den meisten der Veranstaltungen beteiligt gewesen wäre.

Von der Qualität her sind die Bilder alles andere als ein Genuss. Ich hätte im Nachhinein eine Kulturgeschichte der Schuhmode der DDR-Bürgerinnen anno 89 schreiben können, so oft hat die Kamera nicht die Gesichter, sondern die Füße von Frauen gezeigt. Der Ton ist zum Teil miserabel, die Helligkeit suggeriert, wir hätten uns tage-, wenn nicht gar unser bisheriges Leben lang, in dunklen Höhlen aufgehalten. Wenn es gerade spannend wurde, fiel die Kamera aus. Viele der Veranstaltungen hatte ich anders in Erinnerung. Aber Erinnerung ist trügerisch.

Cut 1: Lustig, ernsthaft, langsam und gelöst – der 3. Dezember '89

Am 3. Dezember 1989 konstituierte sich in der Berliner Volksbühne der Unabhängige Frauenverband der DDR. Nächtelang hatten wir damals in verrauchten Küchen gesessen und Sofort- und Zukunftsprogramme für mehr Frauenrechte erstellt. In diesen Küchen war nie eine Kamera dabei. Es waren zähe Verhandlungen, um jeden Satz wurde stundenlang gestritten, nach diesen Tagen wusste eine über die andere Bescheid. Es kristallisierte sich heraus, welche Frau gewillt sein würde, in der Politik zu bleiben und für welche es nur eine Beschäftigung auf Zeit war.

Wenn ich heute mit dem Wissen, wie die Geschichte weiterging, die verwackelten Videos aus dieser Zeit ansehe, halte ich uns für reichlich naiv, denn während wir noch über die Geschäftsordnung stritten, war die DDR längst verkauft. Auf ihre Reformierung aber bezog sich jeder Punkt unserer Programme, ging es nun um Kinderbetreuung oder eine demokratische Verfassung. >>


B A N D







Trotz der miesen Qualität des Videos zeigt sich doch, dass es eine unendlich chaotische, aber sehr fröhliche Veranstaltung in der Volksbühne war. Woher die ganzen Frauen gekommen waren, bleibt aus heutiger Sicht ein Rätsel. Es gab kaum Telefone, die Veranstaltung war nicht lange vorbereitet und die Post zu dieser Zeit sehr lahm. Die Frauen waren aus der ganzen Republik angereist, und es gab noch einmal soviele Kinder, die von Männern betreut, den Roten Salon auseinandernahmen.

Die Uhr des Videorekorders zeigt mir an, dass Walfriede Schmitt 28 Minuten brauchte, um das »Manifest für eine autonome Frauenbewegung« vorzulesen. Ina Merkel hatte es in einer der Vorbereitungstreffen aus der Tasche geholt, und es war, auch wenn für notwendige Diskussionen um das Papier keine Zeit blieb, ein Glücksfall, dass wir nicht mit leeren Händen dastanden. Ina Merkel war damals eine der wenigen Frauen, die einen Computer hatte, was manche Zeitgenossin zu der Analyse veranlasste, dass Frauen über Produktionsmittel verfügen müssen, um auch so ein schönes Papier verfassen zu können. Sie war, neben den Frauen in der Kirche, eine jener, die hinter den dicken Mauern der Universitäten und mit Hilfe von Giftscheinen die Bücher gelesen und auf die Verhältnisse der DDR übertragen hatte, die die westdeutsche Frauenbewegung so zahlreich verfasst hatte. Gedruckt war das Manifest auf dem damals sehr beliebten Endlospapier, was dramaturgisch eine schöne Szene hergibt, wenn Walfriede Schmitt, halb Mann, halb Frau, die Schlange von Papier abliest, die sich mehr und mehr auf dem Bühnenboden kringelt.

Nach acht Minuten und zwanzig Sekunden Film fragt sie, ob die Frauen für die Wiedervereinigung seien und das Publikum schreit aus vollen Kehlen: »Nein!« Es war drei Wochen nach Öffnung der Grenze. Von heute aus gesehen, war das Manifest da schon längst Makulatur, denn als Voraussetzung der Forderungen der Frauenbewegung hatte Ina Merkel die Fortsetzung des Sozialismus auf deutschem Boden formuliert. Das war der Ausgangspunkt, auf dem sich alles aufbaute. Dann kamen Ökologie, Demokratie und Selbstverwaltung, multikulturelle Gesellschaft und solidarisches Miteinander aller, unter dem bündelnden Satz zusammengefasst: »Die Frauen haben kein Vaterland zu verlieren, sondern eine Welt zu gewinnen«. Die Lose für das Gewinnspiel allerdings waren längst verteilt.

>>





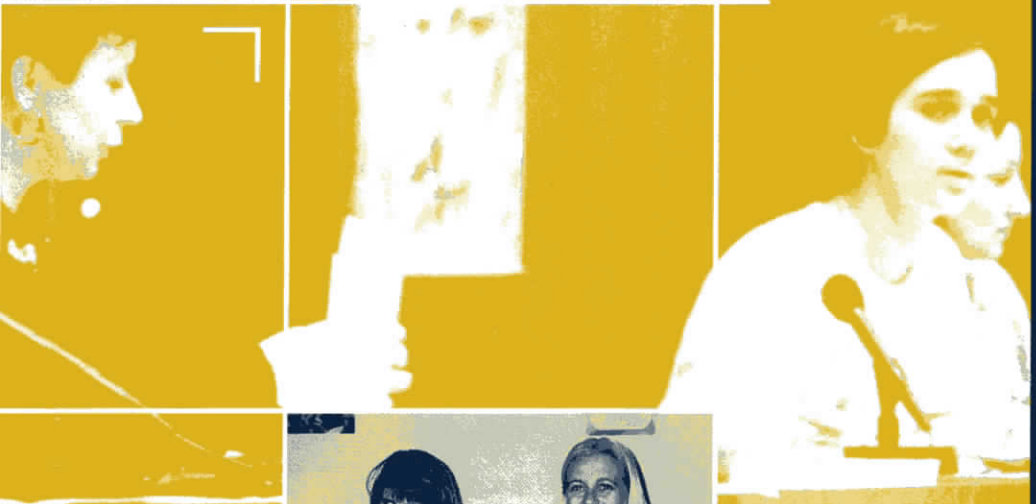














In der nachfolgenden Diskussion ging es zuallererst um die Besetzung des Runden Tisches, der sich einen Tag später konstituieren sollte. Wir waren unter uns, die Koordinaten, in denen wir diskutierten, waren die der DDR. Auf der einen Seite standen Feministinnen, die die Frauenbewegung im Westen verfolgt hatten und einiges daran in die Ostverhältnisse übertragen wollten, auf der anderen Seite Frauen, die immer wieder betonten, dass eine Frauenbewegung nicht gegen die Männer sein darf. Es sprachen alte und junge Frauen, Ärztinnen und Journalistinnen, Schriftstellerinnen und Schichtleiterinnen. Sie forderten weibliche Staatsratsvorsitzende, Frauensendungen und Ämterteilung, um Frauen mit Kindern nicht von der Macht auszuschließen, Initiativgruppen für Ausländerinnen und eben die Teilnahme am Runden Tisch, um den Forderungen Geltung geben zu können. Selbst Frauen des ungeliebten DFD kamen zu Wort und wandten sich gegen die Zersplitterung der Frauenorganisationen.

Mitten in der schönsten Diskussion aber kam Marion van den Kamp, Vertrauensfrau des Schauspielensembles der Volksbühne und Mitinitiatorin des 4. November auf die Bühne, und ich weiß heute noch nicht, was mit dieser konzertierten Aktion eigentlich erreicht werden sollte. Sie informierte, dass sich Schalk-Golodkowski in die Schweiz abgesetzt hatte. Der Devisenbeschaffer war zu dieser Zeit das große Bauernopfer, das gebracht wurde, um von anderen Sachen abzulenken. Sie forderte auf, um 15 Uhr zur Demonstration vor dem ZK zu kommen. Wir gingen darauf ein, und es blieb nicht mehr viel Zeit, weiter zu diskutieren. Walfriede Schmitt und Ina Merkel wurden zum Runden Tisch delegiert, und die letzte Frage ins Publikum war: »Haben wir uns gegründet?« Die vielstimmige Antwort lautete: »Ja!«

Unendlich peinlich war die Szene, als Barbara Kellerbauer noch einmal auf die Bühne ging und das Lied »Kleine weiße Friedenstaube« anstimmte und alle mitsangen – allerdings haperte es schon in der zweiten Strophe am Text. Ich muss gestehen, dass ich diesen Teil des Programms in meiner Erinnerung völlig ausgeblendet hatte. In diesem Moment hätten wir wissen müssen, dass es schiefgeht. Denn während wir noch ein lustiges Kinderlied sangen, war die DDR schon dabei, als Fußnote in die Geschichte einzugehen.

Nach einer Stunde und 27 Minuten zeigt die Kamera noch, wie lauter fröhliche Frauen die Volksbühne verlassen und in Trabbis >>















steigen. Am nächsten Tag konstituierte sich der Runde Tisch. Die Bemerkung des Diskussionsleiters, wenn man die Frauen da ranlasse, müsse man jeden Kaninchenzüchterverein einladen, ist mir noch gut in Erinnerung. Von diesem Tag an sind wir den Ereignissen nur noch hinterhergelaufen.

Cut 2: Frauen im ZK

Auf der Gründungsversammlung des UFV am 17. Februar 1990 im ehemaligen Zentralkomitee der SED war wieder die Kamera dabei, um über viele Minuten nur Füße abzubilden. Füße von Frauen aus Schwerin, Potsdam, Dresden, Weimar, Erfurt oder Berlin, aber auch die der Gäste aus dem Westen, unter ihnen Alice Schwarzer. Die Verhältnisse waren inzwischen anders als am 3. Dezember und das, was der Betrachterin als erstes ins Auge fällt, wenn mal ein Gesicht abgebildet wird – die Frauen haben ihre Fröhlichkeit verloren. Sie sehen schlicht und einfach gestresst aus. Das schöne Bühnenbild der Volksbühne ist einer schlichten roten Fahne mit Spielzeughexe gewichen. Auch im Eingangsreferat von Ina Merkel ist die Utopie durch nüchterne Bestandsaufnahme ersetzt: »Wir rennen den Ereignissen hinterher.« Diskussionsrednerinnen aus allen Teilen der Republik berichten, wie Frauen als erste aus den Betrieben entlassen und Kindergärten geschlossen werden. Die Subventionen sind inzwischen weitgehend abgebaut und Frauen werden bei der Wiedervereinigungsdiskussion nicht gefragt. Es ist drei Wochen vor der Volkskammerwahl, von der wir noch nicht wussten, wie ernüchternd sie ausgehen würde. Ina Merkels These »Die Frauen sind die Proletarier des 20. Jahrhundert, die einzige revolutionäre Kraft, die übriggeblieben ist«, würde sich nicht verifizieren lassen. Ich erinnere mich, dass es schon damals eher Zweifel an dieser These gab.

Tatjana Böhm, inzwischen Ministerin im Modrow-Kabinett, berichtete vom Auftritt der DDR-Regierung in Bonn, und behauptete, sie seien nicht auf Knien gegangen. Die Bilder im Fernsehen hatten allerdings eher das Gegenteil suggeriert, und Tatjana Böhm verschwand wenig später genauso schnell wieder in der Versenkung, aus der sie gekommen war. Unendlich lang und ermüdend waren die Diskussionen um Geschäftsordnung, Statut und Programm. Und im Nachhinein reichlich undemokratisch zustandegekommen, wenn auch der Geschwindigkeit, in der alles zu erfolgen hatte, geschuldet, war das Wahlbündnis des UFV mit den Grünen. Es war noch gar nicht von der Gründungsversammlung >>

abgesegnet, da wurde in der Presse schon die Kandidatenliste präsentiert. Nur jeder dritte Listenplatz fiel an den UFV. Die Verhandlungsfrau des UFV war zur Veranstaltung gar nicht erst gekommen, und der Mann von den Grünen schob alles auf die chaotischen Zustände in den Büros. Die Einigkeit der Frauen bekam erste Risse, unterstellten doch diejenigen, die ihre Zukunft nicht in der Politik sahen, jenen, die im Parlament Frauenineressen einzubringen gedachten, Entsolidarisierung und machten ihnen den Vorwurf, sich über den Tisch ziehen lassen zu haben.

Meine deutlichste Erinnerung an die Konferenz ist aber, dass ich beschloss, gar nicht erst in den Unabhängigen Frauenverband einzutreten. Grund war, dass die überwältigende Mehrheit der Delegierten es ablehnte, am 8. März in den Streik zu treten. Im Film wird dieser Konflikt nur an einer Stelle gestreift, was zeigt, dass die Kamera nur einen Bruchteil der Veranstaltung dabei war. Zwar taucht Kerstin Schöns Antrag, den 8. März als wirklichen Kampftag der Frauen auszurufen und zu streiken, um den Forderungen an die Modrow-Regierung Nachdruck zu verleihen, im Film auf, nicht aber die unsägliche Diskussion darüber, die zeigte, dass wir Frauen weder kampfbereit, noch weitsichtig, noch wirklich mutig waren.

Cut 3: Ostfrau trifft Westfrau

Will man Sibyll Klotz in einem der Videos Glauben schenken, dann war der Ost-West-Frauenkongress im Frühjahr 1990 nach der Volkskammerwahl ein Erlebnis, weil er mit gegenseitigen Vorwürfen endete. Im Video ist von diesen Streitereien nichts zu sehen. Es zeichnet sich durch häufige Abbrüche der Diskussionen mitten im Bild aus. Es war einer dieser »Wir-Ostler-erzählen-euch-mal-unsere-Geschichte«-Kongresse, ohne dass die andere Seite es auch tat. Die Ideale waren inzwischen gänzlich den Bach heruntergegangen, der Anschluss der DDR an die BRD nach Artikel 23 abzusehen. Christina Schenk griff tief ins Metaphernkästchen, als sie konstatierte »Grinsende Männer fressen die DDR, und es scheint, dass sie ihnen sogar bekommt.« Nach zehn Jahren wissen wir, dass die DDR zwar gefressen, aber nicht richtig verdaut wurde und, um im Bild zu bleiben, schmerzhaftes Sodbrennen verursacht. Die Westfrauen untereinander waren sich nicht einig, sehr deutlich wird, dass es eigentlich eine Westfrauenbewegung zu dieser Zeit nicht mehr gab. Ingrid Schmidt-Harzbach kämpfte vehement für eine Frauenpartei, und wenn man weiß, dass sie wenige Jahre später vom



Funkturm sprang, bekommt ihre illusionslose Haltung ein anderes Gesicht. Fakt ist, die Westfrauen beschäftigten sich mit völlig anderen Problemen. Von Utopien sprach keine mehr. Das einzige, worauf beide Seiten sich verständigen konnten, war der Kampf gegen den § 218. Wie er ausging, wissen wir.

Cut 4: Verschiedene Blicke aufs Leben

Ein Jahr nach dem Frauentreffen in der Volksbühne konnte die Filmemacherin schon etwas besser mit der Kamera umgehen, als sie das grenzüberschreitende Frauentreffen »Der ›andere‹ Blick auf das Leben« vom 8. bis 11. November 1990 filmisch begleitete. Die Bilder sind diesmal ruhig, selten noch sieht man die Beine der Frauen. Die Ostfrauen trugen jetzt Schuhe von Goerz oder Leiser. Wie die Westfrauen. Der Rest des Verhältnisses aber war unklarer denn je. Die Konferenz, die von Samirah Kenawi als Vertreterin der Ostfrauen und Gisela Koch als Vertreterin der Westfrauen geleitet wurde, war eigentlich eine wissenschaftliche. Es ging um den »anderen Blick« in Wissenschaft und Kunst, um feministische Ansätze in Ost und West. Es gab sehr ernsthafte Vorträge über Frauen in der Kunst, die vom Tagespolitischen wegführten und heute noch interessant sind. In den Diskussionen aber wurde es schnell wieder sehr konkret alltagsbezogen. Der Veranstaltung merkt man an, dass unzählige andere gemeinsame ihr vorangegangen waren, bei denen es regelmässig gekracht hatte. Die Westfrauen versuchten angestrengt, den Ostfrauen nicht immer wieder vorzuwerfen, sie seien rückständig und männerfixiert. Manchmal aber ließ sich der Konflikt nicht unter der Decke halten. Gabi Zekina, damals Abgeordnete der Stadtverordnetenversammlung Ostberlins, gab auf die Frage, was sie mit dieser Tätigkeit verfolge, an, sie selbst wolle die Macht unterwandern, indem sie im Parlament sitze. Gisela Koch als Westfrau gab nach dem üblichen verzeihenden Ritual, die Situation der westdeutschen Frauenbewegung sei eben eine andere als in der ehemaligen DDR, zu bedenken, die Position von Gabi erinnere sie an die der Frauenbewegung vor 20 Jahren im Westen. Das saß mal wieder, und Samirah Kenawi meinte, der Westen weiß eben alles besser. Eine Frau aus dem Publikum fragte daraufhin, was denn die Frauen an der Macht in den letzten zehn Jahren erreicht hätten, den Frauen und Kindern ginge es schließlich immer schlechter.

Ost und West sprachen aneinander vorbei. Die Frauen benutzten zwar dieselben Worte, die Bedeutungen indessen waren verschieden. Anne Klein verstand unter Subversivität etwas völlig anderes. Sie war gerade mit ihren Kolleginnen vom Feminat im Berliner Senat gescheitert. SPD und AL-Linie waren stärker als Frauenineressen gewesen. Sie gab an, keine Lust mehr auf Subversivität zu haben. Frauen sollen lieber separatistisch sein und den Planeten retten. Den Planeten wollten wir natürlich alle retten. Was allerdings das Verhältnis zu den Kindern anging, für die zumindestens es sich ja lohnte, damit sofort anzufangen, das blieb bis zuletzt ein Punkt, an dem Ost und West nicht übereinkamen. Hier bietet sich ein O-Ton an: Die Westberliner Künstlerin Gisela Breitling fühlt sich auf dem Podium zunehmend von den Kindern im Saal gestört: »Ihr beiden Knaben, setzt euch jetzt mal hin und seid ruhig!« Einwurf der Diskussionsleiterin Gudrun Koch: »Hier gibt es doch eine Kinderbetreuung, wo ist denn die?« Es kommt zum Tumult, eine Frau verlässt schimpfend mit zwei Kindern den Raum. Gudrun ruft: »Ulrike, komm zurück.« Ulrike schreit: »Ich muss mich um meine Kinder kümmern.« Gabi Zekina: »Das ist ein typischer Ost/West-Konflikt. Ick find det kernig.« Gisela Breitling: »Ich finde das eine Missachtung von Frauen, die auf einem Podium sitzen und denken, wenn sie da einfach gestört werden dürfen. Das ist auch nicht feministisch.« Beifall, Tumult. Gudrun Koch versucht zu vermitteln, Ulrike soll zurückgeholt werden. Samirah Kenawi will beruhigen, es schaukelt sich hoch. Eine Diskussionsrednerin redet inzwischen weiter von den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, die geschaffen werden müssen, um Frauen die freie Entfaltung zu ermöglichen. In diesem Moment brüllt wieder ein Kind los, das aus dem Saal herausgezerrt werden soll. Die freie Entfaltung der Mutter ist gestört.

Inzwischen reicht es der Ostfrau Sibyll Klotz und sie fragt sich, was die westliche Frauenbewegung überhaupt erreicht hat und plädiert dafür, von beiden Seiten zu lernen. Dazu gehöre eben auch, dass Westfrauen die Geschichte mit den Kindern und das Verhältnis zu Männern im Osten akzeptieren. Die DDR-Frauen hätten schließlich fast alle Kinder. »Ich kann und will mein Kind nicht in die Kiste stecken und zumachen, nur weil ich jetzt in der Frauenbewegung bin. Man muss damit leben, dass Kinder laut sind.«

Die Westberlinerin Heike Grünewald versuchte dann noch, zwischen den streitenden Parteien zu vermitteln, indem sie wieder zu den Wurzeln zurückkehrte. Die Veranstaltung in der Volksbühne ein Jahr vorher habe sie beeindruckt, auch die »Unmassen von Kindern«, die überhaupt nicht am Denken störten. Sie appellierte, die Frauen sollten der Obsession von Geschwindigkeit nicht verfallen.

Fakt war aber, wir rannten den Ereignissen noch ein paar Jahre hinterher und fanden zu den Westfrauen in ihren diversen Bewegungen nur wenig Berührung. Keine fünf Jahre später war die ganze schöne Frauenbewegung in Dornröschenschlaf gefallen, der bekanntlich hundert Jahre dauern soll. Über die Frage, ob schließlich ein Prinz oder eine Prinzessin kommen wird, um die ganze Bagage wieder aufzuwecken, ließe sich trefflich streiten.

Die Ostfrauen selbst wissen auch ohne Unabhängigen Frauenverband oder autonome Frauenbewegung ziemlich genau, was sie wollen. Ende Februar meldete dpa, dass der Wunsch nach Erwerbstätigkeit unter Frauen in den neuen Bundesländern wesentlich stärker ausgeprägt sei als im Westen Deutschlands. Es sind immer noch 90 %, die einen Beruf unabhängig von finanzieller Notwendigkeit als Teil ihrer Lebensplanung sehen, im Westen dagegen sind es nur zwei Drittel. Ausgeprägt und nicht totzukriegen ist auch der Wunsch, Kind und Karriere miteinander zu verbinden, und auch heute noch wird jedes dritte Kind unehelich geboren.



Ute Scheub

Göttin, was waren wir blöd!

Ach, früher, vor dem Mauerfall, da war doch alles viel einfacher, hört man unter Westberliner Feministinnen immer mal wieder einen heimlichen Stoßseufzer gen Himmel steigen. Da gab es noch eine Frauenbewegung, die ihren Namen verdiente, die das Patriarchat ernsthaft attackierte, die jeden Samstag demonstrieren ging und jedem sexistisch aus der Wäsche guckenden Macho die Nase abschlug.

Sorry, ich kann dieses Großmutter-Gedöns von der guten alten Zeit nicht mehr hören. Ich bin ganz bestimmt nicht frei von dummen Vorurteilen, Sentiments und Ressentiments, aber unter einem leide ich nicht: unter Westalgie. Vor zehn Jahren war schon lange nichts mehr los in der Frauenbewegung. Und vor zwanzig Jahren, als noch was los war, herrschte der krudeste, grässlichste Dogmatismus.

Ich weiß noch, wie es mich als 20jährige Studienanfängerin Mitte der siebziger Jahre in das Kreuzberger Frauenzentrum verschlug. Zwischen abgeschabten Sperrmüllmöbeln und überquellenden Aschenbechern hingen Plakate von kämpfenden Frauen, die ihre Fäuste mit Macht durch die Luft stießen: Bekämpft die Männer, wo ihr sie trefft! Frauen, kollaboriert nicht mit dem männlichen Feind, schließt euch zusammen, werdet lesbisch! In aller Schlichtheit wurde die herrschende Zwangsheterosexualität nunmehr mit Zwangshomosexualität zu bekämpfen versucht.

Die real anwesenden Kombattantinnen im Einheits-Kurzhaar-Schnitt musterten mich, wenn überhaupt, dann kalten Blickes. Sie gaben mir zu verstehen, dass ich nicht dazu gehörte und auch in Zukunft niemals dazugehören würde: Ich war weder Lesbe noch Opfer sexueller Gewalt, weder liebte ich korrekt noch war ich als Insassin eines Frauenhauses zärtlicher Zuwendung wert, weder war ich Kämpferin noch eine in der Schlacht Verletzte. Mehr als die undeutliche Ahnung, dass zwischen den Geschlechtern etwas nicht stimmte, hatte mich damals nicht an diesen unwirtlichen Ort getrieben, ich war schließlich erst zwanzig und in vielen Dingen mehr als naiv. Das Erlebnis im Frauenzentrum wirkte nachhaltig und führte zu mehrjähriger Verzögerung meines feministischen Reifeprozesses.

Ich sehe es immer noch so: Es war eine der größten strategischen Dummheiten der westdeutschen und westberliner Frauenbewegung, eine im Geschlechterkampf absolut sekundäre Frage – die der sexuellen Priorität der einzelnen Frau – zumindest phasenweise zur Hauptfrage zu stilisieren. Statt uns um die reale Lebenssituation aller Frauen zu kümmern, um die (Un)vereinbarkeit von Mutterschaft und Erwerbstätigkeit, um berufliche Diskriminierungen und Hungerlohnrenten, verbrachten wir Jahre und Jahrzehnte mit sinnlosem Beziehungsgequatsche: Wenn überhaupt ein Mann, wie muss er beschaffen sein? Hat er einen antipatriarchalen Abwaschkurs absolviert, einen antisexistischen Benimmkurs, einen antipenetratistischen Verhütungskurs?

Göttin, was waren wir blöd. Zurecht hast du uns bestraft, indem du die Mauer, diesen antipatriarchalen Schutzwall rund um das Westberliner Kuschelparadies, einstürzen ließest. Herein strömte die Realität in all ihren Geschmacksvarianten: frisch und abstoßend, süß, herb und bitter. Herein strömten auch die Ostweiber, die oppositionellen Kämpferinnen und die ondulierten Muttis, die Berufsgleichgestellten und die Parteimäuschen, mit denen wir uns seitdem rumzuschlagen haben.

Seit dieser Zeit streiten wir uns über vertane Chancen, verlorene Arbeitsplätze und geschlossene Kindertagesstätten, kurz: um die realen Fragen eines Frauenlebens. Wir haben uns einiges an Jammerei anhören müssen, und manchmal hätten wir diese Klageweiber am liebsten zum Nordpol expeditiert. Aber wo wären wir gelandet, wenn die Wende nicht auch unser Leben gewendet hätte? Wahrscheinlich würden wir heute noch darüber debattieren, ob der Coitus interruptus politisch korrekt ist und ob frau weibliche Salatpflanzen vertilgen darf.

ausgewählte Etappen in der Entwicklung des Unabhängigen Frauenverbandes

3. 12. '89	Frauentreffen in der Berliner Volksbühne
7. 12. '89	UFV geht an den Zentralen Runden Tisch
Jan. '90	Einrichtung eines Zentralen Büros, Länderbüros in Berlin, Brandenburg, Mecklenburg-Vorpommern, Sachsen-Anhalt, Thüringen und Sachsen
2. 1. '90	Treffen mit dem Ministerpräsidenten der Übergangsregierung Hans Modrow
17. 2. '90	Gründungskongress des Unabhängigen Frauenverbandes im Haus des ZK
21. 2. '90	Wahlveranstaltung des UFV im Gelben Saal der Kongresshalle Berlin – Christina Schenk als Spitzenkandidatin für die Volkskammerwahl nominiert
27. 4. '90	Ost-West Kongress im Berliner Sportforum
8. 3. '91	Kongress in Leipzig
27. 9. '91	Kongress in Weimar, auf dem entschieden wurde, den UFV als Verein und nicht als Partei weiterzuführen
30. 10. '92	Kongress in Berlin: »Wohin zieht der frauenpolitische Zug?«
4. 6. '93	Kongress in Berlin: »Wi(e)der die Vereinzelung«
8. 3. '94	FrauenStreikTag, an dessen Initiierung und Vorbereitung der UFV massgeblich beteiligt war. Danach spaltete sich das bundesweite Frauenstreikbündnis in die Frauenpartei »Die Frauen« und in eine Initiative. Damit war die erste gesamtdeutsche frauenpolitische Initiative zerschlagen.
18. 11. '94	Beginn der Evaluierung des UFV für den Aufbau neuer Strukturen
1995	Feministische Fachtagungen zu den Themen Sorgerecht, Alter, Schule
1997	Scheitern der Reorganisation
Juni '98	Auflösung des Bundesverbandes des Unabhängigen Frauenverbandes. Landesvereinigungen des UFV in Sachsen-Anhalt, Mecklenburg-Vorpommern und in Berlin bestehen bis zum heutigen Tag



Christiane Schindler, Christina Schenk

10 Jahre Frauenbewegung? – 10 Jahre Frauen in Bewegung

Im Herbst '89 erreichte ein in Ost und West viele überraschendes, weil völlig unerwartetes Phänomen eruptionsartig die Öffentlichkeit: Der Aufbruch der Frauen in der DDR. Was sich da mit ungeheurer Kraft, Lust und Freude Bahn brach, hatte sich zum Teil lange vorher im stillen Kämmerlein, in den zum Teil subversiven privaten Zirkeln, den fast geheim anmutenden Treffen an Universitäten und wissenschaftlichen Instituten und vor allem unter dem Dach der evangelischen Kirche entwickelt, war aber auch ganz spontaner und in der Aufbruchstimmung des Herbstes entstandener Impuls von Frauen: Ich muss was tun! Denn bis dato hatten Bürgerbewegungen das politische Terrain dominiert, die viele wichtige Fragen der Umgestaltung der DDR auf die Agenda setzten – nur die Geschlechterfrage kam dabei nicht vor. Das änderte sich nun.

In verschiedenen Städten in der DDR stellten sich Frauen- bzw. Lesbengruppen öffentlich vor. Am 4. Dezember war es dann so weit: In der Berliner Volksbühne konstituierte sich der Unabhängige Frauenverband (UFV) als DDR-weiter Verband von Frauen. Der UFV war der Kern der ostdeutschen Frauenbewegung. Eine solche hat es nur für eine ganz kurze Zeit gegeben – das war in den wenigen Monaten von Dezember 1989 bis zum Anschluss der DDR an die Bundesrepublik im Oktober 1990. Ihre Hochzeit hatte sie in den Wendetagen, als noch alles offen schien, es scheinbar die Möglichkeit gab, Gesellschaft zu verändern und zu gestalten.

In der Zeit war der UFV Stimme der Frauenbewegung, ihre Vernetzungsebene, war Impulsgeber, Infopool, Organisator, Rückhalt, Geldbeschaffer, Ansprechpartner für die westdeutsche Frauenbewegung, Studienobjekt für Amerikanerinnen wie für Frauen aus Nordkorea und vieles mehr. Die nach den Volkskammerwahlen 1990 einsetzenden Abwehrkämpfe gegen die ungebremste Übertragung westdeutscher Verhältnisse und die zermürbenden, in der Regel völlig erfolglosen Versuche, wenigstens etwas von den wirklichen Errungenschaften der DDR in das einig Vaterland hinüberzuretten, stellten den UFV als dezidiert politische Organisation alsbald vor die Sinnfrage.

Emanzipatorische Bewegungen wie die Frauenbewegung brauchen anscheinend die Offenheit von Strukturen, brauchen einen Gesellschaftszustand, in dem Änderungen erwartet, erwünscht und auch möglich scheinen. Davon war jedoch schon nach kurzer Zeit nichts mehr zu spüren. Ein Zustand, der bis heute anhält und an dem auch der Regierungswechsel in Bonn – entgegen aller Hoffnungen – nichts geändert hat. Im Gegenteil. Per Kanzlerwort zum Gedöns degradiert, erhielten die Frauen erneut einen klaren Platzverweis.

Mittlerweile ist der UFV den Weg aller BürgerInnenbewegungen des Wendeherbstes gegangen und hat – fast als letzte der Organisationen – 1997 seine Auflösung beschlossen. Geblieben sind all die bewegten Frauen, für die der UFV ein Schnellkurs in feministischer Theorie und Praxis war, eine überaus wichtige Zeit im politischen und zumeist auch im persönlichen Leben. Nicht umsonst machte zum Beispiel die These von der Lesbianisierung des UFV die Runde. Die bereits offen lebenden Lesben machten ihre Lebensweise zu einem Politikum, Schranklesben wurden endlich öffentlich und bis dato straighte Heterofrauen fanden sich in ungewohnt intensiven Frauenbeziehungen wieder.

Heute sind wir vereinzelt. Die meisten von uns sind jedoch noch immer an ihrem Ort oder in ihrem Job frauenpolitisch engagiert. Und dies auf allen Ebenen: von den Kommunalparlamenten bis hin zum Bundestag, von der Gleichstellungsstelle bis hin zum Ministerium, im Frauenprojekt oder in der Wissenschaft, in den Gewerkschaften oder Parteien. Frauen engagieren sich in der PDS genauso wie bei den Grünen oder der SPD. Andere arbeiten parteiübergreifend an Runden Tischen oder in Frauenlisten zusammen. Geblieben sind vor allem die Frauen, für die wir Politik machen und ein Stück DDR retten wollten. Es sind die Frauen, die uns oft genug als Männerhasserinnen oder Emanzen verunglimpften und sich von uns distanzierten. Sie beharren ganz individuell auf ihrer bisherigen Lebenserfahrung, dem Wunsch nach Erwerbstätigkeit und der Forderung nach einem ganzheitlichen Leben, in dem sowohl Beruf als auch Kinder einen Platz haben. Es ist auch ihrer subversiven Widerständigkeit zu verdanken, dass heute im aufgeklärteren Westen

kein Zweifel mehr daran besteht, dass der Osten bezüglich des Geschlechterverhältnisses der modernere Teil dieser Republik ist.

Christina Schenk, 47, MdB, PDS
Christiane Schindler, 42, wiss. Mitarbeiterin von Christina Schenk
Beide waren maßgeblich am Aufbau des UFV beteiligt.

wird, so heißt das für den ostdeutschen Kontext: die Hineinnahme geschlechtskritischer Deutungsmuster in den Alltag eines sich seit 10 Jahren vollziehenden gesellschaftlichen Transformationsprozesses.

Reflexionen



Eva Schäfer, 45

1989: Assistentin/ Gesellschaftswissenschaften
1999: Sozialwissenschaftlerin

Haltbare Deutungsmuster und Strategien

Ab '89 öffentliche Frauenbewegung in der DDR – da fällt mir nur das Bild aus einer Fernseh-Talk-Runde ein, in der Ina Merkel, eine der damaligen Protagonistinnen, vor laufender Kamera die ihr zum 8. März '90 präsentierten Blumen vom Tisch wischte. Diese Provokation war so mancher Frau sicher suspekt – viel zu radikal und viel zu feministisch. Gleichzeitig schrieben Frauen in Hunderten von Briefen an den UFV über ihre eigene angestaute Wut und Unzufriedenheit. Eine in der DDR als irrelevant gedeutete Kategorie Geschlecht hatte längst wieder eine biografische Bedeutung erlangt. Das Geschlecht als strukturierendes und hierarchisierendes Element des Alltagslebens und der gesellschaftlichen Ordnung in der DDR skandalisiert und damit 1989 so viele Frauen angesprochen und bewegt zu haben – das ist wohl die bleibende Leistung der damals aktiven Frauen. Und zweifellos hatte die aus den achtziger Jahren hinübergewachsene und sich dann erweiternde DDR-Frauenbewegung zu dieser Zeit eine Öffentlichkeit wie später nie wieder. Trotzdem ist das, was hier in Bewegung gebracht wurde, keinesfalls verloren. Was wirksam bleibt, sind vor allem Deutungsmuster und Handlungsstrategien, die sich in den Erfahrungen und Diskursen jener Zeit konstituierten. Diese gingen nicht nur ein in die Konzepte der ersten Hundert ostdeutschen Gleichstellungsbeauftragten oder der Frauenprojekte. Sie verbinden sich vor allem mit den persönlichen Biografien der Frauen. Wenn in der westdeutschen sozialen Bewegungsforschung heute von einer Veralltäglichung von Frauenbewegung gesprochen



Sibyll Klotz, 38

1989: wiss. Mitarbeiterin
1999: Politikerin, Mitglied des Berliner Abgeordnetenhauses Bündnis90/Die Grünen

Die gemeinsame Wegstrecke ist zuende

Wir müssen zur Kenntnis nehmen, dass es die FrauenBEWEGUNG als soziale Bewegung nicht mehr gibt, was sie mit den anderen sozialen Bewegungen gemeinsam hat. Mit der Frauenbewegung der Wendezeit verloren gegangen sind aber leider auch die informellen und viele formelle Kontakte zwischen Frauen in den unterschiedlichsten Bereichen. Wo ist eigentlich diese oder jene abgeblieben, fragen wir uns und haben oft keine Antwort darauf. Entweder hat sich das Bedürfnis, den Kontakt zu halten reduziert oder die Hemmschwellen sind aus den unterschiedichsten Gründen größer geworden. Oder aber es gibt kein Interesse mehr aneinander, die gemeinsame Wegstrecke ist einfach vorbei. Viele sind in den neuen Strukturen, die zumeist die übertragenen der alten Bundesrepublik sind, angekommen. Die Zeit des Übergangs, wo vieles machbar schien oder wirklich machbar war, ist endgültig vorbei. Politik – oder auch Einflussnahme – funktioniert, mehr oder weniger schlecht, über Parteien, Gewerkschaften, Institutionen. Diese haben mittlerweile alle ihre für Gleichstellung und Emanzipation zuständigen und dafür bezahlten beauftragten Frauen – mit unterschiedlicher Herkunft, Qualifikation und unterschiedlichen Konzeptionen. Und sie haben ziemlich festgefahrene Formen des Umgangs miteinander, ob nun in Richtung Konkurrenz oder Kooperation. Und dies erschwert es offenbar auch, den ehemals und zumeist auch heute noch Frauenbewegten, sich locker und quer zu den Strukturen zu »vernetzen«. Ein Wort, das ich vor neun Jahren noch nicht kannte. Dafür hat es damals funktioniert.



Samirah Kenawi, 37

1989: Sachverständige für Holzschutz
1999: s.o. und Archivarin bei GrauZone (Dokumentationstelle zur ostdeutschen Frauenbewegung)

Meine Illusionen wurden zermahlen

Die Hoffnung, die Glashaus-Welt DDR verändern zu können, trieb uns 11 Frauen durch die Nächte, in denen wir an einem eigenen Standortpapier feilten. Als wir es am 23. 11. '89 in der Gethsemanekirche vorstellten, war die Mauer schon gefallen und der Boden unter unseren Füßen begann zu schwanken. Doch nachdem dort die Idee entstanden war, einen Frauendachverband zu gründen, schien alles Weitere wie ein Sog. Am 3. 12. '89 noch rauschende Euphorie in der Volksbühne, aber die Hoffnung, mitzuregieren, zerstob schon vor dem Tag der Volkskammerwahl am 18. 3. '90. Bald hatte ich das Gefühl: retten, was zu retten ist. Viel blieb ja nicht. Und in der Tretmühle der Demokratie wurden meine Illusionen zu Lächerlichkeit zermahlen. So hatte ich eines Tages genug von der Politik und wandte mich wieder meiner handfesten Arbeit als Holzgutachterin zu. Doch als Hobbyarchivarin ordne ich noch immer bedächtig die alten Papiere und staune, was mal möglich zu sein schien.



Walfriede Schmitt, 56
Schauspielerin

Ich wollte das »weibliche Prinzip« durchsetzen

Als ich Klaus Theweleits Männerphantasien gelesen hatte, war mir klar, dass nicht nur der Sozialismus für die Behandlung von Frauen verantwortlich gemacht werden konnte. Ich dachte mir, dass ich die Frauen aufhetzen müsse. Als die Gewerkschaft auf mich zukam und bat, doch Frauenarbeit zu machen, habe ich das getan. Am 9. 11. '89 sprach ich mit Christa Wolf darüber, wie wir Frauenpower organisieren könnten. Und das möglichst schnell. »Hexen, Hexen an die Besen, sonst ist's unser Land gewesen!« stand dann an der Volksbühne – und es kamen viele. Was war das für eine Kraft, >>

wie dicht stand plötzlich die Zukunft vor uns, wie lebendig! Geärgert hat es mich, dass es sofort mit der Sektiererei losging: Bei den Wahlen wollte man die Kandidatinnen nicht auf alle linken Listen setzen; grenzte sofort die Männer aus. Das war mir nicht politisch genug. Mir ging es darum, dass die verschiedenen Gruppen weiterhin ihre eigenen Vorstellungen vertreten konnten. Ich wollte, das sich das »weibliche Prinzip« durchsetzt. Nur bin ich Schauspielerin und tauge nicht als Politikerin. Gut, es war nicht auf Dauer angelegt. Aber ich möchte diese Zeit auf keinen Fall missen. Ich bin froh, dass ich das erleben konnte. Gern würde ich heute – 10 Jahre später – Frauen zu meiner Vorstellung »Lass Dir den Zahn ziehen, Crissie« einladen, und danach einfach ein Wiedersehen feiern.



Petra Torjus, 45

1989: Ökonomin, danach Gleichstellungsbeauftragte der Stadt Neuruppin
1999: GBA der Stadt Neuruppin

Der UFV hat mein Leben völlig umgekrempelt

Anfang Dezember 1989 hörte ich über die Medien von der Auftaktveranstaltung eines neuen Frauenverbandes. Gleich am nächsten Wochenende gab es dazu eine Informationsveranstaltung in Potsdam. In diesem Augenblick konnte ich nicht genau erklären warum, aber ich *musste* an dieser Veranstaltung teilnehmen. Es war eine Reaktion aus dem Bauch heraus. Nach der Runde in Potsdam wusste ich warum. Bis dahin war ich Mitglied beim DFD und hatte kaum Kontakte zur Kirche. Mein »Gefühl« zu meiner Lebenssituation als Frau innerhalb der DDR ließ sich endlich in Worte kleiden: Trotz wirtschaftlicher Absicherung und sozialpolitischer Maßnahmen fühlte ich mich nicht als gleichberechtigte Frau, auch wenn ich »staatlich verordnet« gleichberechtigt hätte sein sollen. Anfang 1990 waren die Hoffnungen für die DDR u.a.: gut qualifizierte Frauen anteilsmäßig in den Führungsebenen zu plazieren; eine gerechtere Entlohnung der sogenannten frauentypischen Berufe; ein Babyjahr auch für Väter; Maßnahmen gegen Gewalt an Frauen. Spannend war die Entwicklung der neuen DDR-Verfassung. Privat hat der UFV mein Leben total umgekrempelt. Seit Oktober 1990 bin ich in Neuruppin Gleichstellungsbeauftragte. Emanzipiert und mit feministischen Ansprüchen gestalte ich heute mein Leben und meine Tätigkeit als GBA. Die vielen Enttäuschungen und Rückschläge machen mich scheinbar stärker, lassen mich intensiver kämpfen, fordern mich aber auch immer öfter heraus, die eigenen Grenzen zu beachten. Noch drei Worte zur Entwicklung des UFV: Außer den Erinnerungen und tollen Frauennetzwerken ist auch in Neuruppin etwas geblieben. Nicht nur die Gleichstellungsbeauftragte kam aus den Reihen des UFV, auch gründeten weitere UFV-Frauen den Verein »Neuruppiner Frauen für Frauen« mit und haben hier vor Ort eines der ersten Frauenhäuser erkämpft und aufgebaut. Der Verein betreibt heute nicht nur das Frauenhaus, sondern auch ein Mädchenwohnprojekt, eine Kinderschutzstelle und ein Frauen- und Mädchenzentrum.



Dietlind Stark, 34

1989: Studentin der Theologie
1999: Theologin in Leipzig

Feministische und christliche Basisarbeit

Als Emanze verschrien, als ich noch gar nicht wusste, was Emanzipation bedeutet, bekam ich mit 17 ein Buch in die Hände (natürlich aus dem Westen), das meine Sicht der Welt vom Kopf auf die Füße stellte: »Der Mann auf der Straße« von Cheryl Bernard und Edit Schlaffer. Ausgestattet mit diesen Erkenntnissen fütterte ich mein Theologiestudium mit feministischer Theologie und Theorie, wo immer sie zu haben war. Direkt feministisch-politisch zu arbeiten, ohne sich ständig erklären und die feministischen Inhalte erst in einem gemischten Gremium durchboxen zu müssen (O-Ton eines Mannes im Neuen Forum: Dann fordere ich jetzt eine Quotierung für Brillenträger), das machte zur Wende den Reiz der Fraueninitiative Leipzig bzw. des UFV aus. Die zu erwartenden strukturellen Benachteiligungen für das »andere« Geschlecht zu verhindern, waren Hoffnung und Ziel. In der Gegenwart angekommen, glaube ich im Moment mehr an kleine, dafür konsequente Projekte (z.B. die Frauenbibliothek MonaLiesA in Leipzig). Die feministische Grundeinstellung ist geblieben, andere Themen traten daneben. Nach wie vor sind Frauen-Netzwerke, inzwischen die beruflichen, für mich wichtig. Und so versuche ich als Pfarrerin das zu tun, was frau eben so tut, wenn sie nicht in der großen Politik zugange ist – feministische (und in meinem Fall auch christliche) Basisarbeit.



Katrin Rohnstock, 39

1989: Germanistin, Leiterin eines Frauenzentrums
1999: Inhaberin des Katrin Rohnstock Medienbüros in Berlin

Der Karrierestau

Den 3. Dezember erinnere ich als den glücklichsten Moment meiner Frauenbewegungszeit. Er war eine Explosion aus Lebensfreude, ein Aufstand der Ideen. Alles was danach kam, war vergleichsweise fade. Gekommen waren Frauen aus unterschiedlichsten Milieus und Generationen. Gekommen waren die eigenwilligsten, engagiertesten. Alle eigentlich Führernaturen, konkurrenz- und aufstiegsbewusst. Entsprechend waren die UFV-Sitzungen geprägt von Macht- und Grabenkämpfen, von kleinkarierten Streiterein und Verletztheiten, ohne Streit- und Konfliktkultur, ohne Kultur einer Gemeinschaft – woher sollte die auch in der Kürze der Zeit kommen, wie sollte die so schnell wachsen? – Bezeichnend ist, dass es niemals eine von der Mehrheit akzeptierte Integrationsfigur und Autorität gab. Oder anders, die Frauen ließen sich auf keine Frau ein. Was all diese individuell ausgeprägten Weiber einen kurzen historischen Moment miteinander verband, war die Hoffnung auf einen Aufstieg. Dem UFV mangelte es an einer sinnstiftenden Idee, die tatsächlich die Massen ergreift. Die Akteurinnen waren eine Elite von jungen Frauen, die in der DDR ihre Karrierepotentiale nicht ausleben konnten. Fatal bleibt, dass es dem UFV nie gelang, die Sprache der »einfachen« Frauen zu sprechen. So konnte er nicht populär werden. Möglicherweise kann dieser Fakt auch von einer anderen Seite interpretiert werden. Die Inhalte und Präsentationsformen des UFV blieben elitär, auf ein kleines Milieu beschränkt. Sie knüpften an westliche Traditionen an, die in einem anderen gesellschaftlichen Kontext entstanden waren. »Feminismus« blieb für viele Frauen ein Schimpfwort. Eine Barriere, die sie nicht überspringen konnten. Vielleicht war die Zeit zu kurz, um neue Inhalte reifen zu lassen, um neue Modelle auszureifen. Vielleicht sind aber auch Organisationsstrukturen nur für Frauen eine historisch überholte Angelegenheit.



Christiane Kloweit, 45

1989: Journalistin bei der Thüringer Allgemeinen, Mitherausgeberin der »Frau anders«
1999: Öffentlichkeitsarbeit im Frauenzentrum Weimar, Kabarettistin

Schmerzhafter Verlust der Illusionen

Was bedeutet der UFV für mich? Die erste wirkliche Erfahrung von Freiheit, im Sinne von selbstbestimmtem, offenem und öffentlichen politischem Handeln gemeinsam mit gleichgesinnten Frauen. Eine weitere Erfahrung von Ohnmacht und Wut, weil alles so kam, wie wir es vorausgesehen hatten, weil der uralte Kapitalismus freudig installiert wurde, anstatt etwas wirklich Neues zu wagen. Schmerzhafter Verlust von Illusionen über Frauensolidarität. Selbstverständlichkeit offen lesbischer Lebensweise. Konsequente Parteinahme für Frauenineressen. Gewinn an Wissen, Erfahrung, Urteilsfähigkeit, Streitlust. Enttäuschung über die geringe Resonanz, die der UFV bei den West- frauen fand. Enttäuschung über unsere Unfähigkeit, wenigstens viele Ostfrauen zu überzeugen und eine massenhafte Frauenbewegung zu initiieren. Gewinn des Frauenzentrums Weimar, das ohne die politische Kraft des UFV vielleicht nicht entstanden wäre und sich nicht hätte halten können. Freundschaften und Arbeitsbeziehungen, die mein Leben reicher gemacht haben.



Barbara Kellerbauer Sängerin

Kraft geben für den aufrechten Gang

Es war die spannende Zeit der neuen Freiheiten, des Suchens und der Hoffnungen, eben der großen Veränderungen. Wir hatten das Gefühl, viel bewegen und einen Verband nach eigenen Wünschen und Bedürfnissen gestalten zu können. Natürlich war das nicht möglich, im Detail trennten sich die Geister, aber diese Tage intensiven Erlebens vergesse ich wohl nie. Den § 218 konnten wir nicht verhindern, auch manch andere Zurücksetzung nicht. Ich suchte nach Möglichkeiten, uns mit künstlerischen Mitteln Gehör zu verschaffen. So entstand in dieser Zeit die Idee »Vier im Konzert«, ein Programm mit Uschi Brüning, Annekathrin Bürger, Carola Nossek und mir. Dass es so erfolgreich sein würde, ahnten wir damals nicht. Heute sind wir dabei, eine zweite Fassung zu erstellen. Ich hatte und habe Sorge um viele Frauen, die in diesem neuen System übergangen und verdrängt werden. Und so geht es mir unverändert darum, Kraft zu geben, Freundlichkeit und den Mut für einen aufrechten Gang.



Annette Niemeyer, 38

1989: Schiffsbauingenieurin im Kombinat Schiffbau
1999: Fraktionsgeschäftsführerin bei Bündnis 90 der Bürgerschaft der Hansestadt Rostock

10 Jahre Frauenbewegung im Osten Deutschlands – warum werden die rauschenden Feste nicht vorbereitet?

Ich erlebe mich nur nachdenklich. Dabei gibt es genug Grund zum Feiern. Die lebensfrohe, elanvolle und mutige Frauengruppe, auf die ich im Januar 1990 traf, und die sich Rostocker Fraueninitiative im UFV nannte, hat unglaublich viel erreicht: eine Gleichstellungsbeauftragte installiert, die Gründung des Frauenhauses und eines Frauenkommunikationszentrums initiiert. Frauen aus allen Bereichen der Gesellschaft machten sich auf, Frauenvereine für unterschiedliche Zwecke oder Frauenarbeitskreise in den Gewerkschaften zu gründen. Frauenpolitisch engagierte Frauen wirken in vielen Institutionen. Heute sind Ernüchterung, Termindruck und ein sachliches Arbeitsklima für die Treffen des UFV Rostock kennzeichnend. Was ich heute vermisse, ist der Mut, die Begeisterungsfähigkeit und auch die Unbekümmertheit, die wir in den Umbruchjahren besaßen. Dies war wohl auch nur möglich angesichts der offenen persönlichen und gesellschaftlichen Zukunftsperspektiven. Nach Übernahme sämtlicher Strukturen der alten Bundesrepublik haben auch die frauenbewegten Frauen die dort entstandenen Strukturen übernommen. Und mit diesen auch die Diskussion zur Frage, welches ist der richtige Weg: der Aufbau eigener Frauenstrukturen oder die Erhöhung des Frauenanteils in den bestehenden Institutionen? Eine Diskussion, die ich für müßig halte. Wir Frauen sind unterschiedlich. Und deshalb werden wir immer auf unterschiedlichen Wegen gehen.



Bärbel Romanowski, 46

1989: Fernseh-Journalistin, Aufbau des Frauenjournals »Ungeschminkt« beim ORB, danach RTL-Studio Dresden
1999: freiberufliche Medien- und Politikberaterin

Ich habe es ganz allein geschafft

Für mich begann mit der Nacht in der Volksbühne eine neue Etappe in meinem Leben. Bis zum April 90 war das die schönste Zeit in meinem Leben. Ich dachte: Mein Gott, jetzt kommt endlich etwas anderes und überlegte, wie ich das mit meinen Mitteln umsetzen könnte. Ich wusste wie schwer es war, Frau, Mutter und Beruf unter einen Hut zu bekommen. Und klar war mir auch, dass Frauen auch in den Medien präsent sein müssen. Am Küchentisch konzipierte ich »ungeschminkt« und konnte tatsächlich zehn Tage später mit 15 Leuten aus anderen Redaktionen die Sendung machen. Und das plötzlich völlig zensurlos. Das war wunderbar! Nach der Wende wollte der Sender nicht mehr die ›alten‹ Gesichter auf dem Bildschirm. Ich ging nach Dresden, um dort das RTL-Studio aufzubauen. Die Liebe zu einem Mann zog mich zurück nach Berlin. Ich überlegte, was ich beruflich machen kann. Heute habe ich ein Unternehmen für Medien- und Politikberatung und bin sehr glücklich damit. Weil ich das ganz allein geschafft habe.



Petra Bläss, 35

1989: Germanistin an der Humboldt Uni Berlin
1999: Abgeordnete der PDS, Vizepräsidentin des Deutschen Bundestages

Politik kann Spaß machen

Es war die Lust am Aufbruch, aber vor allen auch die Befürchtung, Frauen könnten bei dem sich anbahnenden gesellschaftlichen Umbruch unter die Räder kommen, die uns im September 89 an einen Tisch brachte – Professorinnen, Nachwuchswissenschaftlerinnen und Studentinnen der Sektion Germanistik. Das Gefühl, die gleiche Sprache zu sprechen, dasselbe zu wollen und gemeinsam stärker zu sein, gab uns ungeheure Kraft. Unsere Entschlossenheit und Konsequenz, für Frauenrechte zu streiten, setzt bis heute Maßstäbe – obwohl und gerade weil

unser Kampf vielfältiger und differenzierter geworden ist. Was bleibt, ist die Erfahrung von sachbezogener Bündnisarbeit, vor allem aber, tatsächlich etwas bewegen zu können. Die Erinnerung an den Herbst 1989 ist für mich ein Blick zurück nach vorn. Sie zeigt übrigens auch: Poltik kann richtig großen Spaß machen.



Monika Tangermann, 50

1989: in der EDV beschäftigt
1999: arbeitslos

Es war eine hoffnungsvolle Zeit

Der Grundstein für mein Engagement in der Wende lag schon im Elternhaus. Als Tochter einer selbstlosen Mutter wollte ich nun endlich an Veränderungen und Entscheidungen in der Gesellschaft bezüglich der Gleichstellung und Gleichwertigkeit von Frauen mitwirken. Als geschiedene Frau und alleinerziehende Mutter zweier Söhne war es oft nicht einfach, sich zu behaupten. Wir hatten ja viel mehr allein zu leisten und zu verantworten. 1989 war mein älterer Sohn bei der Armee, und ich hatte durch die Euphorie der Menschen bei den Demos um ihn große Angst. Aus Sorge heraus versuchte ich in meiner damaligen Arbeitsstelle, dem Krankenhaus Halberstadt, alle Frauen zu einem Forum aufzurufen. Ich traute einfach Frauen mehr Mitgefühl und Vernunft zu, denn die Sorge um die Familie in dieser Krisenzeit war ja berechtigt. Doch schon damals warteten viele nur auf die Entscheidungen anderer. Von einigen Kollegen wurde ich für meinen Idealismus sogar ausgelacht. Ich fühlte mich hoffnungslos allein. Aber dann erfuhr ich durch die Zeitung »Für Dich«, dass sich Frauen spontan solidarisierten. Ich fuhr am 17. 2. '90 zur Gründungsversammlung des UFV nach Berlin. Das Engagement der dort anwesenden Frauen begeisterte mich – ich fühlte Mitverantwortung. Nun wurde es Zeit, auch die Frauen in Halberstadt zu motivieren. Durch meinen ersten Aufruf in der hiesigen Regionalzeitung kamen ca. 17 Frauen im damaligen Freizeitzentrum des Maschinenbaus zusammen. Bald kristallisierte sich eine beständige Frauengruppe heraus, die sich regelmäßig in meiner Wohnung traf und noch heute Bestand hat. Es war eine hoffnungsvolle Zeit! Leider musste ich in der Vereinsarbeit erleben, dass es schwer ist, in sorgenvollen Zeiten arbeits- und orientierungslose Frauen zu motivieren. Als unser am 25. 3. '92 gegründeter Verein drei ABM-Stellen bekam und das erste Büro bezog, hatte ich ein Ziel erreicht, das mich glücklich machte. Unsere Frauengruppe hatte einenKommunikationsbereich für Frauen aller Altersgruppen geschaffen. Noch heute – nach 10 Jahren – geht es um bessere Bedingungen, unter denen Frauen selbstbestimmt leben können. Die starken Hoffnungen in der Wende haben etwas bewegt, aber die Möglichkeiten auf Veränderungen sind leider oft enttäuscht worden.



Tatjana Böhm, 43

1989 Soziologin in der Akademie der Wissenschaften
1999 Referatsleiterin im Brandenburger Frauenministerium Potsdam

Die Genderdebatte ist noch nicht bewältigt

Für mich war es damals besonders wichtig, dass Frauen nicht nur an einer demokratischen Umgestaltung der Gesellschaft teilnehmen, sondern echte Demokratie ist nur möglich, wenn sie Frauenrechte und Gleichstellung der Geschlechter in allen Bereichen ermöglicht. Meine kritische Stellung zur praktizierten Politik beschränkte sich nicht nur auf allgemeine Demokratiedefizite der DDR, sondern war explizit gegen die Ausrichtung ihrer Frauen-, Familien- und Bevölkerungspolitik gerichtet. Diese Politik war, obwohl sie Erwerbstätigkeit und Qualifikation ermöglichte, nicht dazu angetan Emanzipation von Frauen, die ja unbedingt mit Autonomie und Subjektwerdung verbunden ist, zu fördern. Ganz im Gegenteil, traditionelle Arbeitsteilungsstrukturen und Macht- und Herrschaftsstrukturen zwischen den Geschlechtern wurden ausgeblendet. Bei anderen Bürgerbewegungen war zwar viel von Menschenrechten, Reformkonzepten und Demokratie die Rede, aber Frauen bzw. Patriarchatskritik kam da nicht vor. Besonders wichtig erschien es mir verstärkt, Frauenrechte und die Gleichstellung unterschiedlicher Lebensformen in der Verfassung zu verankern und einen breiten Ansatz von gender, mainstreaming in Politik und Gesellschaft einzubringen. Eine Aufgabe, die bis heute nicht bewältigt und aktuell ist. Frauenförderung und Antidiskriminierungsansätze sind weiterhin wichtig, aber frauenpolitisch sollten verstärkt gesellschaftliche Rahmenbedingungen – sogenannter harter Bereiche wie Wirtschaftsförderung oder Steuergesetzgebung – unter die Lupe genommen und Reformen eingefordert werden, denn sie setzen Rahmenbedingungen. Auch hier liegen fundamentale Behinderungen für ein selbstbestimmtes Frauenleben.



Christiane Baumann, 36

1989: Germanistin
1999: TV-Journalistin

Welche Maßlosigkeit, welche Erfrischung!

Als ich jetzt Filmaufnahmen von der Volksbühne gesehen habe, hat es mich sehr berührt zu sehen, welche analytische Kraft in dem Gründungsaufruf von Ina Merkel liegt und gleichzeitig welche Maßlosigkeit, welche scheinbare Gewissheit, nun viele Probleme lösen zu können. Ein Aufscheinen all dessen, was die DDR wahrscheinlich beim besten Willen einfach nicht sein konnte. So eine gemeinsame Willensbestimmung wie das gewesen ist, zu der viele, sehr unterschiedliche Einzelne kamen, bleibt eine prägende Erfahrung. In Zeiten allgemeiner Verballhornung, wo diejenigen von uns besonders stark und erfolgreich erscheinen, die am lautesten bekennen, keine Feministinnen zu sein (weil sie Männer lieben usw.), da ist so eine Wiederbegegnung mit einer anderen Realität eine seelisch-moralische Erfrischung! Es leben die Jahrestage!



Marion Ziegler, 41

1989: Krankenschwester
1999: Studentin der Politikwissenschaft und Geschichte, kandidiert auf der Liste Neues Forum für die Stadtratswahlen

Heute ist Sachsen ein frauenpolitisch totes Pflaster

Die Wende war toll! Frauen aus dem Neuen Forum und von den autonomen Frauen schlossen sich '89 zur Fraueninitiative Leipzig zusammen. Um eine Lobby zu haben, waren wir für die Gründung des UFV, obwohl es große Vorbehalte gegenüber der Stadt Berlin als ehemaligem Regierungssitz der DDR gab. Es bildeten sich viele Projektgrup-

pen, wie die des Frauenhauses, des Frauenkulturzentrums oder der Frauenbibliothek. Ich saß am Runden Tisch der Stadt und des Bezirkes Leipzig und leitete die Kommission ›Frauenpolitik‹. Uns wurde schnell klar, dass es darum ging, die Projekte finanziell abzusichern. Besonders stolz bin ich darauf, dass es uns gelang, die Verwaltungsreform maßgeblich zu beeinflussen. Wir konnten z.B. eine Lesbenbeauftragte und einen Schwulenbeauftragten installieren, die als Lobbyvertreter zwischen Projekten und Verwaltung fungieren. Heute ist Sachsen frauenpolitisch ein totes Pflaster. Geblieben sind einige Projekte, die permanent damit beschäftigt sind, ihre Existenz zu sichern.



Cornelia Matzke, 37
Ärztin

Ein Leben ohne politisches Engagement ist für mich undenkbar

Frauen müssen sich unabhängig voneinander organisieren. Ohne politisches Engagement zu leben, ist für mich undenkbar: Mitbegründerin der Fraueninitiative Leipzig im Neuen Forum, dann im UFV, 1990–94 Sächsischer Landtag MdL, Unterstützung der internationalen Arbeiterverbindung, ÖTV-Vertrauensfrau, Personalrätin im Krankenhaus, ÖTV-Kreisvorstandsmitglied. Immer habe ich versucht Arbeitnehmer- und Frauenrechten, der Verteidigung sozialer und demokratischer Errungenschaften meine Stimme zu geben, Widerstand aufzubauen z.B. im Krankenhaus gegen die Privatisierung, gegen Personalabbau und Deregulierung. 1989 war für mich ein entscheidender Weg in die richtige Richtung.



Christiane Dietrich, 40

1989: Bildungsreferentin im evangelischen Frauenwerk, Gleichstellungsbeauftragte der Stadt Weimar
1999: Supervisorin

Keine Separation mehr nach Geschlecht

Damals war es wichtig und gut, für sich selbst einzutreten, auch um sich darüber klar zu werden, was wir als Frauen wollten. Im Laufe der Jahre stellte sich m. E. dieses Separieren nach Geschlecht als kontraproduktiv heraus. Meine persönliche Erfahrung ist, dass politische Arbeit nur dann Sinn macht, wenn sich Interessen überschneiden. Aus diesem Grund halte ich auch reine Frauenzentren nicht mehr für wichtig, sondern Projekte von Frauen und Männern, die dort immer wieder getrennt voneinander überprüfen können, welche Ziele sie verfolgen.



Anne Ulrich, 38
ehem. Hampele

1989: Politologin am OSI der FU Berlin, promovierte '97 über den UFV
1999: Mitarbeiterin in der Heinrich-Böll-Stiftung

Die Chance für ein bundesweites Bündnis wurde verpasst

Meines Erachtens bot der UFV nach der Phase der Runden Tische und neben der Parteibildung Bündnis 90/Grüne die Möglichkeit, als überregionale single issue-Initiative und Lobby frauenpolitische Themen öffentlich zu machen und Diskussionsforen zur Verfügung zu stellen. Aus zwei Gründen ging das schließlich nicht auf – erstens: Der UFV war wesentlicher Teil des Stamms, aus dem die unterschiedlichsten frauenpolitischen Initiativen erwuchsen. Diese Pluralität konnte nicht reintegriert werden. Der Verein konnte sich aber auch nicht durchringen, sich von der Wende-Euphorie zu verabschieden und sich auf konkrete Ziele zu reduzieren, eine dementsprechende Art von Organisation zu entwickeln und sich über eine solche Professionalisierung für neue Power-Frauen interessant zu machen. Zweitens: Wir haben den Sprung ins gesamtdeutsche Gefüge nicht geschafft. Der chancenreiche Zeitpunkt war der um den Frauen-StreikTag 1994 – nicht, weil die Basis getobt hätte vor Aktivitäten, sondern weil konkrete Verabredungen zwischen engagierten starken Frauen aus Ost und West in Aussicht standen. Die kamen nicht zum konstruktiven Ende, weil wichtige Frauen die Gründung einer -zigsten Frauenpartei vorzogen, statt eine kleine, aber womöglich hörbare feministische Lobby zu schaffen, die eine schöne Innovation in der Vereinigungspolitik gewesen wäre. Die könnten wir heute gut brauchen.



Ulrike Bagger, 39

1989: Bibliothekarin,
1990 UFV-Büro Berlin
1999: Studentin der Sozialwissenschaften

Ein langer Abschied von Illusionen und einem Leben in der DDR

Ende November '89 las ich in der Berliner Zeitung, dass in der Volksbühne ein großes Frauentreffen stattfinden soll. Au ja, dachte ich, Frauentreffen ist gut, da gehe ich mal hin. Ich weiß noch, wie überwältigt ich war beim Anblick der vielen Frauen und Kinder und wie sehr mich die Atmosphäre begeisterte. Da war jede Menge von dem, was frau heute als »positive Energien« bezeichnet, jede Menge Lust am Leben und Optimismus, Veränderungswille und Wissen. Da fanden andere endlich die treffenden Worte für meine Gefühle und Konflikte im Leben als Frau in der DDR. Ich begriff, dass es nicht nur individuelles Versagen war, wenn die mir zugeschriebene Rolle der perfekten Werktätigen, Hausfrau, Mutter und Geliebten mich nicht selten schier zur Verzweiflung brachte. Ich glaubte, mich von traditionellen Rollenzwängen verabschieden zu können und ein neues Leben zu erhalten. Ich tappte in alte Fallen und Muster – aber ich erkannte sie. Ich habe noch nie vorher und bis heute nicht nochmal soviel gelernt wie in meinen sechs UFV-Jahren. Die Arbeit im Berliner Büro war für mich die gewünschte ideale Verbindung der drei Bereiche Privat, Politik, Arbeit. Das diese Verschmelzung streckenweise weder mir noch dem UFV gut tat, versteht sich meines Erachtens von selbst – Familie ist Sicherheit und Wärme, aber auch Enge und Zwang und in jeder Heimat gibt es Geliebtes und Unerträgliches. Aus heutiger Sicht war die Arbeit im und mit dem UFV für mich auch ein langes Abschiednehmen von Hoffnungen und Illusionen und einem Leben in der DDR.



Gislinde Schwarz, 46

1989: Redakteurin der »Für Dich«
1999: Journalistin und Autorin

Sich nie wieder vereinnahmen lassen

Aufbrüche haben eines gemeinsam: In der Erinnerung bleiben sie als etwas unendlich Kostbares, eine Zeit voller Lebendigkeit. 1989 bebte der Boden und wir bebten mit.

Meine Hoffnung war, dass gerade mit uns wirkliche Emanzipation möglich sei – ohne die Zerstrittenheit und Vereinzelung, wie wir sie bei vielen Schwestern im Westen erlebten. Dass dies nicht gelang, war die größte Enttäuschung. Über die Ursachen dafür ist viel geschrieben. Von mir weiß ich, dass ich zwar den Aufbruch aktiv wollte, gleichzeitig aber eine Einengung fürchtete. Und so war ich zwar Gründungsmitglied des UFV – wurde aber nie sein Mitglied: Nie wieder im Namen einer »Sache« vereinnahmt werden! Ein Jahr später habe ich meine Redaktion, die Frauenzeitschrift »Für Dich«, verlassen. Einen Tag, nachdem ihr wieder ein Konzept von außen aufgestülpt wurde. Seitdem arbeite ich freiberuflich in einem Zwei-Frau-Büro. Rosemarie Mieder und ich kennen uns durch den UFV, wir haben jene Zeit gemeinsam durchgestanden. Noch etwas ist anders: Ich lebe nun allein – mit festem Liebsten. Es liebt sich besser seitdem, so scheint mir. Ich bin also »frei« – kann Verantwortung für mich und das, was ich mit meinem Leben mache, nicht mehr abschieben. Muss sie allein tragen. Manchmal gelingt es.



Pat Wunderlich, 43

1989: Sachbearbeiterin im Burckhardthaus
1999: Sozialpädagogische ABM bei den Beginen in Rostock

Es ist für mich ein Gewinn, mit Frauen leben und arbeiten zu können

Ja, UFV, da denke ich an den 3. Dezember 1989 und sofort fällt mir diese wunderbare Menge an Frauen in der Volksbühne ein, diese Euphorie und die tolle Stimmung, dann der Mut und die Kraft, die Gemeinsamkeit, der Stolz, die Runden Tische und das Gefühl der Macht... Das alles hätte ich gerne konserviert und für die Unmuts- und Schwächezeiten aufgehoben, die ich mir damals gar nicht vorstellen konnte, die wir aber jetzt öfter haben. Dann würde ich immer mal kurz den Deckel lüften... Aber hier in Rostock – wohin ich 1993 aus Berlin zurückkehrte – fiel mir in der UFV-Runde erst kürzlich auf, dass es mir unwahrscheinlich gut tut, mit Frauen zusammen zu sein, die der Gedanke der »ersten Stunde« vereint. Dieses »Immer-noch-Frauenpolitik«, dieses Trotzdem-Lachen, dieses angenehme Vertrautsein ist einfach unbezahlbar. Selbst wenn ich nicht immer zu unseren Treffen gehe und aus fünf anderen Vereinen ausgetreten bin, aber im UFV möchte ich bleiben. Meine Tochter, für die das Haus der Demokratie in Berlin damals ihr zweites Zuhause war, sagt oft zu mir: »So eine Arbeit wie Du im Beginenhof machst, möchte ich auch haben!« Und dann merke ich, dass das eine der besten und größten Veränderungen für mich ist: In Frauenzusammenhängen arbeiten und leben zu können.



Christel Panzig, 52

1989: Historikerin in der Akademie der Landwirtschaftswissenschaften
1999: Forschende an der Akademie der Wissenschaften Berlin-Brandenburg

Die Euphorie war nur von kurzer Dauer

Die Gründung des UFV erlebte ich voller Freude und Staunen zugleich. Der UFV, so hoffte ich, würde die Kraft der Frauen aus den unterschiedlichen Gesellschaftsschichten aus allen DDR-Regionen bündeln und für die Durchsetzung unserer frauenpolitischen Ziele nutzbar machen. – Meine Euphorie war nur von kurzer Dauer, denn nach den Märzwahlen 1990 war mir klar, dass die Realität unsere kühnen Visionen eingeholt hatte. In der von mir initiierten Ersten Lichtenberger Fraueninitiative (ELFI) trafen sich nun z.B. Frauen, die um den Erhalt der Kitas, der Kinderhorte und des Pionierhauses bangten. In den folgenden Jahren waren es vor allem arbeitsmarktpolitische Probleme von Frauen, die mich beruflich beschäftigten und zur Mitarbeit am entsprechenden Runden Tisch des UFV veranlassten. Besonders das Zusammenwirken mit Frauen aus unterschiedlichen Bereichen vermittelte mir wichtige fachliche, aber auch menschliche Einsichten und Erfahrungen und verhalf mir zu dauerhaften Frauenfreundschaften.



Eva Kunz, 52

1989: Kirchmeisterin in der Französischen Kirche in Berlin
1999: Referatsleiterin im brandenburgischen Frauenministerium

Wir haben einiges erreicht

Als der UFV gegründet wurde, war ich bereits herftig in der ostberliner SPD engagiert. Der UFV war ja anfangs Sammelbecken von Frauen aus den Bürgerbewegungen, Parteien, Gewerkschaften und Kirchen. Er brachte die Ziele von Frauen im Prozess des politischen Umbruchs gewissermaßen auf einen Nenner. Leider hat er diese Funktion, nämlich Frauen mit unterschiedlichem politischem Hintergrund für gemeinsame Ziele zu organisieren, sehr schnell aufgegeben. Damals, im Enthusiasmus des Umsturzes, hatten wir natürlich vor, die ganze DDR-Gesellschaft von Grund auf frauenpolitisch aufzurollen. Allerdings hatten wir wenig Ahnung von den Strukturen der Macht noch ahnten wir den kommenden wirtschaftlichen Zusammenbruch und seine dramatischen Folgen gerade für Frauen. Wichtig war, dass im UFV unsere frauenpolitischen Positionen für den Einigungsprozess formuliert wurden. Von den damaligen Zielen ist inzwischen einiges, wenn auch nicht immer ganz so, wie wir es uns gedacht hatten, umgesetzt worden. Ich denke an die Änderung von Art. 3 des GG, an das Recht auf Kinderbetreuung und die Abtreibungsregelung und Gleichstellungsgesetze. Ich bin seither beim Thema häuslicher Gewalt gegen Frauen und mit Frauenzentren, in denen oft noch die Frauen der ersten Stunde am Werk sind. Inzwischen habe ich gelernt, dass auch das Backen von kleinen Brötchen Sinn macht.



Ina Merkel, 42
Kulturwissenschaftlerin

Abstand zur deutsch-deutschen Problematik gewonnen

Zu dieser Zeit war ich in Bezug auf Frauenfragen stark politisch engagiert. Ich gehörte zu den Mitbegründerinnen des UFV und war eine der Sprecherinnen am zentralen »Runden Tisch«. Wegen der im Verlauf der Wahlen 1990 einsetzenden starken politischen Polarisierung des Verbandes, die m.E. dem ursprünglichen Gründungsinteresse nach einem pluralistischen Dachverband verschiedenster Frauenorganisationen zuwiderlief, verließ ich den Verband 1990. Um Abstand zur deutsch-deutschen Problematik zu gewinnen, hielt ich mich '92/93 in den USA auf, habilitierte danach über die Konsumgeschichte der DDR und lehre ab Oktober diesen Jahres an der Kunsthochschule Berlin-Weißensee feministische Geschlechterforschung.

Politische Wege

Viele Erfahrungen, wenige Illusionen

Der Weg der Magdeburger Gleichstellungsbeauftragten ins neue Deutschland

von Annette Schneider-Solis



Editha Beier

Menschen, die über Botschaftszäune klettern; andere, die über die Grüne Grenze von Ungarn nach Österreich hetzen. Gespräche, in denen sich Ratlosigkeit breitmacht, darüber, wie es weitergehen soll und Hoffnung auf Veränderungen, die umschlägt in Euphorie. Schließlich Sprechchöre aus Tausenden Kehlen: »Wir sind das Volk!«, »Wir bleiben hier!« und »Keine Gewalt!«. Allmählich ergreift die Aufbruchstimmung breite Massen der Bevölkerung, immer mehr stoßen hinzu zu denen, die Montag für Montag für Veränderungen auf die Straße ziehen. Herbst 1989 in einem Staat, dessen Tage gezählt sind.

Für Editha Beier hatte die Wende bereits sechs Jahre zuvor begonnen, als für die Mehrheit ihrer Landsleute das Leben im Staat DDR noch weitgehend in Ordnung war oder sie sich schweigend mit den Zuständen abfanden oder anpassten. Zwei Gründe gab es für die Zäsur im Leben der Editha Beier. »Ich habe 2 Söhne«, sagt die Mittfünfzigerin, »und ich wollte nicht, dass meine Söhne zur Armee müssen und dort das Töten lernen.« Zu viele Familien kannte Editha Beier, deren Söhne gebrochen vom Grundwehrdienst zurückkamen. Junge Männer, die als Säufer zurückkehrten oder als Schläger. Oder als kleingemachte Menschen, die die Toiletten mit der Zahnbürste scheuern mussten und diese Erniedrigungen nun an ihre Familien weitergaben. Hinzu kam, dass ihr eigener Bruder von der NVA desertiert und in die westliche deutsche Republik geflohen war. Der 2. Grund für das Aufbegehren der kleinen resoluten Frau lag in ihrem christlichen Glauben. Ihr schwebte eine Gesellschaft vor, in der es Gleichheit und Gerechtigkeit gibt.

Diese Ziele hatte Editha Beier vor Augen, als sie in langen Nächten auf ihrer Schreibmaschine Dokumente der Weltfrauenkonferenz in Nairobi abschrieb. Als sie der Umweltbibliothek zuarbeitete oder Treffen organisierte. Als sie mit den Friedensfrauen versuchte, in die Kindererziehung der DDR einzugreifen, weil sie Erziehung zum Hass für schädlich hielt. Als sie Vorträge hielt über Frauenliteratur. Als sie sich in der Gruppe mit den anderen gegenseitig Mut machte, weil sie merkten, dass es nur in kleinen Schritten voranging, dass die großen Erfolge auf sich warten ließen, dass auch die Kirche nicht eben progressiv war und Frauen zwar reden ließ, aber nicht als gleichwertig behandelte.

Ein Ergebnis dieser Art Betätigung war, dass die gelernte Sekretärin keine Arbeit in ihrem Beruf mehr fand. Lange Zeit verdiente sie nichts, betreute in ehrenamtlicher Arbeit in der katholischen Kirche alleinerziehende Mütter. Dann wieder verdiente sie ihr Geld in einer evangelischen Buchhandlung. Vieles trug damals ihre Familie, denn die Art ihres Engagements, die brachte Konflikte mit sich. Dennoch möchte die jetzige Gleichstellungsbeauftragte von Magdeburg diese Zeit nicht missen. »Es war eine gute Schule«, blickt sie zurück. >>

Als dann im Herbst 1989 immer mehr Bürger zu denen stießen, die die Lawine ins Rollen gebracht hatten, da schien die Verwirklichung vieler Ziele greifbar nah. »Wo soll ich da anfangen? Diese Erinnerung daran ist so eine geballte Ladung« denkt Editha Beier laut zurück. »Der Herbst '89, das war ganz viel Stress, ganz viel Hoffnung. Das klare Bewusstsein, dass alles, was wir wollten jetzt möglich ist.«

Damals begehrten auch DDR-Frauen erstmals öffentlich auf. Dagegen, dass sie immer von Männern plaziert wurden, wie Editha Beier es formuliert. Gegen patriarchale Strukturen in der Gesellschaft, derer sich viele bis dahin gar nicht bewusst waren. »Gar zu viele betrachteten Frauen damals als Anhängsel und erkannten gar nicht, dass neben dem Klassen- und Rassenkampf auch ein Geschlechterkampf stattfand«. 600 Frauen traten damals aus dem Neuen Forum aus, weil auch dies ein patriarchaler Verein war. Viele kamen hinzu zu Veranstaltungen, die der gerade gegründete Unabhängige Frauenverband organisiert hatte. Hörten nur mal zu, nahmen Aufbruchstimmung mit, wurden Mitglied. Damals wurde auch Editha Beier bekannt.

Die Zeit der Runden Tische begann. An dem von Magdeburg saß Editha Beier für die Frauen der Stadt. Dabei ging es denen zunächst um die älteren Bürger, weil die Lebensbedingungen in den Altersheimen seinerzeit mehr als schlecht waren. Eine der nächsten Forderungen lautete: Wir wollen eine Beigeordnete für Frauenpolitik. Immerhin gibt es seit 1990 eine hauptberufliche Gleichstellungsbeauftragte. Niemand schien für diesen Posten geeigneter als Editha Beier, und so ist sie seither Gleichstellungsbeauftragte der Stadt Magdeburg.

Damals hoffte Editha Beier noch, dass der Unabhängige Frauenverband sich irgendwann zur Partei formierte. »Damit Frauen auch mit dem Konstrukt und der Macht einer Partei für ihre Ziele kämpfen konnten.« Eine der Hoffnungen, die sich nicht erfüllte.

Wie so viele andere. Dabei wäre nach Ansicht der Gleichstellungsbeauftragten damals so viel möglich gewesen. Wenn West- und Ostfrauen gemeinsam für ihre Interessen gekämpft hätten. »Leider war das Bewusstsein der Menschen aus der Bundesrepublik damals noch nicht so weit, dass auch sie von dem profitiert hätten, was es hier gab«, ärgert sich Editha Beier. »Die Familiengesetze waren Reichsgesetze. Oder wenn ich an den Verfassungsentwurf des Runden Tisches denke oder an die Frauencharta des großen Politischen Runden Tisches in Berlin.« Viele Chancen des Aufbruchs wurden vertan, viele fortschrittliche Ansätze verpufften, weil sie politisch nicht gewollt waren.

Um viele Erfahrungen ist Editha Beier seit den 89er Herbsttagen reicher, um viele Illusionen ärmer. Da war das Erkennen, dass die neue deutsche Republik in vielen Punkten nicht besser war als die alte, in manchen gar schlechter. Als Frauen des politischen Runden Tisches nach Bonn in den Bundestag fuhren, weil die Novellierung des Arbeitsförderungsgesetzes auf der Tagesordnung stand, etwa. Damals sprachen sie mit Abgeordneten aus Sachsen-Anhalt. Von den CDU-Mandatsträgern bekamen sie zu hören, dass das alles zwar ganz richtig sei, sie aber dennoch für die Änderungen stimmen würden. Fraktionszwang, hieß es schulterzuckend. Oder als die Verfassungskommission in Bonn tagte. Da fuhr Editha Beier wieder an den Rhein, um sich für den Gleichberechtigungsartikel einzusetzen.
Der sachsenanhaltinische Vertreter allerdings, der CDU-Jusitzminister, der fehlte, war einfach nicht da, so dass das Land ohne Stimme blieb.

Da gab es viele Ernüchterungen. Etwa, dass die erste Forderung eines CDU-Stadtrates die nach Bordellen und einem Rotlichtbezirk war. Prostitution, Menschenhandel, Pornographie, Arbeitslosigkeit, Paragraph 218 – alles Normalitäten im neuen Deutschland. Die größte Ernüchterung für Editha Beier jedoch war der Gebärstreik der Frauen. »Da war die Freude über die Vereinigung und auf der anderen Seite diese unglaubliche Ernüchterung. Frauen, die das Gebären verweigerten, denen nicht einmal die Pille genügte, die sich sterilisieren ließen, um ihren Arbeitsplatz zu behalten«, erinnert sich die Gleichstellungsbeauftragte noch heute fassungslos. »Diese Frauen waren der Seismograph für die neue Gesellschaft, weil sie für sich entschieden, dass der Preis, den sie für ein Kind zahlen mussten, einfach zu hoch ist.«

Mit ihren Waffen, leichter Ironie und Beharrlichkeit, setzt sich Editha Beier seit 1990 von Berufs wegen für die Interessen der Frauen ein. Ihre Gegnerin ist die Bürokratie, und die macht es ihr nicht leicht. Manch andere hätte die Flinte längst ins Korn geworfen. Nicht selten zog sich Editha Beier heulend in ihr Büro zurück. Und dann gab es wieder die kleinen Erfolge, die ihr Kraft gaben für die weitere Arbeit – die Frauenprojekte, die durchgekämpft wurden, oder der Politische Runde Tisch der Frauen, das erste, was Editha Beier in ihrem neuen Amt auf die Beine stellte. Er tagt bis heute. Und hier ist auch noch ein bisschen von der 89er Aufbruchstimmung konserviert.

Der Herbst 1989 – 10 Jahre liegt der erst zurück. Wenn sich Editha Beier an diese Zeit erinnert, dann erinnert sie sich an kostbare Momente in ihrem Leben, die sie so nie wieder erleben wird. »Zu dieser Bewegung zu gehören, das war ungeheuer spannend. Zu vermitteln, zuzuhören, was die Alten sagen und was die Neuen wollen, da war schon der ganze Mensch Editha mit dabei«, sinniert Editha Beier, und ihre Augen werden feucht ob dieser Erinnerung. »Diese Momente auf der Straße, die waren schon ansteckend. So etwas gibt es nur ganz selten, dass ein Volk eine abgehobene Regierung diszipliniert.«

Auch wenn eine Gesellschaft der Gleichheit und Gerechtigkeit auch heute weit entfernt ist – Editha Beier glaubt nach wie vor an diese Ziele, für die sie sich seit mehr als 15 Jahren einsetzt. Diesen Traum hat ihr die Wirklichkeit noch nicht nehmen können.



Politische Wege

DIE FRAUEN kommen

Als der Feminismus diskret in der Schublade »Geschlechterdemokratie« untergebracht war, und erleichterte Damen und Herren in geschmackvoller und teurer Kleidung das Zeitalter des Postfeminismus ausriefen, gründeten Frauen die Feministische Partei DIE FRAUEN. Sie traten zur letzten Bundestagswahl an, zur Europawahl, und sie standen in Thüringen auf den Listen zur Landtagswahl. Thüringer Spitzenkandidatin war die 34jährige Erfurterin Mechthild Ziegenhagen. Christiane Kloweit sprach für weibblick mit ihr.

Mechthild Ziegenhagen, 34, bis zur Wende Fotografin, seit 1990 im Frauen-, Kultur- und Bildungszentrum »Brennessel« in Erfurt. Sie war Gründungsmitfrau des UFV in Berlin.

Ist der Feminismus mega-out und die Feministische Partei ein Fossil?

Das mag in akademischen Kreisen so gesehen werden. Aber das ist nicht das wahre Leben. »Gender« glättet alles, macht's weicher und unfassbarer – und macht Männer wieder froh. Denn sie werden nicht mehr mit Feminismus oder noch schlimmer: Frauenbefreiungsbewegung behelligt. So bleiben sie – eventuell – »im Diskurs«. Und akademische Frauen können sich endlich besser fühlen, weil sie nicht mehr als Lesben, Emanzen, Extremistinnen abgestempelt werden. Wir haben auch in der eigenen Partei die Diskussion um den Feminismus, der angeblich out ist. Und die Farbe Lila ist für Westfrauen ein rotes Tuch, weil sie nicht mehr so gern an ihre Lila-Latzhosen-Zeit erinnert werden wollen. Als wir Unterstützungsunterschriften gesammelt haben, damit wir zu den Wahlen antreten konnten, habe allein ich bestimmt mit 1.500 Frauen und Männern gesprochen. Niemand hat einfach so unterschrieben. Du musstest immer eine Rede halten. Und dann haben viele gesagt, ja, Frauen sind kein Thema mehr, müssten es aber sein. Frauenunterdrückung wird nicht mehr benannt, findet aber statt.

Heißt das, der Osten ist die letzte Bastion des Feminismus voll heimlicher FeministInnen?

Sicher nicht. Aber offensichtlich haben wir in diesen Diskussionen den Nerv der Menschen getroffen, ihr Empfinden für Ungerechtigkeit und die Lebenserfahrung von zehn Jahren deutscher Einheit, die den Frauen in fast jeder Hinsicht Nachteile gebracht hat, von wachsender Gewalt bis zu ökonomischer Abhängigkeit.

Aber sie haben Frauenzentren zur Selbstfindung, Frauenhäuser zum Schutz vor Gewalt und Gender Studies zur Analyse der Gesellschaft von der Universität aus.

Projektarbeit ist wichtig und natürlich auch Gesellschaftstheorie. Doch damit wird die Gesellschaft nicht verändert. Wir müssen einsehen, dass die Frauenbewegung als reine Projektbewegung politisch nicht das gebracht hat, was wir erhofft haben. Frauenprojekte sind abhängig von Kommune und Land, wenn es um Geld für Personal und Sachmittel geht. Die Projektfrauen haben längst gelernt, auch politisch zu agieren, den Kontakt zu den Fraktionen im Stadtrat zu suchen, den Wert ihrer Arbeit für die Kommune klarzumachen, öffentlich zu trommeln, um ihren berechtigten Anteil an öffentlichen Mitteln für Frauenarbeit zu fordern. Die Feministische Partei verstehen wir als ein weiteres sinnvolles und wirkungsvolles Mittel für die Fortsetzung der Arbeit, als Möglichkeit, im Parlament selbst für Frauen Partei zu nehmen.

Als ich von der Partei gehört habe, habe ich abgewinkt. >>

Ich auch, erstmal. Wir im Osten sind gebrannte Kinder, was Parteien angeht. Es sind auch nur vier Prozent Ostfrauen drin. Die Initiative zur Gründung der Partei ging von der Aktion »FrauenStreikTag« am 8. März '94 aus, von Frauen aus dem Westen. 1995 im Juni wurde die Partei gegründet. Wir haben gesagt, wir gehen mal hin und gucken uns das ganz ruhig an. Und wir trafen auf eine außergewöhnlich gute Organisation und ein gutes Programm, das die Ursachen von Gewalt und Unterdrückung klar benannte, und Wege zur Veränderung. Das hat uns überzeugt. Wir sind eingetreten. Und haben uns heftig eingemischt.

Der Unabhängige Frauenverband hatte auch ein gutes und klares Programm.

Ja. Aber der UFV war von Anfang an unter Druck. Sofort Politik machen, sofort zu allen Wahlen antreten, mit sehr vielen Frauen ohne jede politische und Organisationserfahrung. Und die solche Erfahrungen hatten, kamen zum großen Teil aus DDR-Strukturen, was wiederum Konflikte innerhalb des UFV brachte. Sympathisantinnen liefen wieder weg, weil ihnen die feministischen Grund-sätze zu radikal waren und auch nicht genügend Zeit für Diskussionen, Klärung und innere Festigung war. Alle anderen Gruppierungen wurden kräftig von den etablierten Parteien im Westen unterstützt, der UFV nicht. Der UFV war notwendig, aber er hatte kaum Chancen.

Trifft das nicht erst recht auf DIE FRAUEN zu?

Nein, wir haben alle Chancen. Die Parteistruktur ist günstig für Entschlüsse, für politisches Handeln. Die zu uns kommen, sagen ja zu den Zielen der Partei, die Anliegen müssen nicht immer wieder von Grund auf neu diskutiert werden. Wir werden als Aussenseiterinnen angesehen, noch, und können deshalb ungestört arbeiten.

Viele sagen, es ist unsinnig, die Kräfte mit immer mehr Parteien zu zersplittern, lieber eine große wählen.

Welche denn? Die SPD, deren Kanzler Frauenpolitik »Gedöns« nennt und mit Bomben Frieden schaffen will? Die CDU? Rita Süßmuth war neulich zu einer Veranstaltung im Frauenzentrum Weimar und hat u.a. erzählt, dass sie außer kurz nach ihrem Amtsantritt als Frauen- und Familienministerin nie wieder Zustimmung, sondern immer nur Ablehnung erfahren hat. Die Bündnisgrünen, die ihre eigenen Spitzenfrauen demontieren und den Feminismus aus ihrem Programm gestrichen haben? Genau wie die PDS übrigens.

Das war ja ein Rundumschlag.

Ich will nur zeigen, welchen Stellenwert etablierte Parteien den Frauen beimessen. Die Anzahl von Frauen in den Parlamenten ist gestiegen, aber das allein bringt keine neue Qualität in der Wahrnehmung von Fraueninteressen, im Gegenteil. Es dient als Alibi, um zu sagen: Was wollt Ihr denn noch? Das ist ein Grund mehr, dass Frauen zu bestimmten Sachfragen auch parteienübergreifend zusammenarbeiten. Wir sind jedenfalls zur Kooperation mit Frauen aus anderen Parteien bereit.

Helga Schulz, die Vorsitzende des Deutschen Frauenrates, war auch im Frauenzentrum Weimar, und sie hat den Frauen geraten, in die Parteien einzutreten und auf diese Weise Frauensicht und Fraueninteressen zunächst quasi subversiv dort unterzubringen, um sie schließlich offensiv zu vertreten.

Schlau gedacht, aber so funktioniert es ja nicht. Viele Frauen haben keine Lust auf diese männerdominierten Vereine, sie wollen nicht immer nur dafür kämpfen, überhaupt wahrgenommen zu werden. Sie brauchen ihre Kräfte noch für anderes. Und wir sehen ja die Frauen, die schon Positionen und Mandate in den Parteien haben: Bei wirklich wichtigen Entscheidungen gelten Parteiraison und Fraktionszwang. Und wenn Frauen auf ihrem Standpunkt beharren, dann fällt ihnen die eigene Partei in den Rücken, siehe Süßmuth. Mit all dem müssen sich Frauen in der Feministischen Partei nicht herumschlagen.

Aber du sagst selbst, DIE FRAUEN haben jetzt noch keine Chance, in die Parlamente zu kommen. Warum sollen also Menschen DIE FRAUEN wählen?

Wir haben beobachtet, dass überall, wo wir auf den Wahlzetteln standen, auch die anderen Parteien mehr Frauen aufgestellt haben. Das ist doch schon mal positiv. Außerdem können die Frauen dort dann ihren Parteimännern sagen, wir sind doch harmlos, seht mal die Extremen, DIE FRAUEN. Außerdem: Wenn wir mindestens ein Prozent der Stimmen bekommen, sind wir bei der Parteienfinanzierung dabei. Das würde unsere Arbeitsmöglichkeiten in jeder Hinsicht verbessern. Bei der Europawahl standen DIE FRAUEN in allen östlichen Bundesländern auf dem Wahlzettel. Hier haben wir 0,7 Prozent der Stimmen bekommen, im Westen 0,3 Prozent.

Hat die Feministische Partei nur ein Thema: Frauen?

Im Prinzip ja. Und gerade deshalb sind wir keine Ein-Themen-Partei, sondern unser Programm macht Aussagen zu allen Problemen, die männerdominierte Politik angeblich lösen will, in Wirklichkeit aber nur verschärft: Wirtschaft, Arbeit, Rente, Umwelt, Bildung, Gewalt, die immer öfter sexualisierte Männergewalt gegen Frauen und Kinder ist, internationale Beziehungen, wo wir in Jugoslawien das jüngste Beispiel dafür haben, wie politische Ohnmacht und Unfähigkeit in Brutalität umschlägt, oder Gleichstellung aller Lebensweisen.
Übrigens hat Phönix vor der Bundestagswahl die kleinen Parteien vorgestellt und ist im Urteil über uns vom Begriff »Ein-Themen-Partei« abgerückt, der z.B. für die Autofahrer- oder die Tierschutzpartei ganz sicher zutrifft.

Gibt es auch Männer in der Feministischen Partei?

Ungefähr zwei Prozent der über 1.000 Mitfrauen, die wir bundesweit haben, sind Männer. Wer sich unseren Inhalten und Zielen zugehörig fühlt, kann Mitfrau werden. Wie die kleine Anzahl Männer zeigt, die dabei sind, fühlen sie sich auch unter diesem Begriff mitgemeint. So wie sich sonst immer Frauen mitgemeint fühlen dürfen, wenn von Lehrern, Ärzten, Studenten, Lesern gesprochen wird.

Mechthild, du arbeitest seit zehn Jahren mit vollem Einsatz im Frauenzentrum »Brennnessel«, inzwischen ehrenamtlich. Willst Du jetzt politisch Karriere machen?

Ich sehe das nicht als Job an oder als Karrierechance, sondern als eine Notwendigkeit. Es gibt keinen Weg zur wirklichen Gleichberechtigung ohne politischen Einfluss von Frauen. Das ist die Erfahrung aus der Projektarbeit. Wenn die Politiker sagen, gibt kein Geld für Frauenarbeit, aber für ein Löwenbaby, nur mal als Beispiel, machen sie das Geld locker, dann ist das eine politische Entscheidung. Wenn Krieg und Bomben als Konfliktlösung verstanden werden, ist das eine politische Entscheidung gegen die wir politischen Willen setzen müssen. Den Willen haben wir, jetzt brauchen wir den Einfluss. Es gibt also gar keine andere Möglichkeit.

Wer mehr über das politische Programm wissen will, kann für 5,– DM in Briefmarken Informationsmaterial von der Feministischen Partei DIE FRAUEN, Meister-Eckehart-Str. 5, 99084 Erfurt, anfordern.

Kommentar
von Elke Plöger



Nach: Frauenpolitik aus dem Bedarf Osten gesehen beschränkt

Im Jahr Eins der Wende erstritten die Frauen des UFV und andere in der Noch-DDR frauenpolitische Strukturen, die denen im Westen nicht nachstanden. Ihnen war klar, dass die frauenfeindlichen Mechanismen der Marktwirtschaft sehr rasch auch hier greifen würden. Mit der neuen Kommunalverfassung musste jede Stadt mit mehr als 10.000 EinwohnerInnen eine Gleichstellungsbeauftragte bestellen. Frauenzentren, Frauentreffs und Frauenhäuser wurden aufgebaut. In den ersten Gründerjahren wagten Gesetzgeber gleich welcher Farbe nicht, an Selbstverständlichkeiten ostdeutscher Kinderbetreuung – von sechs bis achtzehn Uhr, vom ersten Lebensjahr bis zum Ende der vierten Klasse – zu rütteln.

Parallel dazu begann die Restauration. Von November 1989 bis heute waren es vorrangig Frauen, die von ihren Arbeitsplätzen verdrängt wurden, deren Voraussetzungen eigenmächtiger Lebensgestaltung schrittweise entsorgt wurden. Die Entwertung ihrer Qualifikationen, das Verschwinden von Kindergärten, betrieblicher Versorgung, Freistellungsmöglichkeiten und der neue § 218 – die Mehrheit der Frauen stand dem wehrlos gegenüber. Verunsicherung zeigte sich in einem Gebärstreik, der keiner war. Keine Frau, die sich sterilisieren ließ, um Arbeitgeber von ihrer grenzenlosen Verwendbarkeit zu überzeugen, keine Frau, die ihren Kinderwunsch auf ultimo vertagte, nannte ihr Verhalten einen Streik. So manche schaute fassungslos auf ihren Partner, ihren Kollegen, der an ihr vorbei seinen Job behielt oder anders Karriere machte. Sie vertraute weiter auf die gewohnte, oft von ihr liebevoll erzwungene Kooperation mit der anderen Hälfte und suchte die Ursachen für ihr Scheitern bei sich und anderen Frauen.

Radikal frauenorientierte Haltungen waren und sind den meisten fremd. Der weinerliche Ruf nach Frauensolidarität schließt die rigorose Ausgrenzung feministischer Positionen ein. Zwar akzeptiert heute die weibliche Mehrheit im Osten die Notwendigkeit der Krücke Quote als Chance, die eigene Qualifikation zum Tragen zu bringen. Die vielen Frauen jedoch, die in den ersten Jahren in Parlamenten, Parteien, Gewerkschaften und Institutionen des öffentlichen Dienstes sich gezielt für Gleichberechtigung einsetzten oder die Reste der offeneren Arbeitsstrukturen der Vergangenheit repräsentierten, sind verschwunden oder still geworden. Das lineare männliche Zeit- und Karriereverständnis, dem alles andere untergeordnet wird, hat Frauen mit ihren vielfältigen Lebensverantwortungen im wesentlichen entsorgt. Das Maß aller Menschen ist auch im Osten männlich, weiß, zwischen dreißig und fünfzig und voll verfügbar für einen flexiblen Arbeitsmarkt. Die Schar der Beamten, die die neuen Verwaltungen aus dem Westen kommend hier aufbauten, haben ihre Perfektion im Verhindern weiblicher Autonomie etabliert und dafür willige HelferInnen gefunden.

Ob KiTa, Schule, Universität, Verwaltung, freie Wirtschaft, Medien, Landes- und Bundesregierungen – überall wird uns die Selbstverständlichkeit des Sparens letztlich zu Lasten von Frauen offeriert.

Der Osten ist auch in Sachen Frauenpolitik Experimentierfeld für farbunabhängige Reduktionen. Da werden Frauenfördergesetze schlicht ignoriert und eine SPD-Landesregierung mit PDS-Duldung geht in ihrer frauenpolitischen Struktur hinter CDU-Standard zurück. Die Antidiskriminierungsparagrafen (§§ 611 und 612) des Bürgerlichen Gesetzbuches scheinen außer Kraft – Arbeitgeber aller Art suchen ungeniert per Annonce gute Männer für gute Jobs, und keine Frau klagt vor Gericht. Widerständige Gleichstellungsbeauftragte werden krank gemobbt, andere sind damit zufrieden, dass ihre Hauptamtlichkeit auf wenige Wochenstunden – auf »Bedarf« – beschränkt wird.

Frauenleben verlaufen zyklisch. Meine Großmutter durfte nicht studieren und keiner politischen Vereinigung angehören. Meine Mutter konnte sich aus ihrer auf einer Vergewaltigung gegründeten Ehe nicht lösen und bekam sieben Kinder, obwohl ihr zwei genug waren. Ich habe studiert und lebe heute mit einer Frau zusammen. Meine Töchter bezeichnen sich als eheunwillig und prüfen kritisch ihnen gemäße Partnerschaften. Meine EnkelInnen wachsen in selbstverständlicher Vielfalt von Lebensformen auf. Vier Generationen weiblicher Erwerbserfahrung und materieller Autonomie von Frauen im Osten lassen sich entgegen allen öffentlichen Beschwörungen nicht in den erwünschten weiblichen Rückzug vom Arbeitsmarkt wandeln. Nie zuvor waren in Deutschland so viele Frauen erwerbstätig, nie zuvor haben hier so viele studiert, nie zuvor haben sie so selbstbewußt eigene Lebensformen gesucht und gelebt. Allem Kleinmut entgegen: Wir stehen am Ende des Jahrhunderts der Frauen und vor uns liegt das Jahrtausend der Frauen.

Wahlkampfplakate von 1990, entworfen von Anke Feuchtenberger







10 Jahre Wende – 10 Jahre Wandel

An keiner von uns sind die letzten Jahre spurlos vorbeigegangen. Es gab gute und weniger gute Veränderungen für die eine oder den anderen. Die Chance der Veränderung, die Kenntnis zweier Gesellschaftssysteme, die Reibungen zwischen Ost und West haben viele genutzt: privat, beruflich, intellektuell. Keine Verallgemeinerungen bitte! – Nein! – Die folgenden Geschichten erzählen von den Lebenswendungen.

Niemals in Ersatzbefriedigungen Genüge finden

von Ulrike Gramann

Es ist wieder eine Errungenschaft, eine berufstätige Frau zu sein und sich die Blumen selbst zu kaufen. Bezahlte Arbeit, selbstbestimmtes Tun. Bezahlte Arbeit! Selbstbestimmtes Tun? Ich habe gelernt, nicht zu fragen: »Und was machen Sie beruflich?« Über spiegelglattes Eis ziehen die Damen Arbeitslosigkeit und Zuhause-bis-die-Kinder... elegant ihre Bahnen. Wenn sie es mir erzählen will, wird sie es schon tun. Ich verstehe sie. Das Gefühl, lieber nicht gefragt zu werden, ist eine alte Bekannte. Auch mit der Frage »Was haben Sie gelernt?« halte ich mich zurück, seit ich die Antwort erhielt, dass die Promotion im Fach Mathematik doch nützlich gewesen sei für die anspruchsvollen Hausaufgaben des Sohnes, der heute gut bezahlte Arbeit macht. Ich konnte nicht erkennen, ob die Mathematikerin das bitter sagte, stolz oder sachlich. Wer bin ich, an der selbstbestimmten Entscheidung Frauen zu zweifeln oder sogar zu behaupten, Frauen würden immer selbst entscheiden? Eine fremde Kultur, und da wohne ich jetzt. Man soll das auch nicht dramatisieren

Als ich Brigitte Reimanns »Franziska Linkerhand« zum ersten Mal las, das muss 1977 oder '78 gewesen sein. In der thüringischen Kleinstadt, in der ich die EOS besuchte, erfuhr ich die erste Politisierung. Ich meine damit eine Politisierung, die nicht von staatlichen Stellen gelenkt wurde. Ich ging jede Woche zu einem Zeichenzirkel in das Kulturhaus des Kombinats, das Elektrokeramik produzierte. Ein Künstler aus Jena leitete Werktätige bei ihrer Freizeitbeschäftigung an. Die meisten arbeiteten in dem Kombinat, auch wir Schülerinnen kannten aus Erfahrung den schwarzen Schnupfen, den man bekam, wenn man an handbedienten Pressen Sinterteile fertigte, die aus Metallstaub bestanden, der unter hohem Druck zu einem äußerst harten und verschleißfesten Stoff wurde. Von diesen Erwachsenen vertrauten mir einige. Ich habe noch das graue Notizbuch, in dem ich Gedichte aus der »Drahtharfe« notierte. Das ganze herrliche Aufbegehren lag vor mir, eine Lehrerin gab mir das Linkerhand-Buch zu lesen, und ehe ich zum Studium ging, schrieb mir der Maler in einem langen Brief, ich dürfe nie in Ersatzbefriedigungen Genüge finden. Das hielt ich für selbstverständlich. Betrachte ich heute das Faksimile der letzten Seite, die Brigitte Reimann an ihrem großen Roman geschrieben hat, abgedruckt in der Neuherausgabe, sehe ich ihre buchstäbliche Qual, den Roman zu einem Ende zu bringen. Mit weniger als dem Selbstgewählten nie zufrieden zu sein.

»Fr. hatte den Zweikampf verloren, noch ehe sie ihn antrat«, das ist der letzte Satz der jetzt herausgegebenen Fassung, in der vorsichtig wieder eingefügt wurde, was damals durch Lektorat und Zensur weggefallen war. Fr... Franziska... Frau, denke ich. In der alten Ausgabe, die 1974, im Jahr nach Brigitte Reimanns Tod, erschien, endet der Roman mit einer Trennung und einer Rückkehr: Franziska trennt sich von dem Geliebten, dem durch Haft wissend und auf eigensüchtige Weise illusionslos Gewordenen, und kehrt in die Neustadt zurück, in der sie als Architektin arbeitet. An diesem Ort ist die erträumte »kluge Synthese zwischen Heute und Morgen, zwischen tristem Blockbau und heiter lebendiger Straße« längst Phantasterei geworden. Eine Rückkehr wider besseres Wissen, was auch begreiflich wird, wenn man die damalige Schlusssequenz liest, in der die Nacht mit dem gerade Verlassenen als ein Lauf durch einen Wunschsüden geschildert wird, die Jagd nach Orgasmus oder Erlösung, dann der Interruptus eines editorischen Nachsatzes, in dem von »vorsichtigen Kürzungen« die Rede ist. Vielleicht wurde der letzte Satz ja gestrichen, um seine Autorin postum vor sich selbst zu schützen und vor der Nichtveröffentlichung. Wie auch andere Sätze gestrichen wurden, zum Beispiel die Schilderung einer Vergewaltigung, die förmlich unter den Augen der sozialistischen Menschengemeinschaft verübt wird. Das wäre der überbehütende Umgang gewesen, mit dem Schreibende, Werktätige, Frauen vor dem geschützt werden sollten, was sie aussprechen könnten. So sollten wir auf Gartenzwergformat gestutzt werden. Was aber manchmal misslang.

Franziska Linkerhand, die beim Zusammenbruch des NS-Staats acht, also alt genug war, ihn bewusst zu erleben, Architekturstudentin in den fünfziger Jahren, Protegé eines berühmten Architekten, geschieden von einem gewalttätigen Mann, geht aus der Großstadt in die Provinz, um in einem Neubaugebiet zu arbeiten. Arbeit, Freundschaft mit Gertrud, die nicht die einzige ist, die sich je in einem Neubaugebiet das Leben genommen hat, Arbeit: Kampf um menschliches Bauen, um ein Stadtzentrum, das nicht gebaut wird, in einem Beratungsladen, ehrenamtlich, nach Dienstschluss, in dem Franziska und Gertrud Ratsuchenden helfen, ihre Wohnung einzurichten, vielmehr: mit gelben Kissen oder einer schönen Lampe erträglich zu machen. Liebe zu Ben, dem ehemaligen Häftling und geschassten Journalisten. Arbeit. Das ist die Geschichte. Ich liebte diese Geschichte nicht, weil ich darin die

Liebe wiedererkannt hätte, sondern weil ich die Arbeit wiedererkannte, die Drecksarbeit, und die sie machten, waren immer noch Proleten, die über die Abiturientin spöttisch lachten, wenn sie in der Frühschicht »Sinn und Form« las, weil gerade die Teile zur Weiterbearbeitung fehlten. Und ich erkannte die leidenschaftliche Arbeit, die ich eines Tages machen würde, und sei es gegen Windmühlenflügel, wie Franziska.

»Rosen für Frau Krupkat«, habe ich das damals eigentlich überlesen? Frau Krupkat, an die vierzig, nach fünfzehn Jahren Ehe schwanger, und ihr Mann sagt, es ist ein Wunder. Rosen vom Chef, und Franziska fragt, wann Frau Krupkat wiederkommt. »Mein Mann sagt, das wird zuviel für mich, das Kind und die Arbeit.« Später weint sie ein wenig. Ich finde die Stelle in der alten Ausgabe wie in der neuen. Wahrscheinlich habe ich sie damals nur als Anekdote wahrgenommen, etwas das mich nicht betreffen konnte. Rückzug aus der Berufstätigkeit, das war doch etwas Anachronistisches. Und dass sie mit Rosen belohnt wurde! Besser erinnere ich mich an meine reale Verwunderung, als in den späten Jahren der DDR Frauen sich manchmal entschieden, nach der Geburt von Kindern zu Hause zu bleiben, mit der politischen Begründung, ihre Kinder nicht schon im Vorschulalter dem staatlichen Erziehungssystem zu übergeben.

Zwischen dem Einerseits und Andererseits solcher Entscheidung konnte ich mir keine Meinung bilden, ich war froh, mit diesem Problem nicht konfrontiert zu sein. Die geschiedene und kinderlose Franziska war mir näher, die sich die Freiheit zur Provokation nahm. Kann es denn ein Zufall sein, dass die Linkerhand Architektin ist? Das Wort vom »Aufbau des Sozialismus« war doch das geläufigste Bild überhaupt. Wäre Franziska die einzige Architektin – was sie nicht ist – in der DDR-Literatur, ich würde trotzdem nicht an Zufall glauben. Aber sie scheitert, der Roman scheitert. Weil diese selbstgewählte Arbeit nicht fertigzubringen war. Auch von Männern nicht fertigzubringen gewesen wäre. Oder wegen Männern nicht fertigzubringen war? Die Gewaltförmigkeit des Geschlechterverhältnisses ist sichtbar mit der Herrschaft verbunden. Ist es ein Zufall, dass die stärker zensierten Textstellen des Linkerhand-Buchs Selbstmord und Vergewaltigung betreffen?

Die Rede ist von Selbstmord und Vergewaltigung im Neubaugebiet. Auch in der ursprünglichen Ausgabe sieht die DDR nicht gerade wie ein herrschaftsfreier Raum aus. »Mann, das ist die herrschende Klasse«, beschimpft Franziska ihren subproletarischen Ehemann, der sich als Vergewaltiger erweisen wird. Wird Franziska von Kollegen als Karrieristin verdächtigt, sprechen diese sogleich auch den Verdacht aus, sie habe sich sexueller Mittel bedient. »Eine geschiedene Frau«.

Franziska heftet ein Zitat ans Schwarze Brett »Die Stadt ist die kostbarste Erfindung der Zivilisation, die als Vermittlerin von Kultur nur hinter der Sprache zurücksteht«, ein Zitat, das sich angesichts jeder oder doch fast jeder Neustadt in der DDR als blanker Hohn darstellte. Schafheutlin, Gegenspieler und Chef Franziskas, verlangt Entfernung der Provokation, sie gibt den positiven Aspekt des Wortes Provokation zu bedenken, »wenn man es mit Ermunterung übersetzt (das ist statthaft) oder Herausforderung«. Solche Provokationen wollte ich mir leisten, hoffend, damit etwas voranzubringen. Aber in dem geborgten Buch waren auch die Sätze des alten Linkerhand, Franziskas Vater, angestrichen: »Ich kann eine gewisse Sympathie mit den Ideen dieses Staates nicht verhehlen, mit seinen großen Gedanken von Fraternité und befreiter Menschlichkeit, aber es ist eine Sache, Gedanken zu proklamieren, eine andere, sie in die Tat umzusetzen. Aufdringliche Propaganda, eine roh-disziplinäre Verfassung, Mangelwirtschaft und die mörderische Missachtung des Individuums und jeder individuellen Äußerung – das ist euer Teil geworden...« Ich habe lange über diesen Worten gebrütet, damals, und mich dann doch mit einem Achselzucken für das entschieden, was ich für fruchtbare Provokation hielt. Franziskas Vater, schließlich, ging in den Westen. Ob die Worte im Roman stehengeblieben wären, wenn ihr Sprecher nicht in den Westen gegangen wäre, weiß ich nicht. Ein Freund erklärte »Sie bringen uns dazu, wider besseres Wissen zu handeln.« Ich widersprach nicht, schließlich gab es wenige Alternativen. Wider besseres Wissen arbeiten und provozieren, wo es ging, schien mir besser als stumm bleiben und besser als zu gehen. In finsteren Stunden aber stand dieses Wort übermächtig vor mir: »Obwohl ich es besser weiß«.

Die Zeit des Linkerhand-Romans, also die der späten fünfziger, frühen sechziger Jahre, ist ein Schlüssel, ein politischer und ein frauenpolitischer. Richtig klar wurde mir das, als ich ein anderes Buch las, das 1964 verboten wurde und nur in Auszügen in der DDR erschienen ist, »Rumba auf einen Herbst« von Irmtraud Morgner, die Teile des Manuskripts später in der »Trobadora Beatriz« verarbeitete. Ich sah plötzlich ein Charakteristikum, das die Texte von DDR-Autorinnen generell prägt. Das Berufsleben von Frauen, hauptsächlicher Gegenstand beider Romane, wird auf ganz typische Weise mit der Ost-West-Konfrontation und der äußerst gegenwärtigen atomaren Bedrohung verbunden. Erinnere ich mich heute, welche Fragen unter politisch bewussten und feministischen Frauen in der DDR am meisten diskutiert wurden, auch in den achtziger Jahren, sind es genau diese: Systemkritik im Bewusstsein, sich nicht für das kapitalistische System entscheiden zu wollen, Friedenspolitik und Gleichstellung, oft, aber nicht immer in dieser Reihenfolge. Im Nachhinein zweifele ich wohl an der Reihenfolge, nicht an den Inhalten. Die Berufstätigkeit war spätestens in den sechziger Jahren für Frauen normal geworden, aber nicht so selbstverständlich, dass eine sich gar nichts anderes mehr vorstellen konnte. Das war zwanzig Jahre später der Fall. Berufstätigkeit war aber nur das eine, das andere wäre Gleichstellung im Beruf gewesen. Und die gab es eben nicht. Nicht zum Beispiel für Frau Krupkat.

Und gab es sie denn für Franziska? Für mich? Wenn ich mich frage, wo wir heute stehen, ist ein Systemvergleich so viel und so wenig wie die Frage nach der Uhrzeit. Ich will wissen, wie spät es ist, aber das reicht nicht. Lese ich in Brigitte Reimanns Buch, erinnere ich mich ja auch nicht nur an Rosinen im Kopf. Der Arbeitskräftemangel in der DDR hatte uns den Kopf frei gemacht für die Frage, wie wir leben und arbeiten wollen, auch wenn wir mit dieser Frage bald an die Grenze einer Hoffnung wider besseres Wissen gestoßen sind. Aber es muss doch die richtige Frage gewesen sein, und ich will sie nicht leichtfertig hingeben für die Meinung, es komme nicht auf das Wie des Arbeitens an, sondern ausschließlich auf das Ob. Es kommt auf das Ob an und auf das Wie. Und es kommt außerdem darauf an, wie die Frauen arbeiten, die die Blumen ernten, die ich mit meinem in selbstbestimmter Arbeit verdienten Geld kaufen kann.

Zum Nachlesen
Brigitte Reimann: »Franziska Linkerhand« Roman, Aufbau-Verlag, Berlin 1998. Ungekürzte Neuausgabe, bearbeitet und mit einer Nachbemerkung versehen von Angela Drescher. Nachwort von Witold Bonner. 640 Seiten, DM 39,80



Bildung

Nur der Pythagoras ließ sich nicht erschüttern

von Renate Rammelt

Beate Lutzmann ist Lehrerin und die Umbrüche in ihrem Leben nach der Wende empfindet sie durchaus als positiv. Aber eine Stundengeberin ist sie nicht geworden

Beate Lutzmann, 43, ist Lehrerin, sie wollte nie etwas anderes werden. In der DDR war das ein typischer Frauenberuf, das galt selbst für die eher männlich dominierten Fächer Mathematik und Physik. »In meinem Studienjahr waren wir höchstens 30 Männer von insgesamt 150 Studenten«, erzählt sie und stutzt nicht einmal. Frauen waren Werktätige, Frauen standen ihren Mann. Mitten in ihrem Studium an der Humboldt-Universität in Berlin bekam die damals schon verheiratete Studentin ihr erstes Kind. Die Uni-Leitung parierte mit einem Frauensonderstudienplan, wie meist in solchen Fällen. Die zukünftige Pädagogin sollte im Schuldienst ankommen. Ihre Arbeitskraft wurde gebraucht. Und so lief alles nach Plan. Staatsexamen. Lehrerdiplom.

Doch die Welt aus den Angeln heben konnte die junge Frau mit den kleinen Kindern, der zweite Sohn wird bald nach dem Studium geboren, nicht. Sie unterrichtete in der mittleren Klassenstufe, eine solide Arbeit ohne bemerkenswerte Höhen und Tiefen. Und so wäre das wohl Jahr für Jahr weitergegangen. »Ich hätte den Kindern das Bruchrechnen beigebracht und wie man einen Stromkreis aufbaut, und ich hätte die Polytechnische Oberschule nie verlassen.« Aber dann kam alles ganz anders.

Vorgeordnete Lebensbahnen gerieten plötzlich ins Wanken. Verunsicherung machte sich breit. Keiner wusste so richtig, was passieren würde, wem woraus ein Strick gedreht werden könnte. LehrerInnen hatten vor der Wende – wie auch heute noch – bestimmte Aufgaben zu erfüllen. Erteilte ihnen der Direktor die Weisung, eine Stellungnahme zu einem bestimmten Vorfall oder zu einem konkreten Schüler zu schreiben, dann gehörte das zu ihren Dienstpflichten. Möglich, dass gerade solch ein Schreiben das i-Tüpfelchen für eine einschneidende Maßnahme gewesen ist: Geschrieben hatte sie eine Schülerbeurteilung für die Jugendfürsorge, aber wo das Schriftstück wirklich gelandet ist, wer weiß das schon. Die junge Lehrerin hatte nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt und glaubte an die Zukunftschance, die eine Heimerziehung bieten sollte. Heute fragt sie sich, ob das damals eine Fehlentscheidung war. Hat der Junge wirklich auf diese Art den Weg ins Leben gefunden?

Mit der Auflösung der Gewerkschaft, der Partei, FDJ und anderer Massenorganisationen strömten viele ausgebildete Lehrer in den Schuldienst, bald darauf setzten die ersten Überprüfungen durch die Gauckbehörde ein. »Ein Kollege wurde morgens zum Direktor bestellt und erhielt Hausverbot mit sofortiger Wirkung, man hatte Unterlagen gefunden, die ihn als staatstreu auswiesen. Er wurde zum Schulrat bestellt und fragte, ob ich ihn begleiten würde«, erzählt Beate Lutzmann. »Alles, was man ihm vorwerfen konnte, waren zwei Monate, die er für den Zentralrat der FDJ gearbeitet hatte. Dass sich Eltern, Schüler, das Kollegium für seinen Verbleib an der Schule eingesetzt haben, hat den Schulrat nicht interessiert. Hier ging es nicht – wie eigentlich zugesagt – um eine Einzelfallprüfung, vielmehr sollte der zu hohe Lehrerbestand reduziert werden. Nach dem halbstündigen Gespräch war ich wie ausgelaugt, noch nie musste ich jedes Wort so auf die Goldwaage legen.« Nach

dieser Erfahrung stimmte sie dem Wunsch ihrer Kollegen zu und ließ sich in den Personalrat wählen. Niemand sollte solchen Gesprächen hilflos ausgeliefert sein. Es hätte schließlich jeden treffen können. Lange dauert es, bis wieder Ruhe in den Schulalltag eingekehrte. Drei »Persilscheine«, ausgestellt von der Gauckbehörde, kann die Mathe-Physiklehrerin inzwischen vorweisen. Zum Glück. Eine Zeitlang hatte sie versucht, sich vorsorglich ein zweites Standbein bei einem Versicherungsunternehmen aufzubauen, aber schon sehr bald gemerkt, dass dies nicht der richtige Job für sie wäre. Nicht jede ist zur Vertreterin geboren.

Der Pythagoras hat sich durch die Wende nicht erschüttern lassen, aber die Möglichkeiten, ihn und viele andere Stoffgebiete zu vermitteln, sind flexibler geworden. Die Rahmenpläne sind neu, und es gab plötzlich unendlich viele Schulbuch-Anbieter. »Wir kannten nur unser Standardschulbuch, klein, handlich und immer fürs Schuljahr ausgerichtet. Vorn auf Seite 5 haben wir angefangen, und wenn wir auf Seite 120 angekommen waren, begannen die Sommerferien. Jetzt gibt es große, schwere und vor allem viele verschiedene und sehr teure Bücher. Ich bin nach der Wende ständig in der Stadt unterwegs gewesen und habe mir Schulbücher angesehen, mich über neue Technik, Anwendungen und methodische Umsetzungen informiert.« Heute führt die Physiklehrerin Experimente vor, bei denen eine Kamera alles digital filmt, und die Auswertung nach dem Versuch umgehend auf dem Computer erscheint. Aber die neue Technik hat ihren Preis, und man muss mit ihr umgehen können. Beate Lutzmann findet es reizvoll, sich damit zu beschäftigen. »Wenn ich schon so teure Geräte kaufe, dann will ich sie auch nutzen, den Schülern das alles auch vermitteln können.« Das klingt, als würde sie die Geräte selber kaufen und ist nicht ganz verkehrt. Im Fachzirkel wird lange und intensiv über die Verwendung der zur Verfügung stehenden Gelder gestritten.

Ist die Welt nun aus den Angeln? »Das vielleicht nicht, aber ich sehe die ›neue Zeit‹ schon als Chance für mich, auch wenn mich anfänglich manches ganz stark in Unruhe versetzt hat. Umbrüche haben durchaus etwas Positives, sie bringen Entwicklung. Zuerst die Arbeit im Personalrat, dann war ich Fachzirkelleiter, und jetzt bin ich pädagogischer Koordinator am Gymnasium. So eine Karriere wäre früher für mich kaum in Frage gekommen. Dabei muss ich immer noch daran denken wie es war, als der Direktor uns das West-Abitur erklärt hat. Wir haben alle interessiert zugehört, und am Schluss hätte ich am liebsten gesagt: ›Können Sie das jetzt noch einmal von vorn erzählen.‹« Heute heißt es bei ihren Kollegen oft, ›geht mal zu Frau Lutzmann, die erklärt euch das‹. Das ist natürlich auch eine Möglichkeit, ein Problem zu lösen. Beate Lutzmann allerdings will sich selbst mit den Dingen auseinandersetzen. Eine Erkenntnis, die sie auch ihren Schülern zu vermitteln versucht. Sie hält es für nicht wichtig, ob jemand in zehn Jahren noch fähig ist, eine Kurvendiskussion exakt durchzuführen, aber er sollte in der Lage sein, sich generell einem mathematischen Problem zu stellen, wenn es von ihm verlangt wird. Die Fähigkeit, Kenntnisse zu erwerben, sie umzusetzen, sich neu zu orientieren, hält sie heute für eine ganz entscheidende Größe. Denn es ist wenig wahrscheinlich, dass ein Schüler einen Beruf erlernt und diesen ein Leben lang ausüben wird. Eingefahrene Gleise müssen daher verlassen werden. Eine Lebensmaxime. »Was mich an meinem Beruf auch reizt«, sagt die Lehrerin, »man ist nie perfekt, heute läuft eine Physikstunde großartig, am nächsten Tag in einer anderen Klasse wird es ein Flop, weil die Schüler von der Idee, die ich hatte, überhaupt nicht berührt wurden. Das gleicht einer ständigen Herausforderung.«

Bei soviel Aufbruch bleibt da nicht auch etwas auf der Strecke? Beate Lutzmann: »In jungen Jahren Kinder zu bekommen ist heute eher unwahrscheinlich. Wir haben sie gewollt und bekommen. Jetzt stehen wirtschaftliche Dinge im Vordergrund, die Möglichkeit der Bewegungsfreiheit, der Verlust des Jobs. Und auch in anderer Hinsicht ist es traurig, dass Geld so eine entscheidende Rolle spielt. Wir merken das oft in der Schule, wenn eben noch putzmuntere Kinder plötzlich krank werden, weil sie die 300 DM für eine Klassenfahrt nicht aufbringen können. Sicher, die Eltern könnten von staatlicher Seite eine Unterstützung beantragen, aber dann müssten sie ihre finanzielle Lage offenbaren. Das ist den meisten peinlich. Ich kann auch ganz schwer damit leben, dass einer auf der Straße sitzt und hofft, dass ich ihm 'ne Mark fallenlasse. Vielleicht schlägt da noch meine alte Erziehung durch, die Frage, ob Reichtum sich nicht so verteilen lässt, dass es für alle wenigstens ein Minimum gibt. In dieser grauen Masse DDR hat, denke ich, niemand ganz unten gesessen.«

Dennoch findet sie die neue Freiheit aufregend, es ist schön, jedes Jahr im Urlaub ein anderes europäisches Land zu erkunden oder auch mal den Kontinent zu verlassen. Bestimmte Dinge sind ihr inzwischen selbstverständlich, wie der Mietwagen in Portugal oder der bargeldlose Einkauf per Checkkarte. Zu DDR-Zeiten hätte man sich nie etwas auf Kredit angeschafft, da wurde alles erst erspart. Seit ein paar Jahren lebt Beate Lutzmann mit ihrer Familie in einem neugebauten Einfamilienhaus am Rande der Stadt und kann trotz der riesigen Bankanleihen ruhig schlafen. Die Behauptung, dass Lehrer ihren Nachmittag auf dem Tennisplatz verbringen, weist sie vehement von sich, und sie wird sich auch in Zukunft nicht aus dem Leben ihrer Schüler völlig zurückziehen, wie es in Nachwendezeiten eher üblich geworden ist. »Ich sehe mich nicht als Stundengeber, das halte ich für die böseste Form, die einem Lehrer passieren kann.«

Auf der GEW-Wissenschaftskonferenz im Juni wurde ein Eckpunktepapier beschlossen, dass sich in die Hochschulreformdebatte einmischen will. Mit Blick auf den Boom neuer Studiengänge müssten KMK und HRK Qualitätsstandards sichern und modische Sackgassen-Ausbildungen vermeiden. Grundsätzlich habe ein Anspruch auf eine 5- jährige Hochschulausbildung zu bestehen. Die GEW fordert »Tarifvertragliche Regelungen für die Beschäftigten in Hochschulen und Forschungseinrichtungen« und signalisiert Bereitschaft, zusammen mit den anderen Gewerkschaften über Befristungen zu verhandeln, wenn dadurch die Mobilität zwischen Hochschule und Gesellschaft oder zwischen deutschen und ausländischen Wissenschaftseinrichtungen gefördert werden würde. Außerdem fordert die GEW das Verbot von Studiengebühren durch die Novellierung des Hochschulrahmengesetzes. Zusammen mit dem Deutschen Studentenwerk (DSW), der Hochschulrektorenkonferenz und den Studierendenorganisationen wird die GEW bei Bund und Ländern darauf drängen, dass die im Wahlkampf versprochene Strukturreform der Ausbildungsförderung eingelöst wird. Die GEW fordert weiterhin eine Überprüfung und Neuordnung der Willensbildungs-und Entscheidungsprozesse in den Hochschulen und Forschungseinrichtungen. Sie verlangt, dass parallel zur Professionalisierung der Hochschulleitungen die Mitbestimmungs- und Kontrollrechte der Hochschulselbstverwaltung, der Personalvertretung sowie der Interessenvertretungen von Studierenden und Frauen ausgebaut werden müssten. *(Quelle: www.gew.de)*

»Man muß versuchen, sich irgendwie von der Masse abzusetzen«

aufgeschrieben von Liane von Billerbeck

Generation X (Ost)

Ines Hengstmann aus Förderstedt (Sachsen-Anhalt), Rechtsanwalts- und Notargehilfin, Studentin des Wirtschaftsrechts

Ich denke, viele, die arbeitslos sind, könnten Arbeit haben. Das darf ich hier im Osten nicht zu laut sagen, aber ich glaube schon, dass es so ist. Ich meine damit die Leute in meinem Alter. Die haben oft einfach keinen Bock. Man muss flexibel sein und umlernen können. Ich weiß ja noch, wie es bei mir war. Eigentlich sollte ich das Gymnasium besuchen. Aber ich hatte keine Lust. Also bin ich zum Arbeitsamt gegangen und habe mich erkundigt, wie es mit einer Lehre aussieht. Rechtsanwalts- und Notargehilfin können Sie lernen, hieß es, im Westen. Meine Mutter wollte den Lehrvertrag nicht unterschreiben. Da habe ich den Lehrvertrag allein unterschrieben. Ich wollte einfach weg, eine eigene Bude haben und ganz fremd irgendwo sein. Damals war ich sechzehn. In der Kanzlei arbeiteten drei Anwälte, zwei von ihnen waren gleichzeitig Notare. Sie haben manchmal über den Osten ihre Sprüche gemacht, von den »Kolonien« geredet. Mir gegenüber hatten sie keine Vorurteile. Es war interessant zu erfahren, womit Rechtsanwälte und Gerichte beschäftigt werden. Mit Erbschaftsangelegenheiten, bei denen am Ende vielleicht ein paar Mark herauskamen, weil sich der Streit durch drei Instanzen zog – unglaublich. In der Berufsschule waren einige aus dem Osten, die nach dem Abitur dort hingekommen waren. Wenn ich gewollt hätte, hätte ich unter meinesgleichen bleiben können. Das wollte ich nicht. Es stand für mich aber immer fest, dass ich wieder zurückgehe. Zu Hause, in Förderstedt, hat sich gar nicht so viel geändert. Zu DDR-Zeiten wohnten dort 3.000 Leute, jetzt sind es vielleicht 2.500. Doch es wird sehr viel gebaut, da werden wir die 3.000er Grenze bald überschreiten. Förderstedt ist CDU-regiert.

Sicherlich wurde nach 1989 der eine oder andere Politiker ausgetauscht, aber so »rot« war man dort eigentlich nie. Vielleicht bin ich auch ein bisschen befangen, weil mein Vater früher im Gemeinderat saß und heute noch dort sitzt. Doch ich bin der Meinung, die Politiker in Förderstedt haben nach der Wende große Weitsicht bewiesen. Sofort nach dem Mauerfall hatte die Gemeinde ein Gewerbegebiet beantragt. Es werden dort zwar nicht die besten Löhne gezahlt, aber der Arbeitsmarkt ist eben so beschaffen. Wir alle würden es auch nicht anders machen, wenn wir Unternehmer wären. Wir würden die Leute ebenfalls für acht Mark arbeiten lassen.

Natürlich war ich früher bei den Jungen Pionieren und in der FDJ. Wenn ich irgendwie quergeschlagen hätte – mein Vater war selbständig, er hatte eine Tankstelle –, das hätte doch nichts genutzt. Trotzdem ging es uns damals nicht schlecht, und es geht uns auch heute nicht schlecht. Meine Eltern sind anders als ich. Sie fahren – auch wegen der Tankstelle – nie in Urlaub. Ihnen fehlt das nicht. Ich, die Jüngste, bin wohl die »Geldvernichtungsmaschine« in der Familie. Über Weihnachten war ich in Dubai, und im Sommer fliege ich nach Kanada, mache zuerst vier Wochen Sprachurlaub, anschließend will ich nach Kalifornien. Zu DDR-Zeiten wären solche Reiseziele wie Flüge zum Mond gewesen.

Dem Umstand, dass meine Mutter Lehrerin war, verdanke ich wahrscheinlich, dass 1989 ein Artikel über meine Jugendweihe in der Jungen Welt stand. Mich hat das alles ziemlich genervt, diese Klamottenaussucherei und die Anproben. In den Absatzschuhen konnte ich nicht laufen, und dazu dieser Ballonrock! Den Gürtel dafür hat die Schneiderin in ihrer Not übrigens aus einem Trabantgurt genäht. Es war fürchterlich.

Den Mauerfall habe ich verpasst. Zu der Zeit machte unsere Klasse ihre Abschlussfahrt nach Leningrad. Beim Landeanflug auf Berlin dachte ich: Mein Gott, haben die viele Straßenlaternen. Dann sah ich, dass das Autos waren, Trabis. Zu Hause hatte mein Bruder auf einen Zeitungsrand gekritzelt: Wir sind im Westen. Im Westen, dachte ich, wie jetzt? Dann erst habe ich Nachrichten gehört.

Nach dem Mauerfall gingen auch aus Förderstedt viele in den Westen. Als ich meinen Vater fragte: Bleiben wir nun hier?, sagte er: Klar bleiben wir hier. Wir sind wieder zur Schule gegangen, und ab und zu fuhren wir zum Einkaufen rüber. Die Lehrer an unserer Schule sind alle geblieben. Der Direktor ist auch immer noch derselbe. Warum soll man jemanden austauschen, wenn man mit ihm zufrieden ist?

Schon als Kind habe ich gesagt: Tankstelle? Dieser Geruch, und schmierige Zündkerzen verkaufen? Will ich nicht. Meine Schwester ist ein ganz anderer Typ, sie hat mit ihrem Mann inzwischen selbst eine Tankstelle, zwei Kinder, ein Haus und ist glücklich. Mein Bruder hat ein bisschen Pech gehabt. Er sollte, vom Arzt aus, wegen seines Asthmas nicht zur Armee, höchstens zur Marine, und auch das konnte er dann nicht, weil der Bruder meines Vaters, zu dem fast kein Kontakt bestand, in den Niederlanden lebte. Dann hieß es: Ohne NVA kannst du auch kein Abitur machen, also auch nicht studieren. Aus der Traum. Jetzt arbeitet er bei meinem Vater an der Tankstelle, und irgendwann einmal wird er sie übernehmen.

Ich werde nichts dergleichen tun. Als ich nach der Lehre zurückkam, dachte ich, das ist vielleicht ein guter Zeitpunkt, das Abitur nachzuholen. Danach arbeitete ich in Magdeburg zwei Jahre in meinem Beruf, und als es mir zu öde wurde, sagte ich mir: Nun studiere ich. Ich erfuhr, dass es in Bernburg an der Fachhochschule einen neuen Studiengang gab: Wirtschaftsrecht. Das ist viel lebensnaher als BWL. Europarecht, Handels- und Gesellschaftsrecht, bürgerliches Recht, Schuldrecht, Stadtverfassungsrecht, Verwaltungsrecht – wir lernen die ganze Palette. In unserem Studienjahr sind nur 50 Studenten, jeder Prof kennt uns mit Namen, man ist nicht so anonym. Und ich wohne wieder in Förderstedt, das ist nur sieben Kilometer entfernt.



Ich denke, man muss versuchen, sich irgendwie von der Masse abzuheben, sich gut zu verkaufen. Man muss flexibel sein. Das ist ein großes Problem im Osten. Nächstes Jahr würde ich gern ein Auslandspraktikum machen, vielleicht bei einer Versicherung. Worauf ich mich spezialisieren werde, weiß ich noch nicht. Im Moment tendiere ich zu Internationalem Handel. Wohin ich nach dem Studium gehen werde, ist noch völlig offen. Ob mein Freund dann mitkommt? Er ist Dachdeckermeister und baut sich jetzt gerade ein Haus. Seit ich ihn kenne, wir sind seit fünf Jahren zusammen, war er mit seiner Selbstverwirklichung befasst. Er hat seine Meisterschule gemacht und nun bin ich dran. Ich habe als Frau ja eigentlich nur zwei Varianten: Entweder ich werde ein stillendes Muttertier – wobei ich keineswegs eine Kinderhasserin bin –, oder ich mache etwas anderes aus meinem Leben. Im Westen waren die Frauen fast alle zu Hause, wenn sie Kinder hatten. Ich sehe das jetzt auch bei vielen Mädchen aus meiner früheren Klasse. Die sind aber auch nicht weit aus Förderstedt herausgekommen. Das wäre nichts für mich, da würde ich eingehen.

(Text stark gekürzt)

aus:
Liane v. Billerbeck:
»Generation Ost
Aufmüpfig, angepaßt, ehrgeizig?
Jugendliche nach der Wende«
Soeben im Ch. Links Verlag Berlin erschienen.

Als »Hauptproblem der Jugendlichen heute« nennt fast jeder zweite das Thema Arbeitslosigkeit. In Ostdeutschland wird der Mangel an Lehrstellen als das zweite große Problem empfunden. Mit »gemischten Gefühlen« die persönliche Zukunft zu betrachten, scheint die Reaktion auf die Ambivalenz der gesellschaftlichen Zukunftserwartungen zu sein, wo Optimismus und Pessimismus sich in etwa die Waage halten. Von allen Untergruppen sind es die Mädchen und jungen Frauen in Ostdeutschland, die zu fast zwei Dritteln diese gemischten Gefühle bekunden. Sie eignen sich nicht als braver Partei-Nachwuchs. Jugendliche sind durchaus engagementbereit. Aber die Strukturen und Akteure des politischen Systems sowie die darin gegebenen Möglichkeiten scheinen ihnen nicht geeignet, um ein für sie befriedigendes Ergebnis erwarten zu lassen. Zwischen ihren Interessen, Motivationen und Wünschen und den von ihnen erlebten Bedingungen und Möglichkeiten des Politikfeldes bestehen in ihren Augen keine Beziehungen mehr. In Abwandlung eines gängigen religionssoziologischen Theorems könnte man vielleicht von einer ungebundenen »vagabundierenden Engagementbereitschaft« sprechen. Jugendliche engagieren sich eher zeitlich begrenzt, projekt- und sachbezogen.

(Quelle: Shell-Jugendstudie, 1997)





Von der »Anna« im Osten zur »Stefanie« im Westen

Künstlerinnen

Den Mauerfall hat die Schauspielerin Kathrin Waligura als Chance erlebt, wenngleich er sie in eine tiefe Krise stürzte

von Simone Schmollack

»Sind sie nicht...?« Immer wieder muss sie in Cafés und Kneipen, auf der Straße und auf dem Markt die Frage nach ihrer Identität beantworten und Autogramme geben. Sie unterschreibt mit Kathrin Waligura, denn so heißt sie. Viele hätten jedoch gerne ein Autogramm von »Schwester Stefanie«.

Es ist vier Jahre her, dass die Schauspielerin mit den markanten langen, braunen Locken für einige Monate in die Hauptrolle der SAT 1-Serie »Auf alle Fälle Stefanie« geschlüpft ist. Doch sie wird die »Stefanie« nicht mehr los. »Auf der Straße grüßen mich die Leute, als ob ich eine enge Vertraute, eine Freundin von nebenan bin«, sagt die 37jährige Berlinerin. Binnen kürzester Zeit spielte sie sich in die Herzen der Fernsehzuschauer, zeitweilig erreichte sie eine höhere Einschaltquote als die »Tagesschau«. Im Westen avancierte Kathrin Waligura zur Newcomerin aus dem Osten. Wer sie im Osten noch nicht kannte, prägte sich ihren Namen spätestens mit der »einfühlsamen Krankenschwester mit den rehbraunen Augen« ein. Das alles machte Kathrin Waligura damals zum Star, aber es machte sie nicht glücklich.

»Die Stefanie ist zwar wie ein Kind von mir, aber ich habe sie nach meinem Ausstieg nie wieder gesehen.« Nur um zu schauen, was die Kolleginnen und Kollegen gerade tun, schaltet sie ab und zu den Fernseher ein. Doch jedes Mal, sagt sie, ärgert sie sich darüber: »Was soll ich gucken? Massenweise werden diese Streifen gut gemischter Storys aus Perversion, Aggression, Gewalt und Sex ausgestrahlt.« Auch Soaps und seichte Glückseligkeitsgeschichten sind nicht ihr Geschmack. Weder als Zuschauerin noch als Schauspielerin. Mit eben jener Abneigung hat sie 1995 auch die Rolle der Stefanie angenommen. Als anspruchsvolle, freie Theaterschauspielerin, die jedoch nach der Wende keinen festen Fuß mehr auf eine Bühne bekam, und alleinerziehende Mutter von zwei Kindern ging sie zum Casting und wusste, dass sie in erster Linie wegen des Geldes annehmen musste. Bei den Dreharbeiten kam der Zusammenbruch, sie konnte sich nicht mehr bewegen.

»Ich hatte einen völlig überhöhten Anspruch an mich und meinen Beruf: Für's Fernsehen war ich mir früher zu fein, ich wollte nur gutes Kino und gutes Theater machen. Auch für pure Unterhaltung wollte ich nicht zur Verfügung stehen«, erinnert sich die einstige DDR-Frau, die immer alles aus eigener Kraft schaffen will und nun die Rolle einer zwar engagierten, aber dennoch relativ unemanzipierten, verhuschten Krankenschwester spielen sollte, die sich aufgrund von Banalitäten leicht aus der Bahn werfen lässt. So fragte sich denn auch so mancher Theater- und Kinogänger aus dem Osten, warum die Schauspielerin, die bekannt dafür war, plakative Drehbücher rigoros und erhaben abzulehnen, plötzlich von der »Anna« aus dem Osten zur »Stefanie« im Westen mutierte. Vor fünfzehn Jahren brillierte Kathrin Waligura in dem großartigen DEFA-Film »Die Frau und der Fremde« (nach der Erzählung »Karl und Anna« von Leonhard Frank, Regie: Rainer Simon), der auf der Biennale einen »Goldenen Bären« gewann. Die Studentin an der Schauspielschule in Rostock war damals gerade 21. Gewissermaßen eine Paraderolle in dem psychologisch ausgefeilten Kammerstück, an der sie immer wieder gemessen wurde. Und an der sie sich selbst hart maß. Und dann diese Stefanie?

»Ich musste meine Kinder ernähren, an einem Berliner Theater habe ich damals nicht mal einen Vorspieltermin bekommen. Aber im Laufe der Dreharbeiten und durch den Zusammenbruch habe ich allmählich begriffen, dass ich einen gewissen Dünkel vor mir her getragen habe. Ich habe angefangen, nicht mehr meine Nase zu rümpfen, wenn es um Unterhaltung ging. Und ich habe gesehen, dass ich mein Handwerk in der Serie genauso wie in einem Kinofilm einbringen muss:« Das TV-Seriengeschäft ist hart. Mit möglichst wenig Geld und Aufwand muss möglichst viel produziert werden. Das geht auf die Knochen der Filmleute. Während gewöhnlich am Tag rund fünf Filminuten gedreht werden, waren es bei »Stefanie« doppelt so viele. Kathrin Waligura war von morgens ab acht bis kurz vor Mitternacht am Set. »Das war mehr als hart. Da habe ich meine Arbeit mit anderen Augen gesehen.«

Im Laufe der Zeit hat sie sich darin geübt, geduldig zu sein. »Ich bin zwar traurig, wenn ich einen guten Film sehe, für den ich nicht mal vorgeschlagen wurde. Aber ich sage mir, irgendwann bekomme auch ich noch einmal eine gute Kinorolle.« Sie ärgert sich auch nicht mehr, wenn sie auf der Leinwand nur junge Frauen und Teenager sieht, und auch dass die Rollen der »reiferen Frauen« sämtlichst besetzt zu sein scheinen. Mit Stars wie Katja Riemann oder Martina Gedeck. »Mein Lebensglück hängt nicht mehr daran.«

Stattdessen spielt sie derzeit an den Magdeburger Kammerspielen die einzige Frauenrolle in dem unbekannten Goethe-Stück »Der Bürgergeneral« sowie in einer Vier-Personen-Komödie. Ironie der Geschichte: Die Comedy ist in Anlehnung an »Schwester Stefanie« entstanden. Kathrin Waligura mimt eine Krankenschwester, die mit einem arbeitslosen Alkoholiker verheiratet ist, in einem Plattenbau wohnt, und mit dem Nachbarehepaar Theater spielen will. Die vier nehmen sich Klassiker wie »Romeo und Julia«, »Warten auf Godot« oder die »Nibelungen« vor. Mit dem Stück erleben die Magdeburger Kammerspiele Sternstunden nach der Wende. Es kommen sogar Menschen ins Theater, die noch nie einen Kulturpalast von innen gesehen haben. Viele fragen an der Kasse, ob »Schwester Stefanie« denn auch wirklich mitmacht. Für Kathrin Waligura sind die Aufführungen in der Bördestadt jedoch mitnichten eine Fortführung der Schwesternkittelrolle nur im anderen Genre, sondern ein Zugeständnis an die Menschen in der anhaltinischen Stadt. »Es geht einzig und allein um die Leute in Magdeburg. Sie können sich wiedererkennen in den Figuren, sie finden ihr Umfeld wieder, ihre Vergangenheit. Und sie haben ein Recht auf Amüsement. Meine Person steht überhaupt nicht im Vordergrund.«

Es hat einige Jahre nach der Wende gebraucht, dass Kathrin Waligura zu sich gefunden hat. Seit einem halben Jahr ist sie ruhig, sagt sie. »Jetzt tut's nicht mehr weh, wenn ich an meinen Traum und meine Illusionen vom guten Film denke. Jetzt kann ich loslassen.« In der Wendezeit hat sie all jene Ängste kennengelernt, die der Mauerfall für die meisten Menschen im Osten mit sich brachte: Der Job war weg, das Land gab es nicht mehr und damit auch keine der Gewohnheiten, die das Leben in der DDR lebenswert machen konnten. »An Mauern kann man sich festhalten. Aber plötzlich war alles neu und unbekannt.« Heute ist sie dankbar für den Mauerfall, weil er Chancen mit sich brachte, von denen sie vorher nicht mal was geahnt hätte. Aus der jugendlichen Rebellin Kathrin Waligura, die aus Prinzip gegen alles und jeden war, ist eine Frau geworden, die ihre Mitte fühlt. »Früher bestand mein Leben aus Katastrophen, ich bin mit einer Katastrophe auf die Welt gekommen, ich habe widerständlerisch gelebt. Aber das habe ich hinter mir gelassen.« Sagt es und fährt sich wie zur Unterstreichung mit einer Hand durchs Haar. Ihr Blick ist ruhig und fest.

Was sie in der DDR nur vermutet hatte, bestätigte ihr kürzlich ihr ehemaliger Schauspiellehrer: Sie galt als politisch »unsicher«. Dazu bedurfte es in der östlichen deutschen Republik zwar nur geringer Anlässe wie das Benutzen einer Wahlkabine als Requisit. Aber nach »Die Frau und der Fremde« bekam die Schauspielerin, die erst am Anfang ihrer Karriere stand, keine großen Aufträge mehr. Jedoch sei es müßig zu rätseln, glaubt sie heute, was sie in der DDR, wenn diese geblieben wäre, alles nicht hätte machen können: »Ja, mir wurde auch schon mal ein Film verboten, aber das war nicht tragisch.«

Als tragisch empfindet sie es auch nicht, dass sie seit einem Jahr keinen einzigen Drehtag hatte. Früher hätte sie vermutlich an sich gezweifelt, da war die Karriere lebenswichtig, da machte sie ihr Glück hauptsächlich von äußeren Dingen abhängig. Heute sucht sie ihr Glück vor allem in sich selbst. Ihr Alltag ist ausgefüllt: Theaterspielen in erster Linie aus Spaß und nicht, weil sie damit ihren Lebensunterhalt verdienen muss, Tanzstunden, eine Ausbildung zur Avatar-Meisterin, einer indischen Lebens-Lehre, für sich selbst Verantwortung zu übernehmen. Die Ausbildung berechtigt sie, in diesem Fach zu unterrichten, sie soll ihr »zweites Standbein« werden. Avatar habe ihr geholfen, ihre tiefen Krisen zu überwinden und zu verarbeiten. Sie ruhe in sich und sie habe begriffen, dass Existenzangst etwas Irrationales sei, meint sie. Dennoch wünsche sie sich mehr Leichtigkeit für sich und ihr Lebensgefühl. Immer wieder ziehe es sie zu den schweren Tragödien. »Darin kenne ich mich aus, in ihnen bin ich zu Hause.« Was sich genau dahinter verbirgt, behält sie für sich. »Mein Privatleben geht niemanden etwas an. Ich habe einmal den Fehler gemacht, mich auf eine Geschichte mit einer Boulevardzeitung einzulassen und bin bitterböse reingefallen. Da wurden Dinge geschrieben, die ich niemals gesagt habe, da wurden meine Kinder zitiert, die niemals befragt wurden. Mein Job ist das eine, meine Familie das andere.«

Migrantinnen

Lebensmittelpunkt Deutschland



Irma Castillo wurde in der peruanischen Hauptstadt Lima geboren, als 17jährige Studentin kam sie in die Hauptstadt der DDR. Heute vertritt die junge Mutter die ÖTV an der Spitze des Personalrates in Dresden

Text und Foto: Angela Stuhrberg

Irma Castillo trägt ihren kleinen Sohn im Zimmer umher. Von dem Frage- und Antwortspiel, das sich da über seinen Kopf hinweg abspielt, hat er jetzt offensichtlich genug. Der Knirps verlangt nach Aufmerksamkeit. Recht hat er. Vor drei Monaten ist Irma Castillo Mutter geworden. Sie selbst wurde – von ihrer heutigen Heimatstadt Dresden aus gesehen – am anderen Ende der Welt geboren, in der peruanischen Hauptstadt Lima. Ende der 70er Jahre geht sie als 17jährige zum Studium in die DDR – zwischen dem sozialistischen deutschen Staat und Peru existiert zu dieser Zeit ein Kulturabkommen, das diesen Schritt möglich macht. An der Berliner Bruno-Leuschner-Hochschule studiert sie in einer gerade neu geschaffenen Studienrichtung die »Ökonomie der Entwicklungsländer« und kehrt 1981 als Diplom-Ökonomin in ihre Heimat zurück. Dort ist an einen ihrer Ausbildung entsprechenden festen Arbeitsplatz nicht zu denken, und so jobbt die junge Frau als Sekretärin und Reiseleiterin, arbeitet als Dolmetscherin und auf Honorarbasis auch als Dozentin.

Jahre später – der Dresdner Verlag »Zeit im Bild« gibt diverse DDR-Selbstdarstellungs-Magazine heraus – erhält Irma das Angebot eines auf zwei Jahre befristeten Vertrages als Mitarbeiterin des für Lateinamerika bestimmten Journals »Puente« (Brücke). Im Vertrauen auf das Versprechen, gleichzeitig ihre Doktorarbeit schreiben zu können, nimmt sie an. Man schreibt das Jahr 1988, und die DDR steuert – was damals so konkret keiner ahnt – auf ihren baldigen Untergang zu. Im kurz vor der Wende gegründeten Dresdner Frauencafé in der Einsteinstraße lernt Irma Castillo kluge streitlustige Frauen kennen, die ihre eigene Stellung im »Gleichberechtigungsparadies DDR« kritisch hinterfragen, die eine wirkliche Frauenpolitik machen wollen, sich einmischen, teilhaben an den Umwälzungen, die sich seit Beginn der Perestroika abzeichnen. Sie alle haben längst erkannt, dass die unbezahlte und ungeschätzte Reproduktionsarbeit »Arbeiterinnen und Bäuerinnen« überlassen bleibt, vom kaum vorhandenen Zugang zu den Schalthebeln der Macht in Politik und Wirtschaft ganz zu schweigen. Von diesen Frauen habe sie viel gelernt, sagt Irma heute.

Die politische Wende verändert alles, bringt unerwartete Chancen und Möglichkeiten, Probleme und Herausforderungen. Utopien werden geschmiedet, von einer anderen, wahrhaft demokratischen DDR. »Was waren wir naiv!« Ein Frauenministe-

rium soll her, wenigstens eine städtische Gleichstellungsstelle nach westlichem Vorbild. Und letztere wird im Frühjahr 1990 noch unter SED-Oberbürgermeister Berghofer tatsächlich geschaffen. Dort bemüht sich Irma – ihr Arbeitsplatz löst sich in den bewegten Monaten nach dem Herbst 1989 zusammen mit der DDR in Luft auf – erfolgreich um eine Stelle. »Ohne die Unterstützung der Frauen vom Frauencafé, vom UFV, dem Runden Tisch oder kirchlicher Frauengruppen hätte ich es damals nicht geschafft.« Ihre Themen sind »Ausländische Frauen« und vor allem »Frauen im Erwerbsleben«, oder besser gesagt, »Frauen ohne Erwerbsleben«. »In der Hoffnung auf Hilfe wenden sich verzweifelte Frauen, die aus ihren Jobs verdrängt wurden, an uns.« Doch den Gleichstellungs-Mitarbeiterinnen bleibt allzuoft nicht viel mehr übrig, als die Betriebsdirektoren, die nun Manager heißen, zu agitieren – und das oft vergeblich. Oder den sogenannten Vertragsarbeiterinnen, die als erste gefeuert und in ihre Heimatländer zurückverfrachtet werden, moralischen Beistand zu leisten.

»Meine Träume von einer gerechten Gesellschaft, ohne das Mäntelchen Sozialismus, habe ich in dieser Zeit schnell begraben müssen«, erinnert sich Irma. Da sie nur eine mit ihrem »Zeit im Bild«–Arbeitsvertrag verknüpfte befristete DDR-Aufenthaltsgenehmigung bis zum Sommer 1990 besitzt, fliegt sie im April '90 auf Jobsuche nach Peru. Doch das südamerikanische Land ächzt unter einer Inflationsrate von 4.000 Prozent, an eine Arbeitsstelle ist nicht zu denken, und so kehrt Irma nach Deutschland zurück. Und es gibt noch einen anderen Grund für diesen Entschluss: Sie hat sich verliebt, in einen Deutschen.

Der Arbeitsvertrag mit der Gleichstellungsstelle beschert ihr eine Arbeitsgenehmigung. Die wiederum ist wichtig für den sogenannten »roten Ausweis«, die Aufenthaltserlaubnis der DDR. Bei der Vereinigung der beiden deutschen Staaten ergeht es ihr dann wie allen »DDR-Ausländern«: Mühsam müssen sie sich durch den bürokratischen bundesdeutschen Ausländergesetz-Dschungel kämpfen, um den DDR-Aufenthaltstitel in einen BRD-Titel umzuwandeln. Sie erhält schließlich eine befristete Aufenthaltserlaubnis der BRD, einige Jahre darauf die (allerdings immer noch nicht vor der Abschiebung schützende) unbefristete. »Die Unsicherheit dieser ersten Nachwendejahre, die Angst vor dem, was am nächsten Tag passieren könnte, steckt mir immer noch in den Knochen.«

Neun Monate arbeitet Irma Castillo in der Gleichstellungsstelle – »eine Zeit in der so viel Neues auf uns einstürzte, wie sonst in 10 Jahren nicht« – und wird schließlich freigestellte Personalrätin der Stadtverwaltung. Durch eine für den Osten zurechtgestutzte Variante des Bundespersonalvertretungsgesetzes und durch das Sonderkündigungsrecht des Einigungsvertrages ist die Mitbestimmung der Personalräte jedoch quasi außer Kraft, und so gehen Tausende Kündigungen über den Tisch, ohne dass der Personalrat die Chance zum Eingreifen oder auch nur zur Durchsetzung vernünftiger Sozialpläne gehabt hätte. 1993 wird Irma Castillo Vorsitzende des Gesamtpersonalrates der Stadt Dresden, der obersten Personalvertretung aller städtischen Angestellten, zu denen auch die Beschäftigten der verschiedenen Eigenbetriebe (Krankenhäuser, Friedhofs- und Bestattungswesen oder Stadtentwässerung) gehören. Das sächsische, 1998 vom Landtag novellierte, Personalvertretungsgesetz hält Irma für eins derschlimmsten in ganz Deutschland. Nach ihrer Überzeugung steht es sogar im Widerspruch zur sächsischen Verfassung.

Bedrückend sei, dass sie oft nur Schadensbegrenzung betreiben könne, wie bei der vom CDU-beherrschten Dresdner Stadtrat beschlossenen Schrumpfung der Zahl städtischer Beschäftigter um ein Drittel bis zum Jahr 2003. Durch die Privatisierung von Kinder- und Jugend-, Senioren- und Pflegeheimen und der meisten technischen Dienstleistungen (wie Reinigung und Küche) entziehe sich die Stadt langsam aber sicher der Verantwortung für ihre Bürger. Ganz abgesehen davon, dass der daraus folgende Stellenabbau wieder vor allem Frauenarbeitsplätze betreffen werde. Was ginge für ein Aufschrei durch die Stadt, wenn auf einen Schlag 3- bis 4.000 Männerjobs in Gefahr wären! »Aber schließlich«, sagt Irma, »haben nicht nur Männer sondern auch Frauen diese Stadtvertretung gewählt«, und irgendwie müsse sie dieses Votum auch respektieren. Bei allem Kampfeswillen fragt sie sich dennoch des öfteren, »ob es noch Sinn hat, Personalrätin zu sein« – oder ob das nur noch eine Alibifunktion ist. »Du bist der Prellbock für die Herrschaften im Rathaus!«

Weiterhin Mitglied des Gesamtpersonalrates wurde Irma Castillo im Juli 1999 als Kandidatin der ÖTV-Liste an die Spitze des Personalrates der Stadt Dresden gewählt. Angenommen hat sie diese Aufgabe unter anderem auch deshalb, weil sie weiterhin für Frauenarbeitsplätze kämpfen will, weil sie den oft Drohungen und Druck ausgesetzten Mitarbeiterinnen Mut machen möchte. Sie kennt die Sorgen der Frauen und weiß nicht erst seitdem sie selbst Mutter eines Kindes ist, welchen Stellenwert Mütter, oder gar alleinerziehende Mütter auf dem Arbeitsmarkt haben. »In Deutschland, diesem reichen Land, ist es heute ein Risiko, ein Kind zu bekommen. Das ist doch beschämend.«

Dass sie als »Ausländerin« in einer Stadt wie Dresden, mit einem Ausländeranteil von nicht einmal 3 Prozent, als Chefin des städtischen Personalrats arbeitet, ist für Irma wie ihre KollegInnen inzwischen normal – auch wenn manche immer noch Probleme mit ihrem Namen haben. »Als herben Schlag für die Demokratie empfand ich die Unterschriftensammlung der CDU und die millionenfache Zustimmung, die diese in der Bevölkerung erfahren hat.« Die Ausgrenzungsmentalität, gegenüber allem, was einem irgendwie fremd erscheint, macht ihr zu schaffen, diese Erziehung zur Intolerenz, die es – nach anderen Mechanismen – bereits in der DDR gab. Vor der Wende ist sie keinem Hass begegnet, zumindest keinem offenen. In den letzten Jahren erlebte sie Pöbeleien: Jemand warf aus dem Fenster eine Flasche nach ihr und sie wurde von Jugendlichen in der Straßenbahn bedrängt – ohne dass einer der anderen Fahrgäste eingeschritten wäre.

»Das Selbstwertgefühl der Deutschen, vor allem der Ostdeutschen ist stark angegriffen. Wäre es anders, bräuchte keiner diese Demonstrationen vermeintlicher Stärke«. Ihren Lebensmittelpunkt hat die engagierte und couragierte Irma Castillo inzwischen in Deutschland. Hier wurde ihr Sohn geboren, hier lebt sie gemeinsam mit ihrem Ehemann, einem Mathematikdozenten. »Ich bewege mich, lebe ganz normal«, sagt sie noch etwas zögernd, »und doch bin ich mir immer bewusst, wenn wirklich einmal etwas passiert, wird mir niemand beistehen.«



Sie und Ost *von Katrin Kharl*

Beziehungen Ost-W

Die Beständigkeit unseres Konfliktes besteht nach meinem Dafürhalten darin, dass ich ihn behaupte und B. ihn für nicht existent erklärt. Daran können wir uns abarbeiten, zumal B. im Suchen und Erfinden von Argumenten für die Nichtexistenz des Konfliktes nicht schlecht ist.

Ich habe mir eine Formel ausgedacht – eine Ostformel, auf die ich Wert lege. Alle Zahlen, die größer als 25 sind, bedeuten einen nichtanpassungsfähigen Rest, über den Mann oder Frau immer mal wieder stolpern oder verfügen – je nachdem, worauf sie Wert legen. Ich war 27, als die wahre Mauer fiel, um ihrer vielzitierten Schwester in den Köpfen Platz zu machen. Mein nichtanpassungsfähiger oder einfach nur nicht lernwilliger Rest ist also ziemlich klein, aber auch nicht zu leugnen. B. sieht das anders.

Mit 27 hatte ich schon eine Vorstellung vom Leben. Ein Teil meines Denkens war kollektiviert, was dazu führte, dass ich sehr gern ein Geheimnis aus mir machte, um Gegengewichte zu schaffen. Ich kann noch heute in Gruppensituationen aussteigen, ohne dass es jemand merkt. Außer B. natürlich, der dann manchmal vermutet, ich dächte gerade über die Unwägbarkeiten unserer Beziehung nach. Meine kollektiven Erfahrungen aus den Zeiten, da ich immer eine Gruppe war – Kindergarten-, Pionier-, FDJ-, Seminar-, Partei-, DSF-Gruppe zum Beispiel haben etwas bewirkt, was B. völlig ablehnt und repressive Toleranz nennt. Ich muss gestehen, dass ich früher nie über einen Begriff wie Toleranz nachgedacht habe, weil er für mich positiv konnotiert war. Von B. habe ich gelernt, dass so etwas wie Toleranz einem in der westlichen Zivilisation, wie er es manchmal grob ausdrückt, »ganz schön auf die Nüsse gehen kann«.

Ich bin in den ersten 27 Jahren meines Lebens mit Toleranz eher nicht verwöhnt worden, applaudiere demzufolge heute noch häufig jedem Pseudolinken, der mir erzählt, in welcher K-Gruppe er früher war und dass es ihm heute eher darum gehe, einen Diskurs über die multikulturelle Gesellschaft in Zeiten der Postmoderne zu initiieren. Ich halte es für möglich, dass man aus einer K-Gruppe kommend direkt bei solchen Sätzen landet und zieme diese Leute nicht der Dummheit, wie B. es gern tut.

Das gegenseitige und hauptsächlich eher gefühlsbestimmte Interesse, dass B. und ich uns entgegenbringen, wird durch ein Interesse ergänzt, das sich im Bereich »kostenloser Nachhilfeunterricht« bewegt. Nur lernt B. bei mir eine tote Sprache, während ich immer noch dabei bin, mir die Landessprache anzueignen. Nach zehn Jahren kann man mit Fug und Recht sagen, dass meinen Erzählungen von früher, meinen Erklärungen der Prämoderne, meinen Zonenanekdoten und Ostmären etwas Patina anhaftet. Sie sind, vom Unterhaltungswert abgesehen, auch kaum noch von Bedeutung, denn sie entbehren jeder praktischen Lebenshilfe und sind keine Option auf die Zukunft.

Wenn B. mir eins vom Kapitalismus erzählt, kulturhistorische Zusammenhänge erklärt oder mich in ein Museum of Modern Art entführt, lerne ich immer was fürs Leben. B. ist mein Glaser, sage ich manchmal, die kleine Kulturgeschichte der Bundesrepublik und ich vielleicht sein Kuczinsky – aber wer braucht heute noch Kuczinsky, um das Feuilleton der F.A.Z. zu verstehen?

Wir haben die etwas nervige Phase, in der viele Sätze so anfingen: »Was, Du kennst nicht...?«, hinter uns gebracht. Unsere Katze heißt Tereschkowa – das genügte vorübergehend als Rache für Jackson Pollock und David Alfaro Siqueiros, Jean-Luc Godard und Alice Guy, Hans Scharoun und Frank Lloyd Wright, Philippe Starck und Issey Miyake. Inzwischen sind mir viele Namen und die dazugehörigen Inhalte geläufig, ich halte Kenzo nicht mehr für einen Aperitif und ich habe durch B. in einem unglaublichen Schnellkurs gelernt.

Als wir uns entschlossen, gemeinsam an einem Ort, in einer Wohnung zu leben, stellten wir beim Einordnen der Bücher fest, dass es einige schöne Doubletten gibt, die selbst wiederum eine kleine Handbibliothek darstellen, aus der wir erfahren können, wer was von wem mitbekommen hat – im Geiste oder in der Tat.

Mit dem Zusammenleben ist ein großer Teil unserer Geheimnisse öffentlich geworden – zumindest für uns beide. Manchmal haben wir dabei kleine gemeinsame Vorlieben entdeckt. Zum Beispiel die alte Frau, die in Velten noch immer ihre HB-Keramik verkauft.

Kürzlich war ich mit B. auf einer Geburtstagsparty, die er als einziger »Wessi« zierte. Als er nach dem dritten Gundermann-Lied den Satz »besonders gute Musik hat der aber nicht gemacht, da höre ich lieber Biermann«, sagte, wusste ich, dass man versuchen wird, ihn zu schlachten. Es ging auch gar nicht um die Qualität von Musik sondern um ein sogenanntes Lebensgefühl – Erinnerung, Nostalgie vielleicht. Das bringt mir B. dann näher als der ganze Adorno hoch und runter. Wenn mich andere in Sippenhaft nehmen und einem Lebensgefühl zuordnen, bin ich meist ganz weit draußen. Dann fängt mich B. manchmal auf. Und das ist vielleicht der wahre Unterschied: Er ist in diesen Momenten irgendwo. Ich bin nirgends.

West-Liebe



Er West– Eine Entgegnung *von Bert Glaser*

Ob Kutta mich »Wessi« nennt, denkt, schimpft? Bestimmt nicht! Ob sie sich meiner manchmal schämt? Nein, das glaube ich nicht! Ob sie mir eine Fremde ist? Nein, auch das nicht! Ob sie all diese Fragen gleich beantwortete? Ja. Da bin ich mir sicher.

Die Beständigkeit unseres Konflikts – und das sei die einzige direkte Entgegnung – ist die Behauptung von einem »nichtanpassungsfähigen Rest« in ihrem Kopf.

Meine Lektionen hatte ich schon vorher bekommen. Eine davon in dem Jahr als Kohl Kanzler der Bundesrepublik Deutschland wurde, als es undenkbar war, dass es nicht auf Ewigkeit Berlin und Berlin, Hauptstadt der DDR, geben werde. Da sprach mich auf dem Vorplatz am Bahnhof Zoo einer an. Fremd seine Sprache, fremd auch seine Frage: »Berlin? West? Wo? Zug?« Ich gab ihm auf die unerwartete Frage die Antwort, die er nicht erwartet hatte: »Hier. Berlin. West.« Seitdem ahnte ich, dass sich einige von außerhalb Berlin West anders vorstellen, als es auf dem Vorplatz des Bahnhofs Zoo aussieht. Gar nicht vorzustellen, wenn mich das seinerzeit einer auf dem S-Bahn-Perron im Bahnhof Friedrichstraße gefragt hätte. »Hier Berlin? West?«

Heute ist alles klar. Im Bezirk Prenzlauer Berg bestehen vermeintliche Eingeborene und echt assimilierte Zugezogene darauf, dass der falsche Zugezogene sich spätestens dann als Vereinigungsgewinnler, Handyträger oder Fremder oute, wenn er den Bezirk lockerflockig »Prenzelberg« nenne.

1994 sah ich Kutta das erste Mal als Bild auf einem Fernsehschirm, ohne zu wissen, dass ich sie bald kennenlernte, bald liebte mit Haut und Haaren. Sie schnitt einen Blechkuchen, sagte etwas in die Kamera (Untersicht) und lachte. Das Bild existiert in der Erinnerung nur als Schwarz-Weiß-Kopie. Die Farbe des Kleides oder auch das Muster oder der Schnitt, all das gibt es nicht mehr. Auch kann ich jetzt nicht sagen, ob ich mir in dem Moment, da sie in die Kamera blickte und lachte, gewünscht habe, dass sie mich sehen möge, wie ich da saß auf einer Couch in einem großen Zimmer vor einem schon etwas älteren Sony-TV, der beim Anschalten immer erst nur rote Bilder lieferte, ehe dann aus dem Rot die Farben entstanden. So aber war und ist klar: keine Liebe auf den ersten Blick.

Ihr Körper erinnert mich auch heute noch nur an ihren Körper. Ja, sie geht manchmal ein wenig wie Julie Christie, aber deren Beine sind richtig krumm. Ja, ich entdecke sie nur in mir selbst auch als eine Projektion. Ihre Fingernägel sind spitzig zugeschnitten. Die zieht sie mir manchmal sanft durch die Haut. Alles andere bleibt unser Geheimnis, aber das Nachdenken über eine Korrelation zwischen dem tendenziellen Fall der Orgasmusrate und dem Aufleben des Faschismus im Anschlussgebiet überlassen wir großen Jungs in kurzen Hosen.

Denn draußen vor den Türen der Wohnungen, in denen wir gemeinsam leben, nehme gerade, so redet man, die Identität der Bürger als Citoyen ab, die Politikverdrossenheit zu und zudem verstärke sich die städtische Heterogenität zum ausgewachsenen kulturellen, wenn nicht sogar ethnischen Tribalismus. Ob der Vorstellung, dass demnächst Felduntersuchungen in Prenzlauer Berg und Wilmersdorf stattfinden könnten zur Frage »Körpersprache und soziale Ordnung am Beispiel des Verzehrs einer Pellkartoffel« musste ich lachen. Da werde man schon was Kleines finden und was Großes draus machen. Denn alle Versuche, Ghettoräume wiederzubeleben, sind darauf gerichtet, eine selbstbewusste kollektive Identität herzustellen – ähnlich jener der Juden in der Renaissance –, die vor allem dazu dient, Kontakte mit jenen, die vermeintlich anders sind oder für vermeintlich anders gehalten werden, nicht aufzunehmen.

Aber gegen den Ethnologen-Blick, gegen identitätsstiftendes Glotzen ist man nie gefeit: Der Abend war warm, der Hunger ein bisschen, der Durst ein bisschen größer, die Stühle und Tische standen auch auf dem Trottoir: Bier, Bier und 2 x Quark mit Pellkartoffeln und Leinöl, bitte. Das Bier kam schneller, dann die Kartoffeln, heiß, der Quark, gewürzt. Nachher kam einer vom Nachbartisch und entschuldigte sich erst einmal für die Frage, die er noch gar nicht gestellt hatte, um sie dann doch zu stellen: Sind Sie aus'm Westen? Ja. Und Sie aus'm Osten? Ja, warum. Also die aus'm Westen, die essen immer die Pellkartoffeln mit der Schale und wissen nichts mit der Butter anzufangen, die im Osten immer mit auf'm Teller liegt. Da hatte er recht.

Alle anderen aus Europa und der Welt hätten, wenn sie denn mutig gewesen wären, gefragt: Was ist denn das da, was sie da essen? Das Gelbe?

Ihre besten Freundinnen und Freunde? Alles Wessis. Alle gerade nach Berlin Zugezogene, aber alle schon echte Prenzelberger. Nur eine nicht.

Einfach glücklich



Beziehungen

In der lesbischen Beziehung von Sabine und Kirstin spielen Ost-West-Differenzen keine Rolle mehr *von Simone Schmollack*

»Ost – West, DDR – BRD? Das spielt bei uns keine Rolle«, sprudeln beide wie aus einem Munde hervor. Sie, ein deutsch-deutsches Paar, im sechsten Jahr ihrer Beziehung, im zweiten ihrer Partnerschaft. Pioniere, Pittiplatsch und Plattenbauten waren und sind ebenso wenig bei ihnen Gesprächsstoff wie Kirchenchor, Kinderschokolade, Karstadt. Sie definieren sich nicht über ihre vergangenen Biographien, sondern über das Heute. Und in dem sind sie ein Ost-West-Paar, wie es unzählige gibt. Nur mit einem kleinen Unterschied: Sie sind zwei Frauen.

Das mag im zwischenmenschlichen Zusammenleben für den gewöhnlichen Konfliktstoff sorgen, den auch heterosexuelle Beziehungen zur Genüge kennen. Für die Auseinandersetzung mit Ost und West jedoch hat es bei Sabine und Kirstin keine Bedeutung mehr. Mentalitätsunterschiede in Ost-West-Beziehungen würden verschwinden, je länger und intensiver diese dauerten und zu »modernen, transformierten Partnerschaften« führten, heißt es in der studentischen Untersuchung »Deutsch-deutsche Partnerschaften« an der Berliner Humboldt-Universität 1998. Jetzt wissen die beiden Frauen genau, was die eine meint, wenn sie von Quoten und Frauenförderung und die andere von Sonderstudium und Mutterförderung spricht. Obwohl die Entwicklungswege der beiden Frauen unterschiedlicher nicht sein können.

Kirstin genoss als alleinerziehende Studentin mit Kind in Rostock alle Vorteile junger Mütter, die noch in der Ausbildung steckten: Extraseminare, Sonderprüfungen, im Studentenwohnheim ein Mütterzimmer für zehn Mark im Monat. Sabine bekam schon als Schülerin die Ungleichbehandlung zwischen Mädchen und Jungen zu spüren, schwang Fahnen auf bundesdeutschen Frauendemos und verschlang Bücher über den Feminismus. Am Anfang ihrer Beziehung flogen dann auch die Fetzen. »Du bist eine verdammte Männerhasserin.« »Und du begreifst überhaupt nicht, worum es geht beim Feminismus.« Die Ost-Frau warf der West-Frau vor, die Menschheit nur durch die lila Brille zu betrachten. Diese ärgerte sich über das noch immer verklärte Rollenbild der einstigen »DDR-Mutti«, für die viele Geschlechterfragen so klar und einfach schienen.

Selbst bei einem lesbischen Paar offenbart sich ein Riss im Transformationsprozess, der meist nur heterosexuellen Beziehungen zugeschrieben wird. Der Uni-Studie zufolge kristallisieren sich »Differenzen zwischen den Ost- und Westdeutschen vor allem um das Frauen- und Mutterbild«. Obwohl Kirstin als »gelernte« und berufstätige Ost-Frau selbstbewusst und unabhängig genug war, um nicht in das Klischee der Hausfrau zu passen, begriff sie erst durch Sabine, dass sie in einer unbefriedigenden Beziehung lebte. Ihr Mann war zwar kein Rauhbein, aber er wollte doch ganz gerne bestimmen, wo es langgeht. Er ruhte sich auf seinem »Bonus« aus, ein Mann zu sein. Ein konservativ geprägtes Weltbild, in dem sich die Frau unterzuordnen hatte, steckte auch in seinem Kopf. Und Kirstin unterstützte ihn indirekt in diesem Lebensanspruch, denn sie begehrte nicht dagegen auf. Aber im Grunde genommen managte Kirstin die Familie: Sie kümmerte sich ums Kind, schmiss den Haushalt, brachte Probleme zur Sprache. Der Mann entzog sich, wenn es schwierig wurde. »Eigentlich habe ich die ganzen Jahre immer nur gekämpft – und weiß heute nicht einmal, wofür«, blickt Kirstin zurück.

Seit gut eineinhalb Jahren sind die 37jährige Ostberlinerin und die 36jährige Westberlinerin eine Familie. Mit zwei Katzen und Kirstins 16jährigem Sohn Nico haben sie sich ihr Leben in einer geräumigen ehemaligen Diplomatenwohnung hoch über Berlin-Pankow eingerichtet. Im Bad die doppelte Portion Schminke und zwei Schatullen für den Schmuck. Die Wände im Flur säumen massenweise Fotos aus dem jetzigen und früheren Leben der beiden: Sabine und Kirstin bei ihrem ersten Treffen, beim Badeurlaub, bei Freunden, in Umarmung. Nico als Kleinkind, Sabine als Jugendliche.

Sabine hat sich vor fünf Jahren in Kirstin »verschossen«, gleich bei ihrer ersten Begegnung. Die Journalistin arbeitete damals bei einer Wochenzeitung und bekam den Auftrag, ein Interview mit einer jungen Pankower Stadträtin zu führen. »Kirstin war kompetent, klug, witzig – und sexy«, erinnert sich Sabine. Seit sie 20 war, weiß sie, dass sie nur Frauen lieben kann. Und nun begehrte die in einem bürgerlichem Hause Aufgewachsene eine typische DDR-Frau. Kirstin war zu jenem Zeitpunkt verheiratet, lebte in einer nach außen gut funktionierenden Ehe mit Kind. Davon wollte sich Sabine, die resolute, starke und überzeugende Frau, nicht abschrecken lassen. Sie nahm Kirstins Mann und einen langen Kampf um eine Geliebte in Kauf, von der sie nicht wusste, ob diese jemals ihre vorsichtig ausgesendeten Liebeswellen empfangen werde. Zwischenzeitlich hatte sie sich sogar auf eine kuriose Dreiecksbeziehung eingestellt. Ihre Gefühle waren bereits so tief, dass sie alles akzeptiert hätte, nur um bei der anderen sein zu können.

Freundinnen und Freunde rieten ihr vehement ab. Doch Sabine wollte von all dem nichts hören. Sie wollte es wissen, und das total. Ab sofort suchte sie sich immer Termine heraus, bei denen Kirstin auftauchte. Irgendwann wurde sie persönliche Mitarbeiterin der SPD-Frau, die vor vier Jahren für das Berliner Abgeordnetenhaus kandidierte und später auch ins Parlament einzog.

Kirstins Liebe zu Sabine musste erst wachsen. Sie brauchte viele Monate, um das Gefühlschaos zu begreifen und anzunehmen, das ihr die Treffen mit der Frau bereiteten. In ihrem Leben gab es bisher nur männliche Liebhaber. »Ich habe nie darüber nachgedacht, ob ich auch mit einer Frau schlafen könnte.« Nächtelang haben sie zu dritt – Sabine, Kirstin und ihr Mann – in ihrer Pankower Küche Skat gedroschen, debattiert, gestritten. Doch je mehr sich die frühere Lehrerin für Deutsch, Geschichte und Russisch zu ihrer engen Vertrauten hingezogen fühlte, um so komplizierter wurde das Arbeitsverhältnis zwischen den Frauen. Keine konnte mehr objektiv sein, bei jedem Zusammentreffen knisterte die Luft vor Spannung. Es gab hunderte jener unsicheren Momente, in denen beide irgend etwas vor sich hin stammelten, weil keine so recht wusste, was sie eigentlich sagen wollte. Momente, für die sie sich im Nachhinein ohrfeigten, weil sie wieder mal verpasst wurden für die Wahrheit oder den erlösenden Schritt nach vorn.

Sabine drängte auf Nähe. Kirstin blockte ab. Sie ahnte, dass eine einzige Berührung der anderen Frau ihr Leben völlig auf den Kopf stellen würde. Dazu war sie noch nicht bereit. Doch jedes Mal, wenn sich die beiden wieder trennten, spürte sie, dass sie die andere vermisste. Und kramte sogleich in ihrem Kopf und im Terminkalender nach Anlässen, die sie wieder zusammenbringen würden. Bis sie an einem Sonntag vormittag ihren Mann belog. Da hatte sie sich seelisch längst von ihm gelöst, jetzt vollzog sie auch die körperliche Trennung. »Ich besuche mal kurz eine Freundin«, teilte Kirstin ihm knapp mit. Und tauchte erst Stunden später wieder auf. Der Mann fragte nichts, er nahm ihre Veränderung nicht wahr. Als sie ihm eröffnete, dass sie sich von ihm trennen werde, schien er gelassen. Doch als ihm seine Frau sagte, dass Sabine die »Nebenbuhlerin« sei, drehte er durch. Jeden Mann hätte er akzeptiert, aber ausgerechnet ein Weib? Die Liebe zwischen zwei Frauen passte so ganz und gar nicht in sein Weltbild.

Sabines Eltern können mit der Homosexualität ihrer Tochter inzwischen umgehen. Sie haben sich an den Gedanken gewöhnt, eine Frau als »Schwiegersohn« zu bezeichnen und auf Enkel von Sabine zu verzichten. Nur im Bekanntenkreis hüten sie ihr »Geheimnis«, da wird es immer schwieriger, Sabine nicht zu outen. »Wann heiratet die Sabine eigentlich, hat sie keinen Kinderwunsch«, werden die beiden Katholiken immer öfter gefragt. Bislang haben sie sich mit dem Ausbildungsweg ihrer Tochter herausgeredet: Über Jahre hinweg konnten Sabines 18 Semester Publizistik, Theologie und Theaterwissenschaften als Alibi herhalten, später tat es ein schwieriger Berufseinstieg. Aber langsam gehen die Argumente aus.

Für Kirstin ist die Sache komplizierter. Erst vor zwei Jahren offenbarte sie ihrer Mutter, dass Nico schwul ist. Er hatte Monate vor seiner Mutter sein Coming out, machte daraus aber weder gegenüber seiner Mutter noch Freunden einen Hehl. »Meine Mutter hat geheult wie ein Schlosshund«, erinnert sich Kirstin. Und ein knappes Jahr später musste die Frau, die gerade die Homosexualität ihres Enkels verdaut hatte, erneut schlucken, weil nun auch noch ihre Tochter »verloren« ist. »Ich glaube aber, dass sie mich trotzdem ein wenig beneidet. Weil ich richtig glücklich bin«, mutmaßt Kirstin.

Seit die beiden Frauen sich auch offiziell lieben, ist in Kirstin eine große Ruhe eingetreten. »Sabine ist immer für mich da. Zum ersten Mal spüre ich Gleichberechtigung in einer Partnerschaft.« Und sie fragt sich, wie sie jemals hat anders leben können.

Vor zehn Jahren war das Thema Homosexualität nicht nur in der DDR, sondern auch in der Bundesrepublik weitestgehend ein Tabu. Erst im November 1989 wurde die bundesweit erste Stelle in der Berliner Senatsverwaltung für die Belange von Lesben und Schwulen eingerichtet. Seitdem existieren in zehn weiteren Landesministerien und vier Kommunen ähnliche Einrichtungen.

1991 wurde in Berlin bundesweit die erste Stelle eines Ansprechpartners für Lesben und Schwule bei der Polizei geschaffen. Seitdem gibt es in zahlreichen Kommunen ähnliche Stellen.

1994 wurde der sogenannte »Schwulenparagraph« § 175 aus dem Strafgesetzbuch gestrichen.

Seit November 1995 ist in der Berliner Verfassung verankert, dass niemand wegen seiner sexuellen Identität benachteiligt bzw. bevorzugt werden darf.

1998 wurde aus dem Schwulenverband Deutschlands der Lesben- und Schwulenverband Deutschlands. Nach dem Wahlsieg von SPD und Grünen im September 1998 kündigte die erste rot-grüne Bundesregierung an, einen Gesetzentwurf für die Homo-Ehe vorzulegen.

Seit dem Frühjahr 1999 gibt es die »Hamburger Ehe«: Lesben und Schwule dürfen sich im Stadtstaat standesamtlich registrieren lassen.

Die Berliner Bündnisgrünen legten im Frühjahr einen Entwurf für ein Anti-Diskriminierungsgesetz vor, das Rechte und Pflichten für Lesben und Schwule in eingetragener Partnerschaft gleichermaßen verankert.

1999 eröffnete der Lesben-Film »Aimée und Jaguar« die Berlinale.

Nach zwei Jahren Ämterkampf erhielt der Kubaner Lester Brito Pereira im Frühjahr 1999 eine dauerhafte Aufenthaltsgenehmigung für Deutschland, um in Berlin mit seinem Freund zusammen zu leben. Damit verfügt die Bundeshauptstadt über ihr erstes anerkanntes binationales schwules Paar. Eine generelle rechtliche Regelung gibt es jedoch nicht.

Frei wie ein Fisch im Wasser



Kriegstraumatisierte Menschen müssen lernen, wieder im Ozean des Lebens zu schwimmen. In Kuca SEKA, ein Ferienort für Frauen und Kinder, die den Krieg erlebt haben, können sie das.

Text und Fotos von Gislinde Schwarz

Die Therapeutinnen: Auch sie müssen lernen, mit dem Trauma zu leben.

In der großen weißen Villa am Rande des Dorfes laufen die letzten Vorbereitungen. Der Innenhof wird noch einmal gefegt und mit Wasser besprengt. Die neuen Triebe der Weinranken werden hochgebunden; sie sollen hier einmal ein schattiges grünes Dach bilden. Die Betten in den Zimmern sind frisch bezogen, in den Bädern hängen neue Handtücher. Die Köchin Maria prüft noch einmal Vorräte, füllt Saft und Wein in die Krüge und stellt die Gläser bereit.

In wenigen Stunden beginnt die Sommersaison. Dann fährt Mirjana mit ihrem Kleinbus hinunter zum Fährhafen. Dort wartet sie auf das Schiff aus Split. Es kommt herüber vom dalmatinischen Festland nach Brac. Die Insel gilt noch immer als eine der schönsten in der Adria. Viele Jahrzehnte war sie gefragter Ferienort. Die Kriege im zerfallenden Jugoslawien haben die Touristen vertrieben. Mirjana jedoch muss mehrmals hin- und herfahren, um alle ihre Gäste hinauf in die Villa zu bringen.

Emir, 11 Jahre: *»Ich bin aufgewacht – und sofort: Granaten! Wir wollten uns im Keller verstecken, aber wir sind gar nicht dahin gekommen, denn es fielen pausenlos Granaten. Wir haben uns runter in den Flur im Erdgeschoss geflüchtet und da waren wir bis zehn Uhr abends. Da waren schon fünf Granaten auf unser Haus gefallen.«*

Das Haus am Hang heißt Kuca SEKA. Kuca ist der serbokroatische Begriff für Haus. Das Wort Seka hat eine doppelte Bedeutung. Im serbischen, im kroatischen und im bosnischen heißt es ganz liebevoll Schwesterchen. Zugleich ist es die Abkürzung für Seminar-Haus.

Die Idee stammt von Mirjana Bilan. Mitte der 60er Jahre hatte sie ihre Heimat Kroatien verlassen, ging über Österreich nach Deutschland. 30 Jahre arbeitete sie dort als Krankenschwester und Fachlehrerin für Pflegeberufe. Erst in Berlin, dann in Hamburg. Es wurde ihre zweite Heimat. Bis der Krieg in Jugoslawien begann. Mirjana gründete einen Verein, sammelte Spenden, organisierte Hilfslieferungen.

Zur gleichen Zeit fuhr die Psychotherapeutin Gabriele Müller nach Zagreb. In Hamburg hatte sie viele Jahre Frauen und Kinder betreut, die Opfer häuslicher und sexueller Gewalt waren. Nun sollte sie in Kroatien ihre Erfahrungen an andere Therapeutinnen weitergeben. Sie lernte die Gewalt des Krieges kennen.

Emir: *»Meine Mutter hatte Glück, sie wollte noch von oben etwas holen, und grad, als sie wieder die Treppe runter kam, fiel wieder eine Granate. ... Wir sollten dann durch den Garten zum nächsten Haus, weil das einen großen Keller hatte, unseres nicht. Ein Mann sollte uns rüber bringen, aber es blitzte und krachte die ganze Zeit und alles hat gebrannt. Wir haben es nicht geschafft, wir konnten erst in der Nacht rüber. Dann waren wir alle zusammen. Meine Mutter, mein behinderter Bruder und andere Verwandte, die auch auf uns aufpassten im Keller, da waren wir dann elf Monate.«*

Eines sah die Hamburgerin Gabriele Müller sofort: Die Frauen, die sie hier schulen sollte, waren völlig ausgebrannt. Sie brauchten neben einer Weiterbildung zuallererst eine Aus-Zeit. Sie, die seit Monaten mit kriegstraumatisierten Frauen und Kindern arbeiteten, hatten oft genug selbst Schreckliches erlebt: Todesbedrohung, Ängste, Verlust von Angehörigen und Freunden. Aber sie mussten all das beiseite schieben. Sie mussten funktionieren.

Immer wieder fuhr Gabriele nach Kroatien und Bosnien-Herzegowina. Half wo sie konnte und arbeitete vor allem therapeutisch und supervisorisch mit den Mitarbeiterinnen in Flüchtlingscamps und Therapiezentren. Ihr Spezialgebiet ist das Psychodrama. Auf der Bühne gestalteten die Frauen auch jene Situationen, die ihnen nun Halt und Hoffnung gaben. Dabei tauchten immer wieder Urlaubserinnerungen auf. Das Meer.

Solch ein Ort müsste her! Ein Ort am Meer, mit viel Grün und einer Umgebung ohne Kriegszerstörungen. Ein Haus, in dem die Kolleginnen zu sich finden könnten, aber auch ein Feriendomizil für die Frauen und Kinder, die sie betreuen.

Immer öfter sprach die 43jährige davon und konnte doch lange Zeit nicht daran glauben. In Gesprächen mit Mirjana setzte sich die Idee immer mehr fest – und sie nahm Gestalt an.

Amar, 13 Jahre: *»Bei uns waren etwa Fünfzig in zwei Kellerräumen. Es war ganz eng, wir konnten uns kaum bewegen, meistens nur sitzen.«*

Mirela, 14 Jahre: *»Wir waren nicht im Keller. Wir waren in einem großen Haus im Erdgeschoss, in einem Raum, der einigermaßen sicher war. Aber es waren auch viele Menschen, es war eng. Und wir hatten alle furchtbare Angst.«*

Emir: *»Bei uns waren 150 Menschen auf 9 m³. Und es war so stickig! Die Leute haben dauernd geraucht. Und weil sie keinen Tabak hatten, haben sie Heu oder trockene Blätter ge- raucht, das hat furchtbar gestunken. Es waren nur zwei Meter von unserem Haus bis zur Frontlinie. Das war so nah. Wir durften uns nicht rühren, damit niemand merkt, dass wir da im Keller sind.«*

Amar: *»Wir hatten immer Angst, dass sie eine Bombe auf die Treppe zu unserem Keller schmeißen. Dann wären wir alle umgekommen.«*

Mirela: *»Die Kinder hatten keine Milch. Da haben sich die Frauen frühmorgens im Nebel zu den Kühen geschlichen, aber sie hatten kein Futter für sie. Da haben sie ihnen die Daunen aus den Federkissen zu fressen gegeben. Manche sind auch in der Dunkelheit Futter suchen gegangen.«*



Blick über die Insel Brac und die Adria



Haus SEKA mit Aussicht auf's Meer

Amar: *»Aber auch das war gefährlich, weil es Sniper gab, die Rotlichtgeräte hatten und auch im Dunkeln sehen konnten. Wenn es ein bisschen hell wurde, mussten sie rennen.«*

Es war Zufall, dass die beiden Frauen das weiße Haus am Meer entdeckten. Im Sommer 1996 verbrachten sie einige Urlaubstage auf der Insel Brac. Dort hörten sie von einer Villa, die zum Verkauf stand. Nur der Information halber wollten sie sie besichtigen – und fanden genau das, was sie suchten. Ein Haus mit mehreren Bädern, vielen Zimmern, einer großen Küche und einem Essraum für mindestens 20 Personen. Dazu ausreichend Platz, um Therapieräume einzurichten, Spielecken und Räume für die Kinder zu schaffen. Dazu gleich mehrere Terrassen und Balkone, auf denen die Gäste sitzen und weithin aufs Meer schauen können.

Es gab nur ein Problem: Sie hatten keine einzige Mark in der Tasche. Der Besitzer wollte 350.000 DM. Zehn Prozent davon mussten innerhalb von vierzehn Tagen angezahlt werden!

Zurück in Deutschland aktivierten Mirjana und Gabriele all ihre Bekannten und Freundinnen. Sie baten um Privatdarlehen und Spenden und schafften es tatsächlich, die geforderte Anzahlung zusammenzubekommen. Für die restliche Summe erhielten sie einen Kredit bei der Ökobank Frankfurt.



Baden gehen ist die beste Therapie



Gabriele Müller

Leicht war das nicht – die Bank wollte Sicherheiten. Ein Haus in einer Krisenregion bot die keinesfalls. Die Bürgschaften kamen schließlich wieder von Frauen. Manche waren bereit, für 1.000 Mark geradezustehen, eine sogar für 100.000 Mark.

Armin, 13 Jahre: *»Bei Nacht durften wir manchmal raus aus dem Keller. Wenn es dunkel war, so dass uns niemand sehen konnte. Wir sind vielleicht einmal im Monat rausgekommen, für eine Stunde.«*

Emir: *»Ich bin in drei Monaten einmal rausgekommen.«*

Mirela: *»Ich war nie in der ganzen Zeit draußen.«*

Zur Eröffnung am 28. Juni 1997 kamen viele Gäste. Vertreterinnen von Frauenprojekten aus Kroatien und Bosnien-Herzegowina, Nachbarinnen und Nachbarn, der Bürgermeister des Dörfchens Splitska und selbstverständlich die Presse. Es war geschafft. Und doch gab es nicht nur Lob. Wieso kommen zuerst Frauen und Kinder aus Tuzla und Srebrenica (Bosnien)? Warum nicht »unsere« hörten sie mitunter. Aber nach und nach wurden diese Stimmen leiser, das Projekt akzeptiert. Ein Projekt, das für alle da ist und nationalistische Strömungen und Feindschaften ignoriert. SEKA soll ja gerade die Verständigung fördern. Hierher kommen Bosnierinnen und Kroatinnen, Serbinnen und vielleicht auch einmal Albanerinnen. Sie alle eint, dass sie Grauenvolles erlebt haben. Mal kamen die Täter von der einen Seite, mal von der anderen.

Armin: *»Es ist kein Tag vergangen, an dem nicht jemand von Snipern getroffen wurde. Die Verwundeten haben sie manchmal zu uns in den Keller gebracht.«*

Emir: *»Ein paar Meter von uns entfernt war ein anderes großes Wohnhaus. Da haben sie eine riesige Bombe drauf geschmissen. Das ganze Haus wurde zerstört und alle getötet, die da im Keller waren.«*

Mirela: *»Einmal ist eine Frau nach oben gegangen in die Wohnung, um für die Kinder etwas zu essen zu holen. Da haben sie durch ein ganz kleines Fenster in der Speisekammer eine Bombe geworfen. Drei Frauen und zwei Kinder sind umgekommen.«*

Armin: *»Sie haben einen mit Benzin gefüllten Tankwagen von oben herunter rasen lassen. Einen Mann hatten sie auf den Sitz gefesselt und den Fuß auf's Gas gebunden, dass er in die Häuser rasen mußte. Er ist mit dem Tankwagen explodiert ... Zehn Häuser sind sofort in die Luft geflogen.«*

Emir: *»Das Schlimmste war, als eine Beba-Bombe vor unserem Haus explodiert ist und die Wasserleitung zerrissen hat. Das ganze Wasser ist bei uns in den Keller gelaufen. Es stand uns bis zur Brust und wir konnten nicht raus wegen der Sniper. Gott war das schrecklich! Wir haben versucht, das Rohr mit Erde zuzustopfen. Erst nachts konnte das Wasser dann abgestellt werden.«*

Da sind beispielsweise die Kinder aus Stari Vitez. Der elfjährige Emir, der 13jährige Amar, die 14jährige Mirela, und der 13jährige Armin. Für sie begann der Krieg am 16. April 1993 um halb sechs Uhr morgens. Zu dieser Zeit wurde das kleine Dorf Ahmici, nur fünf Kilometer entfernt, ausgelöscht. Bosnisch-kroatische Milizen brachten 103 Menschen bestialisch um, unter ihnen Säuglinge und alte Leute. Die übrigen wurden vertrieben, ihre Häuser angezündet.

Stari Vitez ist eine der kleinsten Enklaven, die es in Bosnien gab, hier gibt es etwa 200 Häuser und 1.200 muslimische Bewohner. Die wurden an jenem Morgen durch heftiges Artilleriefeuer von allen Seiten geweckt. Wer konnte, floh in den Keller, ohne zu ahnen, dass er dort elf Monate ausharren musste. Fast ein Jahr lang, vom Frühjahr '93 bis zum Frühjahr '94, war Stari Vitez völlig von der Außenwelt abgeschlossen, lag unter Beschuss. Oft verlief die Front nur wenige Meter vom Haus entfernt. Die Aktion hatte ein Ziel: Die Stadt Vitez sollte rein kroatisch werden, alle Moslems die Gegend verlassen. Erst durch Druck der USA auf Kroatien entstand die kroatisch-bosnische Förderation. Im Februar 1994 begann sich die Blockade allmählich zu lockern.

Die Kinder, die von hier nach Kuca SEKA kommen, sind mehr als eingeschüchtert. Sie haben es verlernt zu lachen oder auch zu weinen und erst recht zu schreien. Sie haben von den vielen Monaten in Dunkelheit und schlechter Luft nicht selten körperliche Schäden mitgebracht, die kaum noch zu beheben sind.



Mirjana Bilan



Zwölf Tage Urlaub mit Aussicht haben die traumatisierten Frauen geöffnet

In Kuca SEKA lernen sie, wieder zu spielen und zu toben. Sie erfinden Geschichten, sie spielen ihre eigenen Erlebnisse und bauen mit Lego-Steinen neue Häuser und Städte. Denn was sie sich am meisten wünschen, ist wieder ein Zuhause zu haben.

Emir: *»Ich habe alles aufgeschrieben. Ich habe gedacht, wir überleben das nicht. Und dann sollte wenigstens jemand finden, was ich geschrieben hatte. Ich hab das noch heute.«*

Zwölf Tage sind die Kinder und Frauen auf Brac. Eine sehr kurze Zeit. Aber es gibt zu viele, die dringend einen solchen Urlaub brauchen, und die die Chance dazu bekommen sollen.

Was ist in diesen zwölf Tagen überhaupt möglich? Mirjana, Gabriele und die anderen Mitarbeiterinnen von Kuca SEKA sind vom frühen Morgen bis weit nach Mitternacht mit ihren Gästen zusammen. Sie umgeben sie mit liebevoller Fürsorglichkeit, reden mit ihnen und hören zu. Und je mehr die Frauen die Schönheit der Insel genießen können, um so mehr kommen auch die Erinnerungen. Vielleicht ist es auch der weite Blick von einer der Terrassen hinaus aufs Meer, der sie langsam öffnet.

Vor allem aber ist es das Meer selbst. Viele der Frauen und Kinder erleben es zum ersten Mal. Eine unendliche Wasserfläche, die Angst auslöst und doch so sehr anzieht. Manche springen sofort hinein, andere brauchen Zeit. Die Therapeutinnen ermutigen, sich aufs Wasser zu legen. Zuerst halten sie die Frauen ganz fest, jede kann sich anklammern solange sie will. Das gibt ihnen die Sicherheit, nach und nach auch loszulassen.

Es ist eine der wichtigsten Übungen. Sie soll Vertrauen wecken, zu anderen und zu sich selbst. Das Gefühl, doch wieder Kontrolle über das eigene Leben zu haben, wächst.

Überall im Haus hängen Kinderzeichnungen. Es sind Bilder mit Sonne und Blumen, mit Herzen und immer wieder dem Meer. Auf einem sind ein lachendes und ein weinendes Gesicht zu sehen. Es sind Geschenke an Kuca SEKA und Dankeschön an Mirjana und Gabriele, an Maria die Köchin, Fanny, die das Haus versorgt, Goga und die zeitweiligen Helferinnen. Immer wieder kommen auch Briefe nach Splitska: Wann besucht ihr uns?

Im Winter fahren Gabriele und Mirjana dann durchs Land – wenn es irgend geht. Die Reisen zeigen ihnen, wie schwer es oft für die Frauen ist, in ihrem zerstörten Land eine neue Heimat zu finden. Es gibt kaum Wohnungen, nichts zu kaufen, oft keinen Strom, kein Wasser, keine Heizung. Möbel hat kaum noch eine – die wenigsten finden Arbeit. Für eine kleine Rente, müssen sie den verschleppten Mann oder Sohn für tot erklären lassen, auf den sie doch immer noch warten.

In den ersten beiden Sommern konnten sich in Kuca SEKA 216 schwer traumatisierte Frauen und Kinder erholen. Bereits im Herbst 1998 gab es Anfragen aus 12 Projekten – und eine Warteliste. Auf der stehen über 240 Namen. 240 Menschen, für die ein paar Tage auf Brac wieder Hoffnung geben könnten.

In den Therapiezentren, beispielsweise von Medica oder von anderen lokalen Frauengruppen, werden jene ausgewählt, die Hilfe am dringendsten brauchen. Die Plätze allerdings reichen bei weitem nicht aus. Auch die Fördergelder und Zuschüsse nicht, auf die Kuca SEKA dringend angewiesen ist. Damit die Arbeit weitergehen kann, sind Spenden nötig. Ohne sie hätte der Verein mit Sitz in Hamburg die Arbeit wohl schon aufgeben müssen. Die Frauen dort arbeiten fast nur ehrenamtlich. Lediglich die Mitarbeiterinnen vor Ort erhalten Geld. Dabei konnten in Kuca SEKA sogar drei Frauen aus der Region eine Halbtagsstelle finden.

Auch die Leiterinnen Mirjana und Gabriele schränken sich ein, wo es möglich ist. Sie zahlen sich nicht mehr als den ortsüblichen Lohn – etwa 1.000 Mark. Soviel wie möglich soll den Frauen und Kindern zugute kommen.

Wer mehr über Kuca Seka erfahren möchte,
wendet sich an: SEKA Hamburg e.V.,
Friedensallee 7, 22765 Hamburg.
Telefon/Fax: (040) 39 90 56 53.
Spendenkonten: *SEKA Hamburg e.V.*
Ökobank Frankfurt,
BLZ 500 901 00, Konto: 200 2000
Hamburger Sparkasse,
BLZ 200 505 50, Konto: 1250/120696



MÜTTERZENTRUM 2000



Text und Fotos: Petra Welzel

Auf der Expo 2000, der Weltausstellung in Hannover im kommenden Jahr, wird sich alles um die Zukunft der Natur, der Technik und des Menschen drehen. In Salzgitter wird sie schon seit einigen Jahren gelebt: Ein Besuch im SOS-Mütterzentrum.

Zwei Erzieherinnen, vier Kinder, und den hölzernen Esstisch, an dem sie sitzen, schmücken zähe Tropfen Roter Grütze, kleben matschige Bananenstücke und andere Mittagsreste neben den Tellern und an Fingern und Gesichtern der Zwerge. Für jeden Geschmack etwas.

Das ist hier überall so im Mütterzentrum Salzgitter-Bad. Ein Stockwerk höher zum Beispiel, in der zweiten Etage im kleinen Bewegungsraum rackern sich bei 30 °C Außentemperatur zwei Frauen bei der Rückbildungsgymnastik für Schwangere ab. Ute, die Hebamme, hat in ihrem knappen Spaghettiträgerkleid nur Augen für den kleinen Konstantin in ihrem Schoß, dessen Groß-mutter sie wohl schon sein könnte, während sie seiner Mutter Anweisungen gibt: »Bekkenboden- und Bauchmuskeln anspannen und auf dem Seitenfuß hochstemmen.« Anschließend sollen die beiden Frauen Wellen durch ihre Bäuche schicken. Konstantins Mama sieht man die Schwangerschaft noch an. Unter einem großen T-Shirt und einer Bermudashorts mit Gummizug faltet sich um die Taille herum die Haut, unter der noch vor wenigen Wochen ihr Sohn Platz zum Wachsen hatte. Die Frau auf der Matte neben ihr mit dem streichholzkurzen strohblonden Schopf und dem schmalen Gesicht ist hingegen gertenschlank und war auch noch nie schwanger. Andrea ist die neue Diplompädagogin im Haus, seit gut zwei Wochen: »Ich mache Vorbildungsgymnastik!«

Auf den ersten Blick wundert man sich über einiges in diesem Mütterzentrum, das – 1980 gegründet – das erste Haus dieser Art in der Bundesrepublik war. Entstanden im Dunstkreis der unwirtlichen Stahlwerke, die nach dem Krieg die Geburt der flächenmässig größten Stadt Deutschlands nach sich zogen – Salzgitter eben, ein Konglomerat aus mehr als 20 Dörfern und der aus dem Boden gestampften Stadt Salzgitter-Lebenstedt. Ein wirklicher Kurort war Salzgitter-Bad nie, schließlich heißt es ja auch nicht Bad Salzgitter. Auch das Thermalbad ändert daran nichts. Darin richten sich die Arbeiter, die sich ihren Rücken an Hochhofen und Stahl krumm malocht haben, wieder auf. Im nächsten Jahr allerdings vielleicht auch ein paar fußlahme Besucher der Expo 2000 in Hannover, denn das Mütterzentrum Salzgitter zählt zu den besonderen externen Projekten der kommenden Weltausstellung, eines von vieren in Niedersachsen.

Dass es das erste und einzige mit Höchstsatz geförderte Frauenprojekt der Expo überhaupt ist, überrascht hingegen kaum. »Weltoffen, wirtschaftlich, leistungsfähig und ökologisch sensibel« wird sich die Expo präsentieren, geht es nach Bundeskanzler Schröder. Und da spricht Hildegard Schooß, die 55jährige Gründerin und Leiterin des Mütterzentrums wie aus seinem Munde, wenn sie sagt: »Ich denke immer unternehmerisch.« Oder: »Die gewerkschaftliche Logik hat uns kaputtgemacht, sie macht die Menschen unfrei.« Damit dürften im Großen und Ganzen aber auch schon die Gemeinsamkeiten des Vaters der Nation und der Mutter aller Mütterzentren (weit über 300 sind es in der gesamten Republik inzwischen) abgesteckt sein. >>



Dodo Schooß kümmert sich um die Öffentlichkeitsarbeit und bei Bedarf auch um die Alten

In ihrem langen und weiten dunkelblauen Baumwollkleid und der Kette mit den großen türkisen, blauen, silbernen und braunen Kugeln würde sie eher als Schwester von Alice Schwarzer durchgehen. Es ist der gleiche, aus den 70er Jahren herübergerettete Blumenmädchenchic, den sich heute Hildegard Schooß und Deutschlands Vorzeigefeministin in der Damenvariante teilen. Und tatsächlich waren die beiden sogar einmal befreundet – bis sich Hildegard Schooß, die Mutter, begann für andere Mütter, das Muttersein an sich stark zu machen. »Alice Schwarzer wollte mit der Frauenbewegung das erreichen, was Männer auch können. Dass Frauen Kinder bekommen können, wurde als lästige Nebensache empfunden.« Bis heute gebe es keine adäquaten Lösungen für Frauen, die auch Kinder haben wollen, sagt die Mutter von nunmehr drei erwachsenen Kindern. »Dafür wollten wir Lösungen finden. Es muss ein öffentliches Leben, sei es ein politisches, sei es das im Stadtteil, geben, das mit Kindern möglich ist.« Mit den Mütterzentren glaubt Hildegard Schooß einen gangbaren Weg gefunden zu haben: »Frauenzentren gibt es fast gar nicht mehr, aber die Mütterzentren haben sich vermehrt. Insofern ist das ein Erfolg.« Was den Bedarf betrifft, sei der natürlich noch längst nicht gedeckt.

Für insgesamt 7.975.000 Mark Baukosten, die nicht allein die Expo getragen hat, sondern verschiedene Sponsoren sowie hauptsächlich der SOS-Kinderdorf e.V., der Träger des Zentrums ist, steht den Frauen aus Salzgitter-Bad und Umgebung seit Anfang Mai ein eigenwilliger Neubau zur Verfügung. Seit wenigen Monaten sind sie hier zuhause. In einem lichten Bau mit Durchblicken von unten nach oben und umgekehrt, von Osten nach Westen und von Süden nach Norden. Moderne Transparenz aus einem Glasvorbau vor stattlicher Fassade im Hallensprintstreckenformat von knapp 60 Metern Länge, dahinter ein holzverschalter Kern. Kühle Glasarchitektur meets Naturfreundehaus. Überhaupt will hier zusammenwachsen, was unter ästhetischen Gesichtspunkten nicht unbedingt zusammengehört. Der Berberteppich mit dem großen, funktionalen Bewegungsraum. Oder Ohrensessel und Sofa mit dem offenen Treppenhausbereich, der eher an die Galerie einer Shopping-Mall erinnert. Die alten Stühle aus 50er-Jahre-Küchen im Café im Erdgeschoss mit der neuzeitlichen Bistrotheke aus Holz und Edelstahl. Nur oben im Büro und der Verwaltung fügen sich Form und Inhalt im modernen ökologischen Design zusammen. Und in den Kinderstuben – Höhlen aus robustem Holz mit Fensterarbeitsplätzen – und den Kinderküchen jeweils im Stockwerk darüber, die durch ein eigenes Treppenhaus miteinander verbunden sind.

»Das ist hier mein Ding«, sagt Hildegard Schooß, während ein paar Meter weiter ihre Tochter Dodo in dem großen offenen Büro am Laptop die Expo-Öffentlichkeitsarbeit koordiniert und ihre beiden Enkelkinder, die Söhne ihrer Tochter, eine Etage tiefer durch Holzburgen jagen. Wenn man so will, ist die Großmutter die Burgherrin des großen neuen Hauses drumherum, nach hinten abgeschirmt durch die Eisenbahnlinie, nach vorne durch einen großen Vorplatz zur Bundesstraße nach Braunschweig. Wenn die Frau mit den halblangen braunen Haaren und den ersten grauen Strähnen an ihre Enkel denkt, fällt ihr ein: »Mir standen als Kind mindestens 25 Menschen zur Verfügung.« Zusammen mit elf Geschwistern wuchs sie selbst auf einem großen Gutsherrenhof im Sauerland auf. Da war immer jemand da für die Kinder, ohne umständlich etwas organisieren zu müssen. »Ich habe das durchaus auch als problematisch empfunden.« Zum Beispiel als sie der eigene Vater am Tisch nicht wiedererkannte, als sie sich die Haare ganz kurz geschnitten hatte. »Aber ich glaube, es ist die einzige richtige Form



Hildegard Schooß



Rückbildungsgymnastik und Kinderbetreuung – die Hebamme Ute macht's mit einem Handgriff

des Zusammenlebens.« Rein theoretisch stehen den Kindern im Mütterzentrum heute permanent 80 fest angestellte Frauen, 5 Selbständige und 1 Hausmeister (es fand sich einfach keine Frau für diesen Job) zur Verfügung. Und so ein Zentrum habe einen wichtigen Vorteil gegenüber der alten Großfamilie: »Mütterzentren sind ein großer Familienverband, aber sie sind nicht blutsverwandt. Es ist ein freiwilliger Verbund.«

Nicht alle sind gleich beim ersten Mal ganz freiwillig hierherkommen. Roswitha zum Beispiel, eine der fünf selbständigen Unternehmerinnen, die einen Mangelservice im Haus betreibt. Das Gericht hatte sie zu gemeinnütziger Arbeit im Zuge ihrer Resozialisierung verdonnert, sie ist geblieben. Hat sich im zweiten Geschoss zwischen Kosmetikerin, Friseuse und dem Altenservicebüro ihre Mangel eingerichtet und auf der Galerie davor einen kleinen Tisch mit Plastikstühlen zum Verweilen aufgestellt. Manche der Frauen kommen auch aus der nahegelegenen psyichiatrischen Klinik in Liebenburg, um hier wieder Fuß zu fassen. Auch die neue Aushilfe von Claudia, der Friseuse. Ihre Sprachstörung ist so groß, dass sie selbst mit dem eigenen Namen Schwierigkeiten hat. Aber Haareschneiden kann sie und wie Claudia mal um die Ecke ins Badezimmer der Alten schauen, damit keiner von ihnen absäuft oder glaubt, vergessen worden zu sein.

Es ist vor allem die Kommunikation und das Zusammenleben aller Generationen hier, die wie hinter Putz verlegte Säulen das Haus tragen, auch wenn das jeweilige Ambiente rein äußerliche Grenzen zieht. Da sieht es halt bei den mehr oder weniger rüstigen Rentnerinnen und Rentnern im Wohnzimmer und Aufenthaltsraum aus, wie in einer Bauernkate mit großem Holztisch, Buffet und Ohrensesseln, teils neu, teils aus Haushaltsauflösungen. Mit vier festangestellten Kolleginnen betreibt Dorothea im Mütterzentrum einen von insgesamt 18 Pflegediensten in Salzgitter. Wer von den Alten nicht mehr in der Lage ist, selbst zum Zentrum zu kommen, wird entweder morgens zuhause abgeholt und abends zurückgebracht oder aber daheim versorgt. Von herkömmlichen, kommunalen Pflegediensten unterscheiden sie sich auch in anderer Hinsicht: »Wir machen unsere Arbeit nicht nur nach Pflegekatalog und müssen auch nicht auf die Uhr schauen«, sagt die Krankenschwester im langen Naturleinenkleid. »Und vor allem arbeiten wir gleichberechtigt zusammen mit unseren Leiharbeiterinnen. Es gibt keine Unterteilung in nur Putzen und Pflegen. Lediglich beim Spritzengeben muss es eben die machen, die es kann.«

Täglich halten sich etwa 10 bis 12 Senioren im Mütterzentrum auf. Sie frühstücken gemeinsam, reden miteinander, streiten sich auch, wenn es sein muss, kochen zusammen, machen den Abwasch, backen Kuchen, hören Musik, bilden Grüppchen draußen im Flur in den Sofaecken, baden. Und manchmal machen sie auch gemeinsame Sache mit den Kindern. Gerade bringt Karin vom Fahrdienst Fotos für die nächste Aktion vorbei. In einem Garten lehnt eine Gitarre an einer weiß gestrichenen Bank darauf, am kommenden Montag wollen sie damit ein Lyrikseminar starten. Sagen und aufschreiben, was Groß und Klein dazu einfällt, die Gedanken sind frei.

Um Dorotheas Hals hängt an einer grauen Kordel, die dicker ist, als es ein Zopf aus ihrem halblangen dünnen rotblonden Haar jemals sein könnte, ein großes mandalaähnliches Amulett. Doch wenn die Mutter von drei Kindern überhaupt an irgendetwas glaubt, dann bestimmt nur an den Sinn des Mütterzentrums. »Hier leben wir schon in der Zukunft«, sagt sie. Dorothea ist über ihre eigene Mutter zum Zentrum gekommen, die wiederum von ihrer Altersdepression nach Ablenkung suchte und hier ein zweites Leben fand. Erst erzählte sie ihrer Tochter: »Du, Doro, da bringt man nicht nur seine Wäsche hin, da wird man auch zum Kaffee eingeladen und gefragt, wie es einem geht«, kurze Zeit später war sie Betreuerin.

Heute hat Dorotheas Mutter Krebs und ist selbst Betreute. Ihre Tochter ist mittlerweile seit vier Jahren in der Altenpflege >>

angestellt. Anfangs waren es die einmal monatlich am ersten Mittwoch stattfindenden öffentlichen »Müzensitzungen«, die sie hierherführten, die politische Arbeit. Dann waren es die Kinder: »Eine individuelle Kinderbetreuung während meines Schichtdienstes früher im Krankenhaus war nur hier gewährleistet.« Und dann war es ihr Mann, der ihr nahelegte: »Geh' ins Mütterzentrum, da kannst du dich endlich selbstverwirklichen.« Sie ging.

Als Hildegard Schooß vor 15 Jahren mit ihrem Zentrum startete, hätte das bestimmt kein Ehemann in Salzgitter-Bad gewollt. Damals machten über ihre Einrichtung Namen wie »Frikadellenpuff« oder »Scheidungszentrale« die Runde an den Kneipenstammtischen. Von ihrem eigenen Mann behauptet sie: »Der klassische Patriarch. Immer grauer Anzug, immer Krawatte. Mein Mann wäre mit dem traditionellen Hausfrauenmodell zufrieden gewesen.« Aber auch er hat sich geändert: »Heute möchte er das Zentrum wohl nicht mehr missen.« Da sind nur wieder die Enkel, auf die er eifersüchtig ist, wenn sie früh morgens zu seiner Frau ins Bett kriechen: »Er hat nicht die Leidenschaft, sich auf die Kinder einzulassen. Aber ich habe aufgehört, ihn zu erziehen.« Bei ihr habe das etwas mit sinnlicher Lust zu tun. Zum ersten Mal nimmt sie ihre rahmenlose Brille ab und streift mit ihren Fingern an den Bügeln entlang. Ihr Gesicht wirkt jetzt noch ein bisschen runder und weicher, ja: mütterlich.

Trotzdem: Mutter-Kind-Gruppen fand sie immer langweilig: »Menschen kann man nicht einfach in ein Raster schieben. Das finde ich bis heute grauenvoll.« Und da kam ihr die »Wahnsinnsidee«, einen Raum von 9 bis 18 Uhr zu haben, wo immer jemand anwesend war, wo Mütter ihre Kinder jederzeit nach kurzer Absprache parken konnten. Das Mütterzentrum. Und keine Großfamilie. »Die Menschen sind nicht für Rudel bestimmt. Ich wollte natürlich auch mal meine Haustür hinter mir schließen und mit meinem Mann und meinen Kindern allein sein.«

Die Kinder im Mütterzentrum haben ihre Aktivität aus den Holzburgen längst in das Planschbecken auf dem noch schottrigen Vorplatz, der einmal ein Garten der Sinne werden soll, verlegt. Zwei ältere Jungs, die fast jeden Tag nach der Schule vorbeikommen, haben sich Wollfäden aus den Kinderstuben geholt, um damit bunte Spielzeuge im einzigen Baum vorm Haus aufzuhängen. Ein letztes Überbleibsel vom ehemaligen Kniestädter Gutshof, der hier einmal stand. Jetzt steht nur noch die alte Kirche und ein Teil des Gutshauses. Zwei Mädchen haben auf einer Betonröhre vor einem weiteren Neubau, einem Wohnhaus für intergeneratives Wohnen, Käfer unter einem Glas gefangen und beobachten sie.

Hildegard Schooß bekommt das Leben im Haus oft nur noch am Rande mit. Sie kümmert sich heute fast ausschließlich um die Leitung und politische Vertretung des Mütterzentrums nach außen. Der Neubau und die damit verbundene Expo-Einbindung haben ihr in den letzten zwei Jahren kaum Zeit für die Familie gelassen. Aber die Familie ist ja irgendwie auch immer anwesend, seit Tochter Dodo mit den Enkeln aus Berlin zurückgekommen ist, nach Hause.

Hildegard Schooß verdreht die Augen, wenn sie daran denkt, wie ihre Tochter ziellos vor ihrer »Muttererfahrung« rumgeirrt ist. Die 34jährige Tochter und Ethnologin sagt: »Wir haben uns bis aufs Messer bekriegt.« Niemals hätte ihre Mutter gesagt, »das ihr etwas leid tut«. Dass die beiden heute zusammenarbeiten können, grenzt nahezu an ein Wunder. Nur dasselbe weiche breite Gesicht haben sie gemeinsam. Ansonsten: Die Mutter scheint in sich zu ruhen, die Tochter ständig mit ihrem athletischen Körper in heller Trekkingjeans und bordeauxrotem Ripp-Top auf dem Sprung zu sein. Zur UNO wollte sie mal, war in den USA, Paris und am Amazonas. Erst mit der eigenen Heirat habe sich das Verhältnis zur Mutter gebessert, als sie ihr Mann mit dem zweiten Wunschkind sitzen ließ, war sie ihr eine große Hilfe. Als Mutter, als Großmutter und jetzt auch als Arbeitgeberin. »In Berlin hätte ich vielleicht ein erotisches Leben, aber keinen so interessanten Job wie hier«, sagt Dodo Schooß. Und dahinter steckt mehr als der Weg des geringsten Widerstandes: »Nein, nein, ich arbeite hier nicht im Büro, sondern im Mütterzentrum, und wenn es sein muss, dann muss ich auch in die Altenpflege.«

Die Tochter schätzt das Werk der Mutter, ein Projekt, das mit 3.000 Mark aus der eigenen Tasche einmal begann und nun einen Jahreshaushalt von 3,5 Millionen Mark in den Büchern verzeichnet. Das Haus, in dem Verantwortung und Bindung groß geschrieben werden, die Währungen im Umlauf nicht nur aus Geld bestehen. Claudia nimmt fürs Haareschneiden 10 Mark, die Kosmetikerin 40 für eine Behandlung. Dafür schiebt sie aber kostenlosen Dienst im Café. Wirklich reich wird hier keine. »Aber das hat nichts mit Ausbeutung, sondern sehr viel mit Wärme zu tun«, empfindet Dodo Schooß die marktwirtschaftlichen Realitäten im Haus.

Wo werden sonst schon Jung und Alt, Arm und Reich, Gebildete und weniger Gebildete, Laien und Professionelle unter einem Dach vereint? Ihre Mutter würde ohnehin für die Abschaffung der engen Grenzen fachspezifischer Ausbildungen plädieren. Als Autodidaktin, wie sie selbst, kommt man am Ende auch ans Ziel. Deshalb hält sie auch von Gewerkschaften nicht viel: »Ich gehe nach Hause, wenn ich denke, ich muss nach Hause, und ich bin anwesend, wenn ich denke, anwesend sein zu müssen.« Dass daraus inzwischen 12-Stunden-Tage im Mütterzentrum geworden sind, stört sie nicht. »Das hier ist mein persönliches Hobby.« Theater und sowas langweilt sie, ist eher gesellschaftliche Pflicht an der Seite ihres Mannes, der Manager ist.

Das Dienstgespräch und die Führung mit einer Künstlerin aus der Region enden am Nachmittag unten im Café. Dodo Schooß macht Büroschluss und holt ihre Söhne bei der Roten Grütze ab. Der Oma müssen sie natürlich noch hallo sagen, und die ist dann auch ganz Ohr, als sie um die Ecke in die Cafeteria flitzen, lächelt und säuselt wie das nur Omas können und auch dürfen. »Ich finde Menschen interessanter als einen Tennisschläger«, sagt die Oma: »Wenn ich die Wahl hätte zwischen Theater und Kinder, würde ich immer für die Kinder entscheiden.« Selbst Urlaub machen fällt Hildegard Schooß nicht leicht, weg zu sein vom Mütterzentrum, einfach mal nur ein Buch in die Hand zu nehmen und zu lesen, oder auch gar nichts zu tun. »Urlaub ist wie eine Darmreinigung. Danach muss man ja irgendwann auch wieder Essen.« Und vor allem eins möchte sie ja auch noch erreichen: »Ich will mit dem Mütterlichen an die Spitze der sozialen Anerkennung.« Und sie hat ein Lebensmotto: »Liebe, Lust, Luxus und Leidenschaft.« Mit ihrer Liebe und Leidenschaft sollte das wohl zu machen sein.

SOS-Mütterzentrum Salzgitter
Braunschweiger Str. 137, 38259 Salzgitter-Bad
Fon: (053 41) 81 67-0, Fax: (053 41) 81 67-20
E-Mail: info@muetterzentrum.de
Internet: www.muetterzentrum.de



Leben was man singt

Barbara Thalheim steht wieder auf der Bühne – mit neuem Programm

von Gunnar Decker
Foto: Ute Mahler/OSTKREUZ

Barbara Thalheim wohnt jetzt in Neukölln. An einem ruhigen Platz in einer eher kleinen Wohnung eines niedrigen Altneubaus. Nach 25 Jahren ist sie fortgegangen, aus ihrem Haus in Karlshorst. Hier, sagt sie, kenne sie nur ihr türkischer Gemüsehändler, der wisse, welchen Joghurt sie nehme. Sonst niemand. Und das sei gut so.

Das Aufnahmegerät funktioniert nicht richtig. Für technische Probleme hat Barbara Thalheim ein tiefes Verständnis. Ob ich wüsste, dass sie schon ganze Konzerte dachte, aufgenommen zu haben? Und dann hinterher! Ihr Kopf mit der blonden Kurzhaarfrisur beugt sich über den Tisch. Der Tisch ist eine Art waagerechtes expressionistisches Tafelgemälde. Barbara Thalheim hat eine Vorliebe für das besondere Einfache. Das zu finden, machte die DDR einem leichter. Eben weil man es stärker wollen musste. Am Anfang, vor über zwanzig Jahren, fällt mir ein, waren ihre Haare schon mal so kurz. Sichtbares Zeichen für eine Rückkehr zu den Anfängen?

Das Gerät nimmt endgültig nicht auf. Ich habe das Gefühl, Barbara Thalheim ist das ganz recht so, es konzentriert die Atmosphäre und entlastet sie zugleich. Einmal sagt sie, ist mit einer Kassette, auf die sie ihren Frust gesprochen habe, etwas ganz Unangenehmes passiert. Dafür sei sie dann in Karlshorst in der Kaufhalle angespuckt und als Verräterin beschimpft worden.

Der Frust hatte einen Anlass. Irgendwann im Jahre 1980 verkündete Kurt Hager (und er wartete damit, bis Erich Honecker nach Österreich gereist war), dass die DDR nicht gewillt sei, die magere Kulturlandschaft der Bundesrepublik mit »unseren Künstlern« anzureichern. Und verhängte kurzerhand einen Ausreisestopp für alle DDR-Künstler. Der dauerte nur ungefähr drei Tage, aber die reichten zum Skandal. Im Nachhinein, sagt Barbara Thalheim, macht mir das die totale Lebensferne der vergreisten Papas, die nichts mehr mitkriegten, fast schon wieder sympathisch. Wenn man es vergleicht mit den gestylten Bescheidwissern von heute! Während dieser drei Tage hat Barbara Thalheim ein Tonband mit einem »pubertären Erguss« über das Verbot besprochen. Nicht für die Öffentlichkeit bestimmt, nur für ein paar Freunde. Natürlich landete das trotzdem im Westen und Barbara Thalheim wurde im ZK vorgeladen. Und dann durfte sie tatsächlich noch nach Köln zum geplanten Konzert fahren. So war die DDR auch, groß im Strafen und groß im Verzeihen. Eine verspätete Monarchie. Und im Westen hätten sie und ihre Band tatsächlich überlegt, ob sie nicht besser dableiben sollten. Als sie dann nach Karlshorst zurückkam, rechnete schon niemand mehr mit ihr. Alle dachten, da bleibt der arme Mann nun mit den Kindern allein. Darum sei sie damals in der Kaufhalle angespuckt worden.

Der »arme Mann« ist F.J. Kopka und war lange der wichtigste Mensch im Leben von Barbara Thalheim. »Ich habe ihn immer meine beste Freundin genannt. Darüber ärgerte er sich, obwohl es doch nur meine besondere innere Nähe ausdrücken sollte.« Ich würde mich auch ärgern. Aber das sage ich jetzt nicht. Über Kopka hat sie gerade ein Lied geschrieben »Der Rost«. »Seit zehn Jahren rostet meine Liebe...« Es handelt vom Frühvergreisen. Ziemlich drastisch, wohl auch ungerecht. >>

Barbara Thalheim ist jetzt einundfünfzig und gibt wieder Konzerte, nachdem sie 1995 mit dem Singen demonstrativ – für immer! – aufgehört hatte. Es folgte in drei Jahren eine Metamorphose des Ich, in der sich Zukunftshoffnung und Angst wieder neu mischten. Als die Nähe zu Kopka aufgehört hatte, hörten auch die Texte auf. Eine Lebenswunde. Schuld? Kopka hat ihre schönsten, ihre innigsten Texte geschrieben (»Als ich vierzehn war«, »Kein Tag ist sicher vor der Nacht», »Und keiner sagt: »Ich liebe dich«). »Wenn er für mich ein ›Ich‹ schrieb, dann habe ich das als mein ›Ich‹ gesungen.« Der Bruch kam mit der Wende. F.J. Kopka wurde als Journalist sehr erfolgreich. Erst bei der »Wochenpost«, heute bei der »Woche«. Er war im Grunde einverstanden mit der Entwicklung. Und sie, Barbara Thalheim? »Ich fiel in ein großes Loch, fühlte mich immer fremder in diesem Land.« Mit der Liebe endete die Kunst.

Auch die Band zerbrach. Die unmittelbare Nachwende war für fast alle DDR-Künstler eine schlimme Erfahrung. Sie spielten in Kulturhäusern vor einer Handvoll Leute. Aber nicht im großen Saal, den bekam irgendeine Verkaufsaustellung, sondern im Foyer. Sie stand und sang: »Warum zieht mich alles so an, was man für Geld nicht kaufen kann.« Und die frischerworbenen Orientteppiche wurden an ihr vorbeigetragen. Nichts gegen Orientteppiche, aber diese vulgäre Feier des Kaufens! Inzwischen hat sich das ja wieder geändert, glücklicherweise. Damals, 1993, riss sie nach Paris aus. So muss man das wohl nennen. Paris war ein mythischer Ort für sie. Eher Traum als Realität. Nach Paris wäre ich gern mit achtzehn gefahren, sagt sie. In Paris war sie auf andere Art fremd als im neuen Deutschland. Die Orientierungslosigkeit in dieser Stadt hatte etwas Befreiendes, Anregendes. Nicht das Kalte und Drückende, auf andere Art Eingemauerte wie in Deutschland. Aus Paris zurück, bekam sie eine CD von Jean Pacalet aus Paris. Stücke für Solo-Akkordeon. Kein Instrument habe sie so verabscheut wie das Akkordeon. Aber als sie das hörte, diese verwehten ozeanischen Orgelstücke, fuhr sie wieder nach Paris. Ob er sich vorstellen könne, mit ihr zu arbeiten? Jean Pacalet schaute sie an und sagte, eigentlich sei ihm nichts so zuwider wie Chansonetten. Wahrscheinlich braucht Barbara Thalheim den offensiven Widerpart, der sich nichts gefallen lässt. Es entstand die CD »Fremdgehn«.

Und dann 1995 die letzte CD »Abgesang« und der Rückzug ins Geschäftsleben. Sie organisierte mit ihrem Kulturbüro Konzerte. Auch hier von einem missionarischen Impuls getrieben. »Ich wollte gegen den Generalirrtum ankämpfen, dass Unterhaltung Ablenkung ist.« Sie sei eine große Comedy-Hasserin, sagt sie auch. Welch eine degenerierte Form der Unterhaltung! Barbara Thalheim polarisiert. Sie will es auch nicht anders. »Entweder man mag oder hasst mich. Dazwischen ist nichts.« Das kommt aus ihrem Selbstverständnis als Liedermacherin. Brecht-Weill, in der Tradition sehe sie sich, damit könne man im Westen nichts anfangen. Sie habe mal eine Frankreich-Tournee durch die Goethe-Institute gemacht, das sei ein reiner Horror-Trip gewesen. Nicht wegen der Franzosen, die oft sehr gute Kenner der deutschen Kultur sind. Wegen der Goethe-Instituts-Chefs. Soviel kultiviertes Desinteresse sei ihr noch nie begegnet. Als käme sie von einem anderen Stern. Mit der ungeliebten Künstlerin feilschte man um jede Mark Gage, aber hinterher wurde ins teuerste Restaurant am Platz geladen. In Kompaniestärke fraß und soff man sich durch. So etwas empört Barbara Thalheim, selbst jetzt noch, wenn sie darüber spricht. Ihre größte Stärke ist zugleich ihre größte Schwäche: Mangelnde Gelassenheit. Keine Ironie. Dafür aber vehemente Unmittelbarkeit. Ihre starke Bühnenpräsenz wurzelt hierin.

Das Zeitloch zwischen 1995 und 1998 füllten dunkle Depressionen. Es kamen Stasivorwürfe und von einem zum anderen Tag der Krebs. Überlebens-Prognose ein Jahr. Und da war niemand mehr, der sie auffing in dieser Zeit der Todesangst. Das Schreiben überfiel sie als Zwang, sich auszudrücken. Sie schrieb in vier Wochen zwei dutzend Texte, und Freunde wie Konstantin Wecker sagten, damit müsse sie wieder auf die Bühne.

Die so entstandene CD heißt »Neue Lieder. In eigener Sache«. Der wichtigste Text, sagt sie, sei der über ihren Vater, den Funktionär, der sie in der DDR vor dem Staat beschützte. Der vier Jahre im Konzentrationslager war und zehn in der Emigration. »Mein Vater ist gestorben. / In einem Gitterbett / In seinem Wohnzimmer während die Glotze lief / und der Regulator einmal schlug / ohne Schläuche in der Nase, ohne Tropf im Arm, / gescheitelt und rasiert, in Windelhosen / Mein Vater stöhnte / in seinem Gitterbett / den ganzen Tag, die ganze Nacht, / eine ganze Woche lang / so, dass die Nachbarn sich beschwerten... / Er hinterließ nur mich«.

Das ist ein erschreckend direkter Text. Über das hässlich Profane des Sterbens, den Schmerz und die Endgültigkeit. Von ähnlicher Stärke ist »Um auszutricksen unseren Tod«. Wie? Indem man mit ihm spielt, ihn provoziert, stirbt für eine Nacht – um wiedergeboren zu werden, »nicht erst im Himmel, hier auf Erden.« Heiter-trotzig und todtraurig zugleich.

Einige Tage zuvor hatte ich Barbara Thalheim in einem Neuköllner Hospiz für Schwerkranke und Sterbende gesehen. Sie ließ die Lieder über den Tod nicht aus. Jeder spürte, sie nahm diese Zuhörer ernst – sie sah sich in ihnen. Hinterher ließen sich einige in ihren Rollstühlen heranschieben, um ihr zu sagen, dass es sie glücklich gemacht hätte.

Das weiß sie nun, sagt sie, dass man nicht nur singt, was man erfahren hat – sondern auch umgekehrt. Man müsse zwangsläufig irgendwann einmal das leben, was man gesungen habe. Eine Gnade oder ein Fluch? Die Piaf und die Callas sind ihr in diesem existentiellen, dem körper- und seelenaufzehrenden Unbedingtheitsanspruch nah. Und Jean Pacalet, mit seinen eiskalten Akkordeonekstasen, wirft sich, der Balance wegen, als Gegengewicht in die Waagschale. Und was wird aus der lang angekündigten Autobiographie »Mugge« (»Musikalisches Gelegenheitsgeschäft«)? Gerade hatte ich im Verlag Edition Ost nach dem oft verschobenen Erscheinungsdatum gefragt und von einem verärgerten Lektor zu hören bekommen, das wisse er auch nicht, das wisse Barbara Thalheim allein.

Also wann erscheint »Mugge«? Erstmals wirkt Barbara Thalheim etwas verlegen und unschlüssig. »Es ist fertig und diese Woche müsste die Diskette zum Verlag, wenn es im Herbst erscheinen soll. Gestern wollte ich es noch, heute bin ich schon wieder sehr unsicher, ob ich es tun soll.« Warum? »Ich weiß wirklich nicht, ob ich die vielen hässlichen Reaktionen, die kommen werden, ertragen kann. Ich weiß es einfach nicht.«



Wie sie wurde was sie ist

Zuerst war da die Gitarre, dann kam die Rockmusik, dazwischen eine Zwangspause. Heute ist Claudia Bridge Liedermacherin.

Ein Porträt *von Petra Welzel*

Unordentlich? Verwahrlost? Nee! Bei Claudia Bridge zuhause ist alles picobello. Die halbhohen naturweißen Vorhänge vor den Fenstern ihres Zimmers und an den Seiten des Hochbettes sind so naturweiß, wie naturweiß sie nur sein können. Nirgendwo Unterwäsche oder Strümpfe in die Ecken gepfeffert, auf dem dicken Teppichboden ist kein Fussel zu sehen, und die Schuhe müssen sich Besucher auch ausziehen. Genauso die junge Frau, die in der Einzimmerwohnung lebt: Die schwarze Hose und die rote langärmlige Bluse sitzen wie angegossen an dem schlanken, muskulösen Körper, das halblange, hennagefärbte dunkle Haar ist sorgfältig mit einem weinroten Seidengummiband zusammengebunden, die Brille sitzt gerade auf der Nase, in beiden Ohren steckt der gleiche silberne Ring und das leicht gebräunte Dekolleté schmückt ein gläserner kleiner Anhänger.

Es regnet,
meine Träume werden naß,
und dein Bild ist kalt geworden.

Es regnet,
mein Rücken beugt sich
unter schwerer Last,
die meine Haut ersticht,
du liebst mich nicht.

Es regnet.

Claudia Bridge macht eigentlich Musik seit sie denken kann. Mit 14 Jahren hat sie ihre ersten Lieder komponiert, fünf Jahre lang hat sie dann auch klassischen Gitarrenunterricht genommen. Obwohl: »Ich wollte nie Gitarre lernen, sondern immer Klavier.« Aber die Eltern hätten die musikalischen Neigungen nicht wirklich ernst genommen und »nur minimal« gefördert. »Das passte nicht in ihr Weltgefüge«, sagt die Tochter. Ein Popstar wollte sie werden und mit 22 Jahren auf Biegen und Brechen von Aachen nach Berlin, »um Frauenstudien zu betreiben und E-Gitarre zu spielen«. Die hängt noch heute unter ihrem Hochbett über der Kiefernkommode. Neben der Konzertgitarre.

Man vermag sich hinter der freundlichen jungen Frau, die da mit übereinandergeschlagenen Beinen auf dem Sofa sitzt und Yogitee mit Milch und Honig aus einer chinesischen Reisschale trinkt, nur schwer die leidenschaftliche Musikerin vorstellen. Auch nicht, dass sie Nirwana und Metallica mag. »Ich wollte immer mal in einer Punkband spielen«, sagt sie dann auch noch. In Berlin landet sie aber zunächst im Workshop »Lärm und Lust«, gründet die erste Band, dann eine zweite, die »Cheerleaders«, ein Frauentrio, mit dem es dann auch beinahe zu einer ersten Platte reicht. »Ich war immer ein bisschen die Strategin im Hintergrund, ich wusste, was ich wollte. Die anderen aber nicht, und daran ist es dann gescheitert.« Aber: »Wir waren eine ziemlich heftige Rockband.« Aus den großen Boxen fetzen leise die Cheerleaders, von einem alten Demoband. >>

Ich habe dich jeden Tag geküßt,
jeden Tag vermißt,
ich habe dich jeden Tag berührt,
soviel ausprobiert,
du wolltest meine Haut,
die Welt nicht sehen wie ich,
du hattest Angst vor mir,
laß mich los,
damit ich zu dir kommen kann,
halt mich fest,
20 Minuten lang.
20 Minuten lang, um wegzugehen,
20 Minuten, dich zu sehen,
20 Minuten, mich dir zu zeigen,
20 Minuten, nicht mehr zu leiden,
wäre mein Leben
20 Minuten lang,
20 Minuten würde ich dir alles geben,
genau 20 Minuten lang,
aber mein Leben ist leider länger,
länger als 20 Minuten lang

Manche verzweifeln daran, wenn sie über Jahre an ihrer Popkarriere arbeiten und fünf vor zwölf immer wieder alles zusammenbricht, lassen sich hängen, verwahrlosen. Claudia Bridge brach zusammen, als sie vor sieben Jahren ihr Soziologiestudium beendete, die »Cheerleaders« sich trennten, und ihre Freundin sie verließ. Die Ereignisse mündeten für sie nicht nur in einem insgesamt dreimonatigen Aufenthalt in der geschlossenen Psychiatrie, weil sie offensichtlich nicht mehr kommunizieren konnte und ihre Wohnung verlodderte: »Na gut, ich war ein bisschen unordentlich, aber auch in einer völligen musikalischen Kehrtwendung«.

Wenn Claudia Bridge heute daran denkt, sind das die einzigen Momente, in denen sie lacht, sich die feinen Kummerfalten um Nase und Mund zu großen Lachfalten ausprägen. Wenn sie sich daran erinnert, dass sie bei ihrer Zwangseinweisung durch ihre ehemalige Freundin von drei Pflegern überwältigt und »mit Valium niedergespritzt« wurde. Dass sie den Psychologen erklärte: »Ich bin durch den Spiegel gezogen worden, ich werde hellsichtig«, und die sie nicht verstanden und ihr eine Psychose diagnostizierten. »Zwei Wochen nach meinem Studium bin ich für verrückt erklärt worden, das muss man sich mal vorstellen!« Sie lacht darüber. Wohl auch aus Verzweifelung, wenn sie anschließend ihre Finger nachdenklich an die Stirn legt.

Die meisten Menschen würden Claudia Bridge auch heute vermutlich noch für bekloppt halten, wenn sie ihnen erzählen würde, dass sie sechs Jahre von dem toten Vater einer Musikerkollegin, einem Kirchenmusiker besessen war. Dass sie seither eine innere Anleitung habe, die ihr sagt, wie und was sie singen soll. Wenn sie sagt: »Das Ich in meinen Texten ist ein lyrisches Ich. Ich fühle mich nur als Medium, das diese Texte und Lieder zu einem bestimmten Zeitpunkt veröffentlicht.« Oder behauptet, sie hätte hellseherische Fähigkeiten: »Das fing mit 19 an, da dachte ich in jedem großen Raum Weihrauch zu riechen.« Da fragt man sich schon, ob die Schaltzentrale im Kopf beim Gegenüber richtig tickt, oder man selbst einfach nur absolut phantasielos und uninspiriert ist. Immer will man alles erklären können. Wenn im Sommer die ganze Stadt wochenlang nach Fäkalien stinkt, weiß man wenigstens, dass es an der maroden Kanalisation liegt.

Andererseits hat man ja zuerst Claudia Bridges neue, im Eigenlabel herausgebrachte CD gehört und gedacht: Man, die ist ja richtig schön. Lauter Liebeslieder. Zugegeben, traurige, aber gesungen mit einer wenn auch melancholischen, dennoch kräftigen und klaren Stimme, die Hoffnung macht. Vor allem deutsche Texte, die nicht vor Schmalz triefen, sondern Tiefgang haben, sich auch nach mehrfachem Hinhören noch nicht abgehört haben. Da interessierte es schon, wie eine Mittdreißigerin heute auf die Idee kommt, solche Lieder für die Konzertgitarre zu schreiben, in einer Zeit, wo bestenfalls Deutschrock, Britpop, Techno, House, Drum'n'Bass, Weltmusik, kubanischer Son im Ry-Cooder-Format und unter den Musikerinnen eher musikalische Dilettantinnen wie die »Lemonbabies« oder die »Lassy Singers« Erfolg und Anhänger beschieden sind?

»Das ist eine wirklich interessante Frage«, sagt Claudia Bridge, aber was soll sie darauf schon antworten: Sie kann ja nicht anders und muss diese Songs schreiben. 140 hat sie in den vergangenen Jahren geschrieben, 14 sind jetzt auf ihrer Eigenproduktion »Als ich durch den Spiegel ging« erschienen. Das ist doch viel verrückter. Was das kostet! Aber die zähe Person, die sich an den Kissen auf ihrem Sofa den Rücken stärkt, ist genauso pragmatisch wie sie für viele durchgeknallt sein mag.

Drei Wochen nach ihrer selbstgewollten Entlassung aus der Psyichatrie mit der Drohung, ohne Psychopharmaka werde sie niemals leben können, bekam sie eine Stelle als Arbeitsvermittlerin und -beraterin, nebenbei gibt sie heute Unterricht in einer Musikschule und Bewerbungstraining. Tabletten hat Claudia Bridge nie wieder genommen. Die acht Kilo Gewicht, die die Medikation aufgeschwemmt hatten, sind längst wieder runter von den Rippen. Bescheiden lebt sie in ihrer kleinen Einraumwohnung und investiert finanziellen Überschuss in die eigene Vermarktung. Manchmal tritt sie für Geld auf, vor allem in Kirchen, manchmal schnappt sie sich einfach die Gitarre von der Wand und zieht durch die Cafés der Stadt.

Wieder geht ein Tag zu Ende,
die Sonne neigt sich tief hinab,
berührt das Wasser und läßt flüssig
ihre rote Farbe ab,

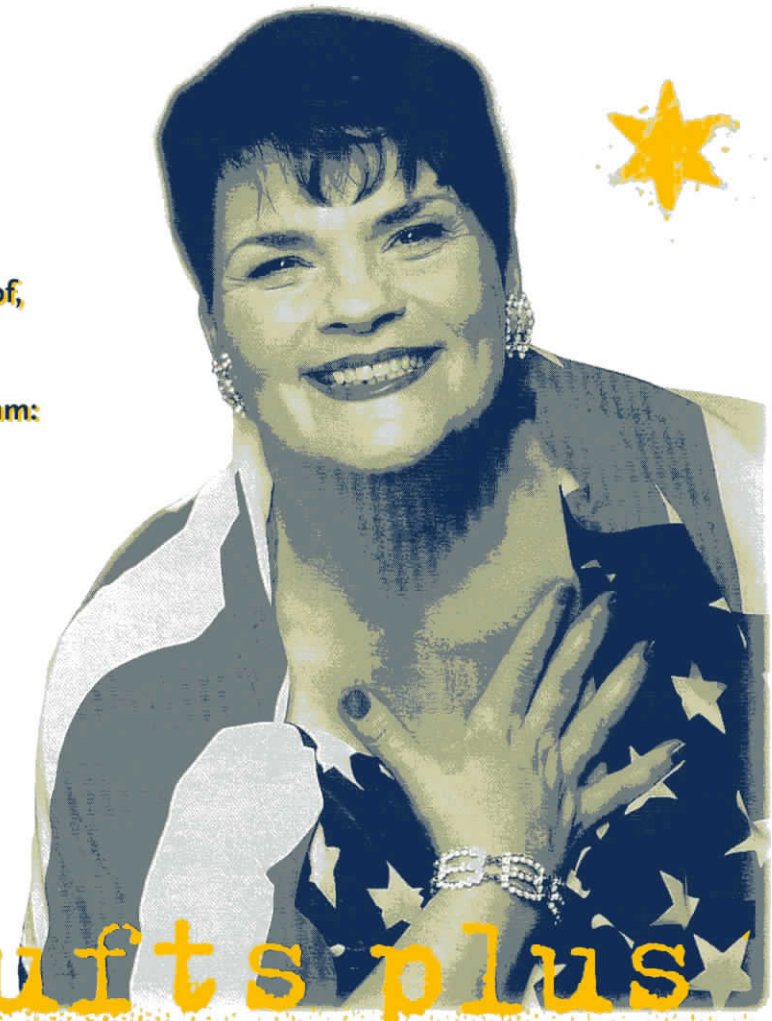
das Wasser brennt, und meine Hände
tauchen ein, im Sonnenschein,
noch ist er leuchtend, doch schon schütter,
bald wird er umnachtet sein,

was ist von diesem Tag geblieben,
so schnell erlag er seiner Zeit,
doch als Kalenderblatt beschrieben,
trotzt er der Vergänglichkeit,

zurückgeblättert, nachgeschaut,
reih' ich ihn in die Jahre ein,
und wär' er mir nicht so erschienen,
er könnte gar nicht meiner sein.

Claudia Bridge ist froh, dass sie von ihrer Musik nicht leben muss, doch andererseits lebt die Liedermacherin nur durch sie. Im Booklet ihrer CD schreibt sie: »Biografisches: Wie ich wurde, was ich bin. 1992 wollte ich mich als Musikerin professionalisieren, meine Band löste sich jedoch aufgrund interner Differenzen auf. Ich mußte eine künstlerische Zwangsause einlegen. In dieser Zeit beschritt ich anlagebedingt einen bewußtseinserweiternden Weg.« Dass ihr erstes Soloprogramm schließlich »Ich bin anders als die anderen« hieß, und sie ihr Label »heavensdoor records« (Himmelstür) nennt, ist da irgendwie nur konsequent. Und anlagebedingt.

Alle hervorgehobenen Texte sind von Claudia Bridge. Ihre CD ist zu beziehen über:
***heavensdoor records,** Postfach 36 02 10, 10972 Berlin, oder: Fon/Fax: 040 / 389 85 47*
Konzerttermine über:
www.heavensdoor-records.puerspace.de



Gayle Tufts plus

Ein Moderator nannte sie einmal die Sängerin, deren Name wie ein Haarspray klingt, dabei ist die begnadete amerikanische Alleinunterhalterin eine Hanna Dampf, vor allem in Berliner Gassen. Im Oktober hat sie Premiere mit ihrem neuen Programm: »Miss Amerika« *von Waltraud Schwab*

Geniale Beobachterin, Plaudertasche, Entertainerin mit Herz, Berlinerin aus Überzeugung – schnell hingeworfene Worte mit denen Gayle Tufts nur annähernd eingefangen wird. Die Amerikanerin ist in der ehemaligen Frontstadt und neuerdings Regierungssitzhauptstadt ein Star der leichten Muse. Eine internationale Cabaret-Comedy-Chansonsängerin. Kurz: ICCC. Kaum wurde der Reichstag von den Politikern in Besitz genommen, durfte sie bereits dort auf einer Privatfete singen. Dass sie nicht ganz gefällig ist, stört nicht. Schließlich handelt es sich ja nur um Kunst, was die Enddreißigerin macht. Um kleine Wahrheiten aus dem Mund einer Frau.

Tatsächlich sind Gayle Tufts heraussprudelnde oder gesungene Weisheiten dem Alltag abgeschaut nicht der Politik. Mit ihrem unverwechselbaren Zeigefingerhumor weist sie beispielsweise auf magersüchtige Teenies in zentimeterhohen Plateauschuhen hin, die um dünn zu bleiben, Alete-Möhrenbrei essen und gern 129,99 Mark für ein T-Shirt in der Grösse XS (extrasmall) zahlen. Dies allerdings ist bereits eine lange Geschichte, in der sexueller Missbrauch als Ursache für so viel Unsichtbarkeit in Betracht gezogen wird. Oft aber wirft sie ihre Beobachtungen nur stakkato in den Zuschauerraum. Spitzfindig zeigt sie auf Autofahrer, die Parkplätze suchen und auf Frauen, die nie die richtigen Männer finden. Die logische Verknüpfung beider Begebenheiten gibt erst den Kick. Sie holt Stars, die keine Sterne sind, vom Himmel und nippt an einem Glas Rum, das nicht unbedingt Ruhm verspricht. Wortwitz – an der deutschen Sprache geschärft – ist ihre Stärke.

Mit schicksalsergebener Beobachtungslust, die nur ein Mensch kennt, der kein Wort versteht, hat sie sich über die hiesige Sprache hergemacht. Alle Kasusfallen und dunklen Wortlöcher, in denen jede grammatikalische Logik verschwindet, hat sie durchschritten. Ihr Planziel, als gebrochen Deutsch sprechende »Ausländerin«, die Deutschen zum Lachen zu bringen, hat sie dennoch erreicht. Sie setzt auf die mondäne Karte ihres meist intellektuellen Publikums: Dem ist Englisch ein Muss! Um nicht unwillig zu erscheinen, mixt sie sich einen Cocktail aus beiden Sprachen zusammen. Heraus kommt Dinglisch. Das ist ihr ureigenster Berliner Dialekt, der ihre Ausdrucksmöglichkeiten und die Zahl der Fragen, die sie stellen kann, erheblich erweitert hat. »Wie kommt das heart in Harzer Käse, wie das sin in Sinnlichkeit? Wie sex in Sechskornbrötchen, wie 1 in Einsamkeit?«

Seit fast fünf Jahren arbeitet sie mit dem Pianisten Rainer Bielfeldt zusammen. Ihre Lieder kreisen um Leben, Liebe und Kunst. Allerdings meist eher in der Unmöglichkeitsform. In ihrem letzten Programm »Big Show« führte sie durch die Untiefen, die eine erlebt, die berühmt >>

werden will. Wie fühlt es sich an, wenn ein Moderator das Duo so vorstellt: »Kennen Sie einen Pianisten, dessen Name an eine deutsche Stadt erinnert und eine Sängerin, deren Name wie ein Haarspray klingt?« – »Gott sei dank, jemand von ganz, ganz hinten hat geschrien Elisabeth Schwarzkopf.«

Im Gegensatz zu vielen anderen Comedy-Stars bleibt Gayle Tufts bei sich. Selten wird bei ihr auf Kosten anderer gelacht. Denn Fehl und Tadel, Ungeschicklichkeit und Missverständnisse können jedem passieren. Sowieso einer wie ihr, die bereits mit vier Jahren – nachdem sie die Beatles gehört hatte – wusste, dass sie einmal »die alte Welt« sehen will. Dass damit Deutschland gemeint war, das wusste sie damals noch nicht. Für eine Künstlerin mit liebenswertem, schwarzem Humor ist das Land sicher nicht der schlechteste Nährboden. Meist nutzt sie die Spannung zwischen sich und den anderen, zwischen den Eigenheiten der Deutschen und der der Amerikaner, zwischen Mann und Frau, zwischen New York und Berlin. Immer sucht sie sich ein Gegenüber, übertreibt die Unterschiede und münzt das, was nicht klappt, nicht passt, nicht richtig ist, auf sich. Ihre neue Show, die Ende Oktober Premiere hat, heißt »Miss Amerika«. Die extrovertierte und eloquente Künstlerin nimmt in Kauf, dass sie mit ihrer Selbstdarstellung auf der Bühne eigentlich eine andere Person kreiert. Sie nennt sie »Gayle plus«. Die wirkliche Gayle Tufts ist ernster und spricht besser deutsch.

In New York hatte sie einen künstlerischen Höhepunkt als Performerin, bevor sie nach Europa kam. Sie hatte »Welttheater« studiert, sich an Mnouchkine, Grotowski, Godard und Fassbinder orientiert und mit Philip Glass gearbeitet. Comedy und Cabaret waren nicht ihr Metier. Nicht zuletzt aber ist sie eine jener Überlebenden, die das Aids-Sterben in New York kennengelernt hat. »Es gab Zeiten, da bin ich jede Woche auf eine Beerdigung. Wie Krieg an der Heimatfront.« Als sie gemerkt hat, wie schnell alles anders sein kann, hat sie sich dem Alltag zugewandt.

1985 kam sie nach Berlin und ist hängen geblieben. Da sie die Sprache nicht kannte, wurde sie zur Beobachterin. »Wie gehen die beiden Männer aufeinander zu? Was bedeuten die Gesten, die sie austauschen? Wie sind sie gekleidet? Was machen sie mit der Plastiktüte, die sie in der Hand halten?« In dieser Zeit hat sie ihren Blick geschärft: Sie kann Fragen stellen, die Einheimische gar nicht kennen: »Warum wissen alle deutschen Mütter wie man Marmelade macht? Warum lassen alle Kinder, die von ihren Müttern
Marmelade bekommen, diese im Kühlschrank verschimmeln?« Dass Einsamkeit der Preis ist, den die Beobachterin lange bezahlt hat, wird nicht verschwiegen. Heute aber ist Berlin ihre Heimat. Hier will sie sein. Aber manchmal hat sie in ihrer Heimat »Heimweh nach meiner Heimat«. Dennoch, jedesmal, wenn sie am Zoo oder in Tegel ankommt, ist sie glücklich, sagt sie. »Die Stadt hat so viele Möglichkeiten. Sie konfrontiert permanent mit Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Die Kräne graben alles auf.«

Gayle Tufts & Rainer Bielfeldt:
»Miss Amerika«
26.10 – 21.11.'99
in der Bar jeder Vernunft.
Karten: (030) 88 56 92 21/22

Rezension:

50 Jahre Bundesrepublik: Eine Erfolgsgeschichte von Demokraten?

von Annerose Gündel

Die Bundesrepublik feiert sich, und die Historiker feiern mit. Eine schier unübersehbare Flut zeithistorischer Publikationen überschwemmt gegenwärtig den Buchmarkt und bestimmt die Verlagsprogramme jeglicher Provenienz.

Der Potsdamer Universitätsprofessor Manfred Görtemaker legt mit seiner ambitionierten Untersuchung der westdeutschen Nachkriegsgeschichte als erster Gesamtdarstellung ein lange erwünschtes sogenanntes Standardwerk vor, das unter dem Primat der Politik in seiner sprudelnden Detailfülle fast alle Facetten westdeutscher Nachkriegsgeschichte auszuleuchten versucht. Die Betonung liegt auf westdeutsch, da sich der Autor nach eigenem Bekunden aufgrund seines Zugangs über Sekundärliteratur überfordert fühlte, in seine Betrachtung den ostdeutschen Staat einzubeziehen. Denn dabei handle es sich um ein »gesondertes Thema, das eigene methodische Zugänge und einen tiefen Blick in die Quellen des SED-Staates« erfordere. Die Geschichte der DDR und ihrer folgenschweren Auswirkungen nicht nur auf immerhin 10 der betrachteten 50 Jahre deutscher Nachkriegsgeschichte reduziert sich damit fast auf den Zusammenbruch als quasi Nebenprodukt der Entspannungspolitik, eingeleitet mit der Brandt-Ära.

Bereits ein Blick auf das Literaturverzeichnis und 10 Seiten engbedruckter Auswahlliteratur lassen höchstens erahnen, welch gigantischer Arbeit sich Görtemaker unterworfen hat. Die Darstellung beginnt mit dem Selbstmord Hitlers und seiner Kumpane und führt mit einem kurzem Resümee von Zusammenbruch und Beitritt der DDR bis an die Gegenwart heran. Sie beschränkt sich nicht auf die Innen- und Außenpolitik, sondern erläutert eingehend auch die Veränderungen der politischen

Alles andere als ein deutscher Siegeszug





Kultur, die Mentalitäts-, genauso wie die Wirtschafts-, Sozial- und Kulturgeschichte. Ein so umfangreiches Werk, wie das von Görtemaker, liefert naturgemäß volle Breitseiten der Auseinandersetzung. Drei entscheidende Fragen seien aus der Fülle herausgegriffen.

Zunächst irritiert nur seine Auffassung, dass personelle Kontinuitäten zum NS-Staat notwendig waren. 1945 sei deshalb kein Neubeginn, keine »Stunde Null« gewesen, da man (wer ist man?) nicht umhin gekommen sei, »personell und politisch an frühere Zeiten und Erfahrungen anzuknüpfen«. Quasi im rhetorischen Fragespiel »Neubeginn oder Restauration« wird das Wort »Restauration« eliminiert. Grandios, Herr Görtemaker. In Konsequenz und davon dann auch kein – oder nur höchstens andeutungsweise ein – Wortverlustieren über die Verstrickung westdeutscher Politiker in NS-Verbrechen, wie eines Hans Filbinger, dessen Rücktritt als Ministerpräsident von Rheinland-Pfalz unerwähnt bleibt. Hans Georg Kiesinger war die »Verstrickung im Dritten Reich allerdings nicht zum Verhängnis geworden, sondern er hatte als Mitglied des Bundestages seit 1949 erneut Karriere gemacht.« Görtemaker befindet sich voll im mainstream des im Zeitgeist wabernden Bundeskanzlers Gerhard Schröder, der jüngsten deutschen Vergangenheit nun endlich achselzuckend in die Fratze zu blicken und Normalität walten zu lassen.

Konsequent ist dann auch die Wertung von Konrad Adenauer, der als Bundeskanzler darauf gedrängt hatte, »mit der Naziriecherei« Schluss zu machen. Dessen überragende Stellung in der westdeutschen Nachkriegsgeschichte verdeutlicht bereits die Kapitelüberschrift »Am Anfang war Adenauer«. Weder Willy Brandt, für den die Ostpolitik steht, noch Helmut Kohl reichen in den Augen von Görtemaker an diese Überpersönlichkeit heran. Das wird weder dem Charisma von Willy Brandt, noch dem politischen Geschick eines Helmut Kohl gerecht, die jeder für sich eine Epoche deutscher Nachkriegsgeschichte und die Erfahrungen mindestens einer Generation prägten. Nicht nachvollziehbar ist Görtemakers Wertung hinsichtlich einer »Umgründung der Republik« (welcher Umgründung?) im Gefolge von 1968. Sicher, der Regierungswechsel hin zu einer Koaltion von SPD und FDP bildet einen politischen Einschnitt, schließlich waren erstmals die Unionsparteien nicht mehr an der Regierung beteiligt. But, so what (in einer Demokratie)? Eher scheint es, dass die von den politischen Entscheidungsprozessen isoliert dargestellten neuen sozialen Bewegungen entscheidende politische Akzente setzten, auf die die Politik unter Druck überfällig reagierte, etwa die neue Frauenbewegung.

Im Gegensatz zur Würdigung Adenauers geradezu unterbewertet scheint die, ihm letztendlich gegen politische Widerstände recht gebende »Weitsicht« Willy Brandts, in der Frage der »neuen Ostpolitik« für eine Aussöhnung mit Osteuropa einzutreten und dessen Wirken für eine neue Deutschlandpolitik aus persönlicher Lebenserfahrung resultierend. Unterbelichtet bleibt das politische Credo von Willy Brandt im Wirken für die Grundwerte Freiheit, Frieden und Solidarität »Demokratie wagen«, nämlich dass eine lebendige Demokratie Sache eines jeden einzelnen ist und gleichfalls Brandts Begabung, Menschen zu motivieren, damit sie nicht der Politik fernbleiben.

Ist »der Görtemaker« nun also das Standardwerk deutscher Nachkriegsgeschichte für die Hausbibliothek? Offensichtlich nicht, auch ist dazu der Gebrauchswert als unterhaltsame Lektüre, untermalt durch das Fehlen jeglicher Abbildungen, zu gering. Wer sich allerdings mit der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland von (1945)1949 bis 1990 eingehend beschäftigen will oder muss und politische Entscheidungsprozesse durch das Sieb von Manfred Görtemaker faktenreich studieren möchte, der sei angesichts eines fehlenden Sachwortverzeichnisses die Qual des Studierens nahegelegt, denn etwas Umfangreicheres findet sich nicht.

Neben Görtemakers akribischer Darstellung der Bundesrepublik brilliert nahezu ein Essay von Gerhard Ritter, den er »den Demonstranten in Leipzig und anderen Städten der DDR, die eine Diktatur zum Einsturz brachten«, widmete. In wohltuender Sprache zeichnet er anschaulich die grundlegenden Wandlungsprozesse in beiden deutschen Staaten in Staat, Wirtschaft und Gesellschaft nach. Ein Leitthema seiner Darstellung ist die beide Staaten sowohl trennende wie gleichsam auch verbindende Systemkonkurrenz. Im Wissen darum ortet er das Ausmaß der Amerikanisierung der BRD einerseits und der Sowjetisierung der DDR andererseits. Indem er so die unterschiedlichen Orientierungsmuster beider Gesellschaften herausarbeitet, kann er aus der deutschen Nachkriegsgeschichte heraus verstehen machen, weshalb die vielgerühmte Schaffung der inneren Einheit nach Aufhebung des staatlich konstituierten Ost-West-Konflikts schwierig ist. Bei Ritter ist deshalb 50 Jahre Bundesrepublik auch 40 Jahre DDR und 10 Jahre gemeinsamer Weg, keinesfalls reduziert auf einen unaufhaltsamen Siegeszug westdeutscher (nicht westlicher) Institutionen und Werte.

Manfred Görtemaker:
»Geschichte der Bundesrepublik Deutschland. Von der Gründung bis zur Gegenwart«
C.H.Beck, München 1999, 915 S., 78 DM

Gerhard A. Ritter: »Über Deutschland. Die Bundesrepublik in der deutschen Geschichte«
C.H.Beck, München 1998, 303 S., 39,80 DM.

Lesetips aus der Buchhandlung Ana Koluth



Für die Welt der Väter interessiert sich die vierteljährlich erscheinende Zeitschrift PaPS. Hier dreht sich alles um den Mann als Papa, der nicht nur genügend Liebe und Zeit fürs Kind aufbringt, sondern auch den Austausch mit anderen Vätern sucht. Mit Männern, die es ablehnen, in die Rolle des patriarchalen Mannes zu schlüpfen. Ein ansprechendes, vierfarbiges Magazin mit den Rubriken Alltag, Gesellschaft, Kinder, Lebensart und Ego auf insgesamt 30 Seiten.

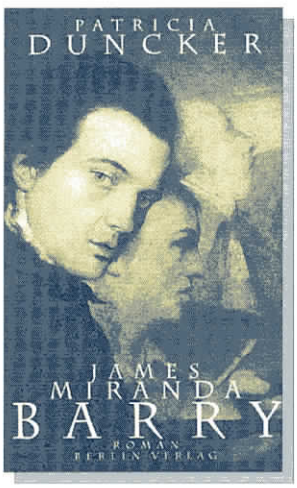
Bezug: VHT Verlagshaus Thüringen, Wilhelm-Wolff-Straße 4, 99099 Erfurt, Fon: (0361) 44 08 203, Fax: (0361) 44 08 306, erscheint viermal im Jahr, pro Heft DM 7, im Abo DM 25



Ljudmila Ulitzkaja: »Olgas Haus« Erzählungen Verlag Volk & Welt, Berlin, 36,00 DM

Rasante Liebesabenteuer einer alten Dame, tragikomische Situationen beim fast mystischen Erscheinen eines schwarzen Katers im Hause einer reichen Witwe, plötzliches Aufflackern von Leidenschaft in einem stillen, von anderen kaum wahrgenommenen Leben. Ljudmila Ulitzkaja erzählt von Frauen, die zu Außenseiterinnen mit der großen Sehnsucht nach dem kleinen Glück wurden. Skurille, zickig-mondäne, sanftmütige, tapfere, liebeshungrige Frauen, die mit leiser Ironie und Spott, nie ohne Warmherzigkeit und Nähe gezeichnet sind.

Weitere, unbedingt empfehlenswerte Erzählungen und Romane von Ljudmila Ulitzkaja: »Sonetschka«, »Medea und ihre Kinder« und »Ein verhängnisvolles Begräbnis«



Patricia Dunker: »James Miranda Barry« Berlin Verlag, 48,00 DM

Nach ihrem aufregendem Romandebüt »Die Germanistin« erzählt Patricia Dunker die Lebensgeschichte einer authentischen Gestalt: James Miranda Barry, geboren als Mädchen, erhält das Kind von drei Männer der englischen Oberschicht in einer trunkenen Nacht Anfang des 19. Jahrhundertd eine wasserdichte männliche Identität. Ein Pakt mit dem Ziel, die Talente des ungewöhnlichen Mädchens nicht zu vergeuden. Befreit von den gesellschaftlich auferlegten Grenzen des Frau-Sein, ausgestattet mit Geld, Rang und Namen erlebt Barry eine abenteuerliche Männerwelt – militärische Schlachten, Epidemien, Sklavenaufstände in der Karibik, homoerotische Duelle, Revolutionen der Gesellschaft. Begehrt von Männer und Frauen wird Barry zu der Person zurückfinden, die sie hinter der Maske, unter der Verkleidung sehen konnte.



Sobonfu E. Somé: »Die Gabe des Glücks – Westafrikanische Rituale für ein anderes Miteinander« Orlanda Verlag, 24,80 DM

»Die Gemeinschaft ist die Seele meines Volkes...ohne Gemeinschaft hast du niemanden, der dir bestätigt, wer du bist und dich darin unterstützt, deine Gaben hervorzubringen... wenn wir unsere Gaben nicht abgeben können, sind wir innerlich blokkiert, was uns auf vielerlei Arten spirituell, geistig und körperlich beeinflusst.« Sobonfu Somé lässt teilhaben an der Weisheit vieler Generationen der Dagara in Westafrika. Ihre Gedanken sind nicht konzeptionell aufeinander aufgebaut, sie erzählt in einer Art poetischem Gespräch von Möglichkeiten, Ritualen, die einem neuen Miteinander in Gemeinschaften und Paarbeziehungen dienen könnten. »Intimität ist ein Gesang, der zwei Menschen einlädt, ihre Spiritualität miteinander zu teilen.« Diese Beziehung jedoch gehört zu einer Gemeinschaft, braucht diese. Spirituelle Energie anderer Menschen ins eigene Leben holen, um mit den Augen vieler zu sehen, Begrenzungen zu überwinden, die eigene Realität zu überwinden, dazu fordert Sobonfu Somé auf.

„Was heißt Stachelschwein auf Englisch?“



von Karin Nungeßer

Wenn Ihre dreijährige Tochter sie mit solchen und ähnlichen Fragen auf Trab hält, könnte es sein, dass sie hochbegabt ist. Doch wie geht man damit um?

Camilla hat ihre eigenen Vorstellungen: Wenn sie eine Mama malt, dann richtig – also inklusive Herz, Speiseröhre, Magen und Blase. Und wenn ihr ein Puzzle zu langweilig wird, weil sie es schon zweimal gemacht hat, dreht sie es kurzerhand um und puzzelt es mit der Bildseite nach unten zusammen. Am allerliebsten aber beschäftigt sich die Dreijährige mit ihren Vorschulbüchern, geht den richtigen Weg durchs aufgezeichnete Labyrinth oder ordnet Farben und Wörter zu. »Alles sehr passend für eine Dreijährige,« seufzt ihre Mutter, »aber mittlerweile habe ich gelernt, dass man da so nicht rangehen kann.«

Marie-Louise lernt seit zwei Jahren Englisch. Was nicht weiter ungewöhnlich wäre, wenn sie in die fünfte Klasse ginge. Doch Marie-Louise ist fünf und kommt gerade erst in die Vorschule. »Als sie im Kindergarten erzählte, dass sie Englisch macht, haben uns die Erzieherinnen geraten, doch lieber ihre soziale Kompetenz zu trainieren,« ärgert sich ihr Vater, »dabei spielt Marie-Louise gerne mit anderen Kindern – nur eben lieber mit älteren als mit gleichaltrigen.«

Camilla und Marie-Louise fallen aus dem Rahmen dessen, was Franz J. Mönks, Leiter des niederländischen Zentrums für Begabungsforschung, »das Kalenderdogma« nennt. Sie haben früh sprechen gelernt und geistige Fähigkeiten, Bedürfnisse und Interessen entwickelt, die sie von gleichaltrigen Kindern unterscheiden. Für Außenstehende ist das nicht immer leicht nachzuvollziehen – leicht entsteht der Eindruck, hier würden unschuldige Kinder von ihren überehrgeizigen Eltern zu Höchstleistungen gepuscht. Dabei ist es in der Regel genau andersherum – es sind die Kinder, die ihren Eltern eine Menge abverlangen. »Camilla brauchte schon als Säugling nur zwölf Stunden Schlaf,« erinnert sich ihre Mutter, »außerdem wollte sie früh alle möglichen Dinge alleine machen und brüllte dann verzweifelt, wenn sie motorisch einfach noch nicht in der Lage dazu war.« »Sobald sie mit eineinhalb Jahren sprechen konnte, stellte sie uns tausend Fragen,« erinnert sich Marie-Louises Vater, »und immer wollte sie alles ganz genau wissen – wie Stachelschweine auf Englisch heißen, warum ein Flugzeug fliegen kann, obwohl es schwerer ist als Luft, oder weshalb sie jetzt essen soll, wo sie doch später genauso satt wird.«

»Intellektuell hochbegabte Kinder unterscheiden sich von durchschnittlich begabten durch einen deutlichen Entwicklungsvorsprung«, erklärt Tania M. Prado, Leiterin des Hamburger Instituts für angewandte Lern- und Begabungsforschung, »sie zeigen schon früh eine ungewöhnliche Wissbegierde, verfügen über ein hohes Lerntempo und bewältigen Denkvorgänge, zu denen gleichaltrige Kinder noch nicht in der Lage sind.« Nicht selten beginnen diese Kinder dann schon im Kindergartenalter, sich mit Zahlen und Buchstaben zu beschäftigen – für viele Eltern der erste deutliche Hinweis, dass ihr Kind tatsächlich »anders« ist.

Auch für Camillas Mutter war das ungewöhnliche Interesse ihrer Tochter für Buchstaben der Anlass, eine Beratungsstelle der »Deutschen Gesellschaft für das hochbegabte Kind«(DGhK) aufzusuchen. »Als sie mich mit zweieinhalb beim Vorlesen ständig unterbrach, auf einzelne Wörter und Buchstaben deutete und fragte: ›Was steht da?‹,

Ansprechpartner für Betroffene:

Die Deutsche Gesellschaft für das hochbegabte Kind (DGhK) ist ein gemeinnütziger Verein, in dem sich vor allem betroffene Eltern organisiert haben. Sie bietet Beratung, Informationsabende und spezielle Förderkurse für hochbegabte Kinder. Ein Intelligenztest ist keine Vorbedingung für die Kursteilnahme. Die Adressen der örtlichen Regionalverbände sind über die Bundesgeschäftsstelle zu erfragen:

Sonderhauser Straße 80
12249 Berlin
Tel.: 030 / 711 77 18

Diagnose und Beratung finden Betroffene außerdem im Institut für angewandte Lern- und Begabungsforschung:

Ballindamm 7
20095 Hamburg
Tel.: 040 / 30 38 07 37

Einen besonderen Schwerpunkt bei der Beratung hochbegabter Mädchen hat Frau Dr. Aiga Stapf, Psychologisches Institut der Universität Tübingen:

Friedrichstraße 21
72072 Tübingen
Tel.: 070 71 / 297 64 24

Spezielle Förderzweige für hochbegabte Kinder bieten die Jugenddorf-Christopherusschulen:

Georg-Westermann-Allee 76
38104 Braunschweig
Tel.: 05 31 / 707 80
(Internat ab 9. Klasse)

Cleethropeser Platz 12
53639 Königswinter
Tel.: 022 23 / 922 20

Groß Schwasser Weg 11
18057 Rostock
Tel.: 03 81 / 807 10

Zusätzlich wird im nächsten Sommer die Hochbegabtenschule St.Afra in Meißen ihren Lehrbetrieb aufnehmen.

fand ich das fürchterlich«, erzählte die Germanistkstudentin, »ich wollte, dass sie spielt wie andere Kinder auch.« Karin Kohtz, Vorsitzende des Berliner Regionalverbandes der DGhK, kennt solche Bedenken: »Letzten Endes ist das ein anthropologisches Problem, dass viele meinen, intellektuelle Tätigkeit und Anstrengung auf geistigem Gebiet seien unkindlich – dabei lernen Kinder nie angestrengter als wenn sie beispielsweise die Sprache erlernen.« Vom Versuch, ein Kind, das aus eigenem Antrieb lesen lernen möchte, zu bremsen, rät sie deshalb eindringlich ab: »Ein Kind in diesem Alter ist in seinem Selbstbewusstsein noch nicht so gefestigt. Wenn es dann ständig zu hören bekommt ›Das kannst du noch nicht! Dafür bist du noch zu klein!‹ fängt es an, an sich zu zweifeln und traut sich dann oft gar nichts mehr zu.«

Das erleben Mädchen offenbar häufiger als Jungen: »Angst vor Erfolg« so die Erfahrung von Tania M. Prado, »finden wir bei hochbegabten Mädchen häufiger als bei hochbegabten Jungen, und da ist die Erziehung eindeutig ein wichtiger Faktor. Denn gesellschaftliche Vorstellungen darüber, wie ein Junge und wie ein Mädchen sein soll, spielen für viele Eltern noch immer eine Rolle. So stellen wir immer wieder fest, dass es den Eltern offenbar leichter fällt, bei ihren Söhnen eine besondere Begabung zu erkennen und sie dann auch entsprechend zu fördern. Mädchen werden leider sehr, sehr häufig nicht so unterstützt, wie es wünschenswert wäre.« Eine Einschätzung, die auch die Tübinger Wissenschaftlerin Aiga Stapf teilt. Sie macht jedoch darüber hinaus einen zweiten Faktor geltend, wieso die Hochbegabung ihrer Töchter Eltern nicht im selben Maße auffällt: »Hochbegabung artikuliert sich bei Mädchen und Jungen nicht in derselben Weise,« fand sie in einem Vergleich hochbegabter Vor- und Grundschulkinder in der Beratungsstelle der Universität Tübingen heraus. Demnach widmen sich hochbegabte Mädchen selten ausschließlich einem Thema, ihre Interessen scheinen breiter angelegt und weniger spezifisch. Zugleich treten sie seltener nach außen: »Auch im verbal-kreativen Bereich zeigen hochbegabte Jungen häufiger, dass sie Geschichten oder Hörspiele schreiben und dabei die soziale Umwelt (Schule und Kindergarten) mit einbeziehen. Die Mädchen dagegen ziehen sich eher zurück und lesen«, beschreibt die Tübinger Psychologin die von ihr beobachteten Verhaltensunterschiede.

Auch Janas Mutter hätte wohl nicht begonnen, über eine zusätzliche Förderung ihrer Tochter nachzudenken, hätte Jana nicht schon in der ersten Klasse der Schulfrust gepackt. Denn obwohl sie immer gerne gelernt und sich in der Vorklasse selbst Lesen, Schreiben und Rechnen beigebracht hatte, verlor sie in der Schule schon nach wenigen Wochen die Lust. »Es war blöd, dass ich da immer nur Aufgaben bekam, die ich schon konnte,« erzählt die heute Achtjährige, »da hab ich mich oft gelangweilt.« Zwar erlaubte ihr die Klassenlehrerin schließlich, während der Schulstunden zu lesen, doch eine Lösung war das nicht. »Dinge, die sie vorher von sich aus gelernt hatte, konnte sie plötzlich nicht mehr,« erinnert sich ihre Mutter, »ich hatte den Eindruck, sie nimmt sich selbst immer mehr zurück.«

Was für Janas Eltern ein Alarmzeichen war, empfinden viele Lehrer als durchaus angenehm: Während hochbegabte Jungen auf die schulische Unterforderung eher mit Verhaltensauffälligkeiten reagieren und durch motorische Unruhe, Kaspereien und aggressives Verhalten die Aufmerksamkeit auf sich ziehen, passen sich besonders begabte Mädchen dem Unterrichtsniveau in der Regel bereitwillig an, erfüllen brav die an sie gestellten Anforderungen und verhalten sich rein äußerlich unauffällig. Auf die Idee, sie könnten unterfordert sein, kommen so die wenigsten Eltern – auch deshalb gelten nach wie vor Dreiviertel der Kontaktaufnahmen in speziellen Hochbegabungs-Beratungsstellen Jungen.

»Viele der Mädchen kompensieren ihre schulische Unterforderung durch außerschulische Aktivitäten und entwickeln sich völlig normal,« bestätigt Tania M. Prado, »andere ziehen sich jedoch innerlich zurück, bekommen psychosomatische Beschwerden wie Kopf- oder Bauchschmerzen. Manche entwickeln mit der Zeit sogar schwere Persönlichkeitsstörungen, werden magersüchtig oder depressiv, wenn ihre Hochbegabung nicht erkannt und entsprechend gefördert wird.« Denn um ihre geistigen Fähigkeiten – und damit ihre Persönlichkeit – entfalten zu können, brauchen auch hochbegabte Kinder Akzeptanz und Unterstützung von außen. Konkret bedeutet das: Anforderungen, die ihrem Entwicklungsstand gerecht werden, Aufgaben also, mit denen sie wachsen können. Denn – so fanden Lernpsychologen heraus – nur wer sich wirklich anstrengen muss, erlebt sich selbst als fähig dazu, entwickelt Anstrengungsbereitschaft, Motivation und ein positives Selbstkonzept.

Doch gerade weil hochbegabte Kinder Denkvorgänge schneller und effektiver bewältigen als Gleichaltrige, begegnen sie solchen Anforderungen in der Schule oft nicht in ausreichendem Maße. Außerschulische Förderkurse, wie sie beispielsweise die Deutsche Gesellschaft für das hochbegabte Kind anbietet, können hier Abhilfe schaffen. Der Vorteil: Thematisch sind diese Kurse so abgestimmt, dass sie sich nicht mit dem Schulstoff überschneiden, außerdem ermöglichen sie den Kindern, unter »Ihresgleichen« zu sein – eine wichtige Erfahrung, die hochbegabte Kinder im Alltag meist nur selten machen. Spezielle Kurse für hochbegabte Mädchen, wie sie die Tübinger Wissenschaftlerin Aiga Stapf schon lange fordert, gibt es allerdings bisher nicht.

Eine weitere Möglichkeit der schulischen Unterforderung entgegenzuwirken, bietet die sogenannte Acceleration (Beschleunigung), also das Überspringen einer Klasse, das Buchautor Thomas Werner auch all jenen SchülerInnen empfiehlt, die ohne irgendeinen wesentlichen Arbeitseinsatz gute oder sehr gute Noten erzielen. Dennoch schrecken immer noch viele Eltern (und auch Lehrer!) davor zurück, obwohl die gefürchteten (und oftmals überschätzten) Begleiterscheinungen wie Klassenwechsel und Altersunterschied zu den Klassenkameraden im umgekehrten Fall des Sitzenbleibens offenbar für weniger problematisch erachtet werden als das unterschiedliche Fähigkeitsniveau der Kinder.

Jana und ihre Eltern haben sich jedenfalls dafür entschieden – gegen die Empfehlung der Klassenlehrerin und mit Erfolg. »Jana geht seitdem wieder gerne zur Schule und ist so voller Selbstvertrauen, dass sie beim nächsten Schwimmbadbesuch gleich vom Dreimeterbrett gesprungen ist,« freut sich ihre Mutter. Oder – wie es eine andere betroffene Mutter formulierte: »Wir fördern unsere Kinder ja nicht, damit etwas besonders Tolles aus ihnen wird, sondern einfach, damit sie glücklich sind.«

Literaturtips zum Thema Hochbegabung:

Das einzige deutschsprachige Buch, das sich speziell mit dem Thema »Hochbegabte Mädchen« befasst, ist vergriffen und nur in wenigen Bibliotheken erhältlich. Hochbegabte Mädchen (hrsg. v. Wilhelm Wieczerkowski u. Tania M. Prado, Bad Honnef: Verlag Karl Heinrich Bock, 1990) fasst die 19 Vorträge eines Symposions zusammen, das 1989 in Hamburg zu diesem Thema stattfand und behandelt u.a. die Situation hochbegabter Mädchen und Frauen in der BRD und DDR (die sich trotz des unterschiedlichen Stellenwertes der Begabtenförderung nicht wesentlich unterschied), Erfahrungen aus Begabtenberatungsstellen in München, Hamburg und Tübingen (wo Mädchen damals wie heute nur ein Viertel der Klientel stellen) sowie verschiedene Studien und Ansätze vor allem zur Förderung mathematisch besonders begabter Mädchen.

Zum allgemeinen Thema Hochbegabung ist dagegen in den letzten Jahren auch in Deutschland eine Vielzahl wissenschaftlicher Veröffentlichungen und Ratgeber erschienen. Empfehlenswert, weil auch für Nichteingeweihte lesbar, ist das kürzlich erschienene Buch von Barbara Feger und Tanja M. Prado Hochbegabung: Die normalste Sache der Welt. (Darmstadt: Prismus Verlag, 1998, DM 29.80), das einen umfassenden, wenn auch manchmal etwas akademisch-ausufernden Überblick zum Thema gibt. Auf knapp zweihundert Seiten erörtern die Autorinnen unterschiedliche Definitionen von Hochbegabung, informieren über zentrale Erkenntnisse der Entwicklungspsychologie und stellen inner- wie außerschulische Ansätze zur Förderung hochbegabter Kinder vor. Leider fehlen die Adressen der erwähnten Beratungsstellen, Fördereinrichtungen und Modellprojekte, dafür liefern die Autorinnen eine Vielzahl weiterführender Literaturangaben sowie eine ausführliche Bibliographie im Anhang.

Wer dagegen Unterstützung und Handlungsvorschläge aus Sicht eines Betroffenen sucht, findet sie im Buch von Werner Thomas. Mein Kind ist hochbegabt: Außergewöhnliche Begabung erkennen und fördern (Düsseldorf: ECON-Taschenbuchverlag, 1997, DM 16.90) enthält eine Fülle konkreter Tips für Eltern, Lehrer und Erzieher. Einfühlsam und präzise beschreibt der dreifache Vater und Publizist die spezifischen Fähigkeiten hochbegabter Kinder ebenso wie die Schwierigkeiten, die ihnen daraus innerhalb der Familie, im Umgang mit Gleichaltrigen oder in der Schule erwachsen können. Wichtige Fragen, die Eltern sich in dieser Situation stellen – Soll mein Kind vorzeitig eingeschult werden oder die Klasse überspringen? Muss ich es testen lassen? – werden auf eine Weise behandelt, die den Betroffenen Mut macht, ihre eigenen Antworten zu finden.



Hormone, Gift und Galle

von Manfred Kriener, Foto: Leo Tesch

Hans-Ulrich Grimm rührt tief in »Teufels Topf« und serviert scharfgewürzte Zutaten der modernen Agroindustrie. Wenn Lebensmittel wie Waschmaschinen hergestellt werden, bleiben Genuss und Gesundheit auf der Strecke

»Koprophagie«, nennt die Psychologie den Verzehr von eigenen Exkrementen: eine »Triebanomalie bei Schwachsinnigen«. An dem schweren Krankheitsbild leiden nicht nur verirrte Einzelpersonen, sondern offenbar auch große Teile unserer Agrarindustrie, wie die letzten Wochen und Monate eindrücklich gezeigt haben. Im Dauerskandal um verunreinigte Futtermittel kam zuerst ans Tageslicht, dass dioxinverseuchtes Altöl im Tierfutter entsorgt wurde. Dann stellte sich heraus, dass auch Klärschlamm und Kot gewinnbringend der Tiernahrung zugesetzt werden. Vor allem Hühnermist wird wegen seines hohen Eiweißgehaltes in einer Art koprophagem Recycling wieder an das Federvieh verfüttert, das so gezwungen wird, seine eigene Hinterlassenschaft zu fressen. Hauptsache billig! Was Millionen von Fernsehzuschauern sichtbare Schluckbeschwerden verursachte, ist aufmerksamen Lesern der Bücher von Hans-Ulrich Grimm bereits bekannt gewesen. Der Stuttgarter Autor hat in den vergangenen zwei Jahren eine Serie von drei Büchern hingelegt, in denen er die moderne Lebensmittelherstellung und Landwirtschaft in ihrer nackten Brutalität zeigt und dabei um unappetitliche Details keinen Bogen macht.

Sie täuschen uns mit Kunstkaviar aus Schlachtblutabfällen, sie kreieren Fleischersatz aus Klärschlamm, verfüttern Exkremente an Nutztiere, stellen Muscheln aus Schweinefleisch her und Erdbeeraroma aus Sägemehl. Darf's ein bisschen nach Weißbrotkruste schmecken, nach angerösteter Rinderlende mit einem Hauch Kokos im Abgang? Alles ist möglich im Wunderland des Agro- und Fressbusiness. Wie eine Bombe schlug Grimms erstes Buch »Die Suppe lügt« ein, in dem er das Handwerk von Geschmacksfälschern beschrieb, den Siegeszug von künstlichen Aromen, Süßstoffen und Imitaten nachzeichnete und den Inhalt der chemischen Mischtrommeln aus der Maggi-Knorr-Nestle-Küche ungefiltert über den Köpfen seiner Leser entleerte. Das eigentlich Erschütternde an Grimms Buch war unsere eigene Ahnungslosigkeit. Wir hatten nur zu gerne geglaubt, dass der Aufdruck »natürliches Aroma« auf dem Erdbeerjoghurt uns die Garantie gibt, dass tatsächlich echte, köstlich knallrote Erdbeeren den Geschmack geben? Jetzt mussten wir lesen, dass der Erdbeer-Gout aus Sägemehl stammt. Und weil auch Sägemehl etwas Natürliches ist, darf der Hersteller das Aroma ungestraft als »natürlich« bezeichnen. Was uns schockiert hat, war vor allem die eigene Dummheit.

Jetzt ist, nach Grimms zweitem Buch, einer Analyse des »Bio-Bluffs« in den Supermärkten, sein neues, drittes Epos erschienen: »Aus Teufels Topf – die neuen Risiken beim Essen«. Ein Buch, das niemand gerne lesen wird, das Seite für Seite schlicht Magengrimmen verursacht. Der Autor hat die vielen Einzelmeldungen über Lebensmittelskandale aus der ganzen Welt gesammelt und systematisiert. Bei ihm sind sie alle vertreten: Salmonellen im Semmelknödel, E-Coli-Bakterien in Rettichsprossen, Bolulismus-Erreger im vakuumierten Räucherfisch, darmdurchbohrende Konservierungsmittel und antibiotikahaltige Turbohähnchen. Und der berühmte Abwaschlappen, der mehr Krankheitskeime enthält als jede Klobrille. Grimms These: Längst haben sich die Lebensmittelvergiftungen zur globalen Epidemie entwickelt. Allein in Japan erkrankten in einer einzigen Stadt 16.000 Menschen an Durchfällen durch E-Coli, 17 Menschen starben.

Auch der Skandal um die belgischen Coca-Kolik-Kranken ist kein Einzelfall. Alle drei Tage ruft in den USA irgendwo ein Hersteller eine Lieferung verseuchter Nahrungsmittel zurück. Grimm hat minutiös über die Ursachen Buch geführt. Mal waren es Glassplitter im Hackbraten, mal mit Listerien ver-

seuchte Hot Dogs, die alle in großen Margen aus den Regalen zurückgeholt wurden. Bisherige Bestleistung: Die »Hudson Fleischfabrik« in Nebraska musste 25 Millionen Pfund verdorbenes Hamburger-Fleisch zurückrufen.

Dass Grimms Buch mehr ist als eine Hitparade des Schreckens verdankt es seiner Ursachenforschung, die zum Teil kuriose globale Verkettungen der Vergiftung sichtbar macht. Beispiel Dioxin: Eine belgische Firma stellt in Brasilien PVC her. Die dabei entstehenden dioxinhaltigen Kalkabfälle wurden lange im Straßenbau entsorgt, bis jemand auf die Idee kam, sie bei der Trocknung von Zitrusabfällen einzusetzen. Die getrockneten Zitruspellets wurden aber wiederum zerschreddert und dem Tierfutter zugemixt. Dieses Futter verkaufte auch der deutsche Raiffeisen-Konzern an heimische Landwirte. Ergebnis: Ein kleiner Bauernhof südlich von Freiburg hatte plötzlich hohe Dioxinwerte in der Milch.

Durch die Zusammenschau der vielen Einzelphänomene entsteht ein neues Bild. Es geht nicht mehr um d i e Skandale, sondern um den einen großen Skandal industrieller Massentierhaltung und Lebensmittelherstellung. Wo Hamburger und Erdnusskekse wie Autos und Waschmaschinen hergestellt werden, wo jegliche Ehrfurcht vor Tieren und Pflanzen verschwindet und alles unter dem ökonomischen Diktat der schnellen Mark steht, bleiben Genuss und Gesundheit zwangsläufig auf der Strecke. Und die Epidemiologie bekommt ganz neue Aufgaben: Warum etwa leidet ein elfjähriger Berliner Junge an der Alterskrankheit Osteoporose (Knochenzerfall)? Weil er jeden Tag drei Familienflaschen Cola trinkt. Die darin enthaltene Phosphorsäure entzieht den Knochen das Calzium. Und warum bekommen immer mehr dreijährige Mädchen einen Busen? Weil große Mengen Chemie in die Nahrungsketten gelangen, die eine östrogene Wirkung entfalten.

Die Schwäche des Buches ist die Hilflosigkeit, mit der es den Leser zurücklässt. Man verzweifelt an einer Welt, die uns mit Hormonen, Gift und Galle umstellt. Der kurze Schwenk zur Biokost, die kleine Hymne auf die Anti-Supermarkt-Politik eines Oberbürgermeisters in einer schwäbischen Kleinstadt und das Loblied auf italienische Zustände, wo noch sehr viele kleine Läden natürliche Lebensmittel verkaufen, sind zuwenig, um die Wut zu kanalisieren, die beim Lesen der Teufelsküche hochkocht.

Immerhin: Es gibt eine aktive, wenn auch noch kleine Gegenbewegung zum Untergang der Esskultur, die inzwischen in mehr als 40 Ländern weltweit Fuß gefasst hat: »Slow Food«, die in Italien gegründete ökogastrosophische Bewegung. Ihr in fünf Sprachen gedrucktes Sprachrohr ist das vierteljährlich erscheinende Magazin »Slow«. Die neueste Ausgabe (Nr. 14) des als Buch vertriebenen, edel gemachten Heftes widmet sich den drei Schwerpunkt-Themen: Pilzsaison, Käse und Starkult in der Küche. Guter Lesestoff für jeden kulinarisch wachen Zeitgenossen.

Ein anderes Gegengift gegen Großportionen von Gruselkost ist Klett Cottas »Kulinarischer Almanach«, der von dem Stuttgarter Koch Vincent Klink herausgegeben wird. Highlights aus der soeben erschienenen Ausgabe 2000: Wolfgang Schömel legt die Bratkartoffel auf die Couch, Sommelier-Europameister Bernd Kreis schlürft Roten Burgunder und Meister Klink schreibt über »den Schumi unter den Weintestern«. Das ganze Buch ist schön gemacht und vor allem: saftig, humorig, hintergründig.

Ganz anders, furztrocken, aber voller spannender Themen, ist der »Kritische Agrarbericht«, der alle Jahre wieder die Diskussion im Umfeld der ökologischen Landwirtschaft abbildet und die internationale Agrarpolitik kommentiert. Nicht immer leicht verständlich, aber sehr dicht dran an den Problemen der Landwirtschaft.

Hans-Ulrich Grimm: Die Suppe lügt – die schöne neue Welt des Essens, Klett-Cotta, 189 Seiten 36,00 DM.
Vom selben Autor: »Der Bio-Bluff – der schöne Traum vom natürlichen Essen«, Hirzel, 200 Seiten und: »Aus Teufels Topf – Die neuen Risiken beim Essen«, Klett Cotta, 302 Seiten, 39,80 DM.
»Slow« Nr. 14, Auslieferung Verlag Droemer und Knaur, 19,80 DM
Vincent Klink (Hrsg): »Cottas kulinarischer Almanach 2000/2001«, Klett-Cotta, 232 Seiten, 39,80 DM
AgrarBündnis: Der kritische Agrarbericht 99 – Daten, Berichte, Hintergründe zur Agradebatte, Bezug bei ABL-Bauernblatt-Verlags-GmbH (05242 / 48185), 320 Seiten, 36,00 DM.

Politisch korrekt einkaufen

Welche Verbraucherin beim Lebensmittelkauf immer schon wissen wollte, welche Firmenpolitik sie unterstützt, und die mit dem Einkaufskorb Politik machen will, sollte sich den rororo-»Unternehmenstester« zulegen. Konsumentinnen können dort nachlesen, ob sich der Hersteller in der Gentechnik oder z.B. im Umweltschutz engagiert. Leider ließen sich zahlreiche Konzerne nicht in die Karten schauen, aber das ist ja auch eine Aussage. In den Sparten Süßwaren bzw. Obst- und Gemüsesäfte erhielten die Tester gerade einmal von der Hälfte der Unternehmen für eine Bewertung ausreichende Antworten. Die Ergebnisse wurden in den fünf Kategorien Informationsoffenheit, Verbraucherinteressen, Arbeitnehmerpolitik, Frauenförderung, Behinderteninteressen und Umweltengagement zusammengefasst und Noten von umfassend bis unzureichend vergeben. Beim Umweltschutz schnitten im Test die Firmen Dr. Oetker, Märkisches Landbrot, der Babynahrungshersteller Hipp, die Getränkefirma Blaue Quellen und die Biermarke Neumarkter Lammsbräu am besten ab. In der Kategorie Verbraucherinteressen (u.a. Qualitätssicherung, Verzicht auf problematische Zusatzstoffe, BSE-Tests) steht der Tee- und Kaffeehersteller Lebensbaum vorn, dahinter folgen Milupa, Märkisches Landbrot, Harry-Brot und Hipp.

Der Unternehmenstester Lebensmittel, Rowohlt-Taschenbuch 1999, 16,90 DM.

Women Fo

Steven Spielbergs Shoa Foundation dokumentiert seit Jahren die Lebenszeugnisse der letzte osteuropäische Frauen ihre Lebensgeschichten. Ihren Enkeln wollen sie sagen:

Sie begriffen in den Luftschutzkellern was Krieg war – und wussten erst Jahre später, dass er sie die Jugend gekostet hatte. Sie lernten, sich in der Not einzurichten – und tauschten, was ihre Kinder brauchten: Bettwäsche und selbstgestrickte Pullover gegen warme Anoraks und Hefte für die Schule. Sie erlebten einen hoffnungsvollen Prager Frühling – und sahen bald danach die Panzer rollen. Frauen aus Ostdeutschland, Polen und Tschechien erzählen. Berichten über ihre Träume und darüber, was von ihnen aufgegangen ist. Sprechen über ihr ganz privates Leben – die allermeisten von ihnen das erste Mal.

»Frauengedächtnis – Leben und Identität von Frauen im Sozialismus« heißt dieses Projekt; die Idee dazu entstand in Prag. In einer Zeit nach der Wende, als westliche Feministinnen in Studien und Artikeln Stellung und Rolle der Frauen im Osten untersuchten. »Die fragten nach unserem Leben«, erzählt die Pragerin Pavla Frydlova, »aber eigentlich wussten sie schon alles. Sie hatten Antworten und Interpretationen bei der Hand, wo wir doch erst noch nach Fragen suchten.« Damals, so erinnert sich die Dramaturgin, hätten sie mit großer Wut und Bitterkeit reagiert. Wieso erlaubten sich Fremde, über ihre Lebenswelten zu urteilen, ihnen Erklärungen überzustülpen – und sogar Ratschläge zu geben? Mussten Tschechinnen nicht erst einmal selbst miteinander über die Erfahrungen reden, die sie in ihrem Land gemacht hatten?

Den Anstoß dazu gab dann 1995 die Soziologin Jirina Siklová: Unterm Dach des Prager Center for Gender Studies sollten Biografien gesammelt werden: Lebensgeschichten, von Frauen selbst erzählt. Aber nicht nur in Tschechien, so die Idee der Initiatorinnen, müssen Frauen befragt werden. Das Projekt sollte ein internationales sein, ausgedehnt auf möglichst viele Staaten des einstigen Ostblocks. Nur so kann doch untersucht werden, welche Erfahrungen und Lebensweisheiten sie gewonnen, welche Identität sie aus den realsozialistischen Ländern mitgebracht – und was für Strategien sie in schweren Zeiten entwickelt haben. Manchmal nur, um zu überleben.

»Mein Leben war nicht interessant ...«, so beginnt die heute 73jährige Jitka M. aus Prag ihre Geschichte. »Worüber soll ich sprechen? Vielleicht über das Gefängnis. Das war interessant, dass sie mich direkt im Schwimmbad in Axa festnahmen .... Ich war damals im zweiten Studienjahr der Medizin.« Das war in der 50er Jahren gewesen, als sie sich für christliche Ethik begeisterte, sich mit anderen Gleichgesinnten zu Diskussionsabenden traf. Christliche Organisationen wurden in der CSSR in dieser Zeit streng überwacht, sie seien Verbündete des Vatikans, hieß es. 1955 holte man Jitka das erste Mal zum Verhör; die Verhaftung zwei Jahre später bedeutete für die junge Frau das Ende ihres bisherigen Lebens. Bis 1960 saß sie in Gefängnissen oder schuftete in Arbeitslagern. – Nach ihrer Freilassung arbeitete sie als Lagerarbeiterin, wusch Geschirr, war Straßenbahnfahrerin. Schließlich beendete sie mit viel Energie doch noch ihr Medizinstudium. Mit 45 Jahren. Als Ärztin konnte sie nie mehr arbeiten. Sie ging ins Labor, war zum Schluss Pförtnerin in einem Krankenhaus.

Jitkas Geschichte ist eine von über 60 Biografien, die bereits im Prager Center for Gender Studies vorliegen. Aufgezeichnet auf Kassetten und dann sorgfältig abgeschrieben auf vielen Seiten. Wer sich in die Biografien vertieft, der spürt, welcher Schatz da festgehalten ist. Aber wie viele große Projekte so lief auch »Frauengedächtnis« mühsam an – und überlebte erst einmal nur durch den Enthusiasmus seiner Beteiligten: Neben Pavla Frydlova auch eine Bohemistin, eine Juristin, eine Englischlehrerin und eine Schriftstellerin. Im Sommer 1997 stand dann endlich eine Finanzierung durch die Heinrich-Böll-Stiftung; nun wurden auch in Polen und Ostdeutschland biografische Interviews geführt. In einer Pilotphase sollten erst einmal zehn Frauen der Jahrgänge 1920 bis 1930 befragt werden.

Janina M. aus Krakow ist eine von ihnen. Als Bauerntochter wurde sie 1926 in der Wojewodschaft Rzeszow geboren. Sie wuchs bei ihrer Mutter auf, die nach dem Tod des Vaters den Hof allein bewirtschaftete und neun Kinder großgezog. Als junges Mädchen hat Janina den Krieg und vor allem die deutsche Besatzung erlebt. Die Verhaftungen politischer Gegner der Nazis gingen bis in die eigene Familie hinein. Trotz strengem Verbotes beobachtete sie hinterm Fenster versteckt, wie Tausende Juden deportiert wurden. Jahrelang, so erzählt sie, habe sie später Angst gehabt, hinter einer Gardine zu stehen. Janina floh und versteckte sich, als sie die »Karte nach Deutschland« erhielt – die Anordnung zur Zwangsarbeit. Bei Verwandten, Freunden, mal hier und mal dort. Sie überlebte. Aber die Verschleppten und die Toten, auch in der eigenen Familie, haben sie nie mehr ganz losgelassen. Das ist es, was sie erzählen will; nur deshalb hat sie dem Gespräch zugestimmt.

Wie müssen die Interviews mit den Frauen geführt werden, um ihren Erinnerungen freien Lauf zu lassen? Die Frage stand oft zur Diskussion zwischen den tschechischen, polnischen und ostdeutschen Frauen, die am Projekt arbeiten. Darf der Redefluss unterbrochen, können Zwischenfragen gestellt werden? Oder bringt es die Erzählerin nur ab von dem, was ihr wirklich wichtig ist? Können wir persönlichen Erinnerungen überhaupt trauen, oder wird doch zu vieles vergessen, verschwiegen und verdrängt? Mit der Entscheidung zu Methoden der Biografieforschung und zur Oral-History haben sich dann alle drei Länder geeinigt. Die Frauen sollen so frei wie möglich erzählen, sie sollen uns mit ihren Erinnerungen zeigen, was ihnen wichtig war im Leben, was sie vergessen haben – oder vergessen wollen. So unterschiedlich die Reflektionen der Biografinnen in den drei Ländern auch sind, so unterschiedlich ihre Kulturen und ihre Erzähltraditionen – eins haben sie gemeinsam: Für die meisten Frauen stand die Bewältigung des Alltags immer vor der großen Politik.

undation

Überlebenden des Holocaust. In dem internationalen Projekt »Frauengedächtnis« erzählen jetzt

»Nüscht jefallen lassen!«

von Rosemarie Mieder und Gislinde Schwarz

»Wen interessiert denn schon mein Leben?« fragte Hannelore L. aus Halle, als sie gebeten wurde, ihre Geschichte zu erzählen. In einem Seniorenclub, in den sie seit einigen Jahren täglich kommt, um zu essen, zu schwatzen und unter alten Freunden zu sein, war sie um das Interview gebeten worden. Skeptisch erklärte sie sich dazu bereit, misstrauisch blickte sie auf das Mikrofon – und erzählte dann fast drei Stunden lang. Über ihre Kindheit in einer armen Hallenser Arbeiterfamilie, über ihre Heirat mit einem Arbeitsdienstführer bei den Nazis, über ihre Flucht mit den beiden Söhnen, die damals gerade knapp zwei Jahre und wenige Wochen alt waren. Zuerst vor der Front, dann vor den Russen. Als »Nazi-Frau« war sie gebrandmarkt. Wurde mit den Kleinkindern sogar einige Wochen eingesperrt und schließlich aus dem Haus ihres Mannes und ihrem Dorf vertrieben. Ohne Einkommen zog sie wieder zu den Eltern nach Halle; die retteten die drei über die schlimmen Jahre. Gemeinsam hausten sie in einer winzigen Zweiraumwohnung ohne Bad und mit einer Außentoilette. Erst nach der Wende war es der stark gehbehinderten Frau gelungen, endlich eine andere Wohnung zu bekommen.

Jeder Antrag zu DDR-Zeiten war abgelehnt worden. Hannelore L., die immer betonte, dass sie »mit den Kommunisten nischt am Hut hatte«, arbeitete in ihrem Traumberuf als Krankenschwester jahrzehntelang in drei Schichten. Sie spielte Arbeitertheater, versorgte nebenbei noch die Enkelkinder und fühlte sich wohl in ihrem kleinen Garten. Erst ganz am Schluss erzählt sie von der Verhaftung ihrer beiden Söhne wegen versuchter Republikflucht. Die waren gerade 17 und 18 Jahre alt gewesen, als sie mit einem Boot über die Ostsee wollten. Hannelore spricht widerstrebend von ihren Besuchen im Waldheimer Gefängnis – und beginnt zu weinen. Trotzig antwortet sie dann auf die Frage nach einer Lebensweisheit für ihre Enkelkinder: »Nüscht jefallenlassen!«

Wie lassen sich Frauenleben so »aufheben«, dass sie auch zu nachfolgenden Generationen sprechen, dass sie einen eigenen Eindruck vermitteln, wie Frauen Geschichte erlebt und bewältigt haben? Denn das ist das große Ziel des Projekts »Frauengedächtnis«: Biografien einzelner Länder vergleichen zu können, Gemeinsamkeiten und Unterschiede zu entdecken, die nationalen Besonderheiten herauszufinden und zu verstehen. Zu zeigen, welche Kraft, welche Eigenwilligkeit und welche Probleme Frauen aus dem Osten in ein vereintes Europa einbringen.

Die ersten Interviews liegen in drei Sprachen auf dem Tisch. Vom 10. bis 16. Juni trafen sich nun Frauen aus sechs Ländern auf der kroatischen Insel Brac. Wie können wir weiter miteinander arbeiten? Wie können noch mehr Länder einbezogen werden? Am Tage drehten sich alle Gespräche immer wieder um methodische Fragen. Auch in Kroatien und in Jugoslawien wurden bereits Interviews geführt. Jede Gruppe hat ihre eigene Methode gefunden, hat eigene Fragen. Wie können dann die Ergebnisse vergleichbar sein?

Die Konferenztage auf Brac sind anstrengend – und dies nicht nur wegen der unterschiedlichen Sprachen, der ständigen Übersetzungen. Eine vorschnelle Lösung, eine Einigung auf einen scheinbar bequemen Weg, könnte uns alle in die Sackgasse führen. Immer wieder vergleichen wir Ergebnisse, prüfen. Und entscheiden uns dann doch, allen Frauen in allen Ländern die gleiche Frage zu stellen: »Uns interessiert das Leben von Frauen in der DDR (bzw. der VR Polen, der CSSR, der Sozialistischen Förderativen Republik Jugoslawien). Wir möchten Sie bitten, uns ihre Lebensgeschichte zu erzählen, alle Erlebnisse, alles was Ihnen dazu einfällt. Sie können sich dazu soviel Zeit nehmen, wie Sie möchten.« Erst nach dieser Eingangserzählung, die mitunter mehrere Stunden dauert, werden Fragen gestellt. Die können dann durchaus für jedes Land unterschiedlich sein.

Die Insel Brac gehört zu den schönsten der Adria-Inseln. Eine karge, bergig-steinige Landschaft, der jedes Fleckchen Erde mühsam abgerungen werden musste. Jetzt im Juni duftet es nach Lavendel und Thymian, die Weinreben tragen bereits, eine Fülle voller Grün und Blüten. Jeden Morgen lassen wir uns vom Meer davontragen und am Abend sitzen wir auf der Terrasse und reden. Nada und Isidora sind aus Belgrad zu uns gekommen. Wir kannten einige von Nadas Briefen aus dem Krieg – per E-Mail kamen sie bis zu uns. Isidora übersetzt die Gespräche ihrer Mutter ins Englische – genau und überdeutlich. Erst ganz zum Schluss spricht sie selbst. Von der verzweifelten Angst und Hilflosigkeit. Einem Himmel voller Laserstrahlen, bei dem nie zu erkennen war, wann und wohin die nächste Bombe fallen würde. »So konnten wir uns nie schützen!«. Sie erzählt von verseuchten Lebensmitteln und verstrahltem Trinkwasser. Von zerbombten Chemiebetrieben und den Giften, die dabei frei gesetzt wurden. Und von Bomben, die mit Uran angereichert sind um länger haltbar zu sein: »Belgrad ist verstrahlt, und ich muss dort leben. Ich habe mir immer Kinder gewünscht – so sehr. Und nun ist es zu spät...« Isidora ist 28 Jahre alt.

In Zukunft sollen noch mehr Frauen aus noch mehr Ländern dazu kommen: aus der Slowakei, der Ukraine, Russland, Ungarn, Bulgarien. Gemeinsam suchen das Prager Center für Gender Studies und der Berliner Verein OWEN, der das Projekt für Ostdeutschland leitet, nach Mitteln, Wegen – und Sponsoren. Während Unterstützung für Tschechien, Polen und vielleicht einige andere Länder weiter von der Heinrich-Böll-Stiftung kommt, werden die ostdeutschen Interviews für ein Jahr vom Berliner Senat gefördert. Wenn es gelingt, eine dauerhafte und kontinuierliche Arbeit des Projekts zu sichern, dann könnte es einmal ein umfassendes Archiv geben, in dem das Gedächtnis der einstigen »Länder des Sozialismus« nicht nur aufbewahrt wird, sondern vor allem als wichtige Quelle zur Geschichte unserer Zeit genutzt werden kann. Aufgehobenes Gedächtnis im besten Sinne des Wortes.

Sich eigene Bilder machen

Text: Claudia von Zglinicki
Fotos: Anne Stolmar und Ricky Heinz Wolfgang Wrzesinsky

Die Fotogruppe von »Sonnenuhr«, der Werkstatt der Künste für Menschen mit und ohne Behinderungen

Fotografieren: die Welt und den Moment festhalten, es wenigstens versuchen. Der Chronistenpflicht genügen. Anderen später zeigen können, was man gesehen hat. Die sich entwickelnde Aufnahme im Labor, die Geduld braucht. Die sich entwickelnde Sucht, auf den Auslöser zu drücken. Das eigentümliche Geräusch mögen, das dabei entsteht. Den Augenblick bannen, mit Hilfe von Optik und Chemie. Es kann noch mehr sein: Die eigene Sicht auf die Dinge selbst erst erkennen, wenn das Bild entwickelt ist. Oder das Objekt erst klar sehen, wenn es fotografiert ist, aus Abstand, in Ruhe.

So ähnlich fing es bei Ricky an. Er kam vor acht Jahren in die Kulturbrauerei zum ersten Treffen der Fotogruppe und antwortete auf die Frage, was er denn fotografieren wolle: Schilder. Schilder? Jörg Metzner, der Profi, der eine der beiden Fotogruppen des Vereins »Sonnenuhr« gründete, verstand nicht recht. Aber es war genau so gemeint. Ricky fotografierte dann Schilder: Straßenschilder, Hinweistafeln, Verbote und Warnungen auf Pappe oder Metall. Als die Auf- nahmen vor ihm lagen, fragte er Jörg: Was heißt das nun alles?

Ricky kann nicht lesen. Gedichte, die er macht, formuliert er im Kopf und trägt sie lange mit sich herum. Ein Betreuer aus dem Heim, in dem Ricky eine Zeitlang gewohnt hat, schrieb sie auf. Für seine Fotos braucht Ricky diese Hilfestellung nicht. Er sieht gut. Er fotografiert, seitdem es die Fotogruppe bei »Sonnenuhr« gibt. Fast genauso lange ist Anne dabei. Später kam Jeannette. Jetzt sind sie sechs. Die Leute der Fotogruppe nennt Jörg sie, nicht: die Behinderten und die Nichtbehinderten. »Die Gruppe ist gemischt, und das ist gut so«, sagt Anne, die gerade Abitur gemacht hat. »Man geht sensibel miteinander um. Man lernt voneinander.« Jörg fügt hinzu: »Es ist auch gut für die Leute mit Behinderungen, wie es so heißt, dass die Gruppe gemischt ist. Sie fühlen sich dadurch eher ernst genommen.«

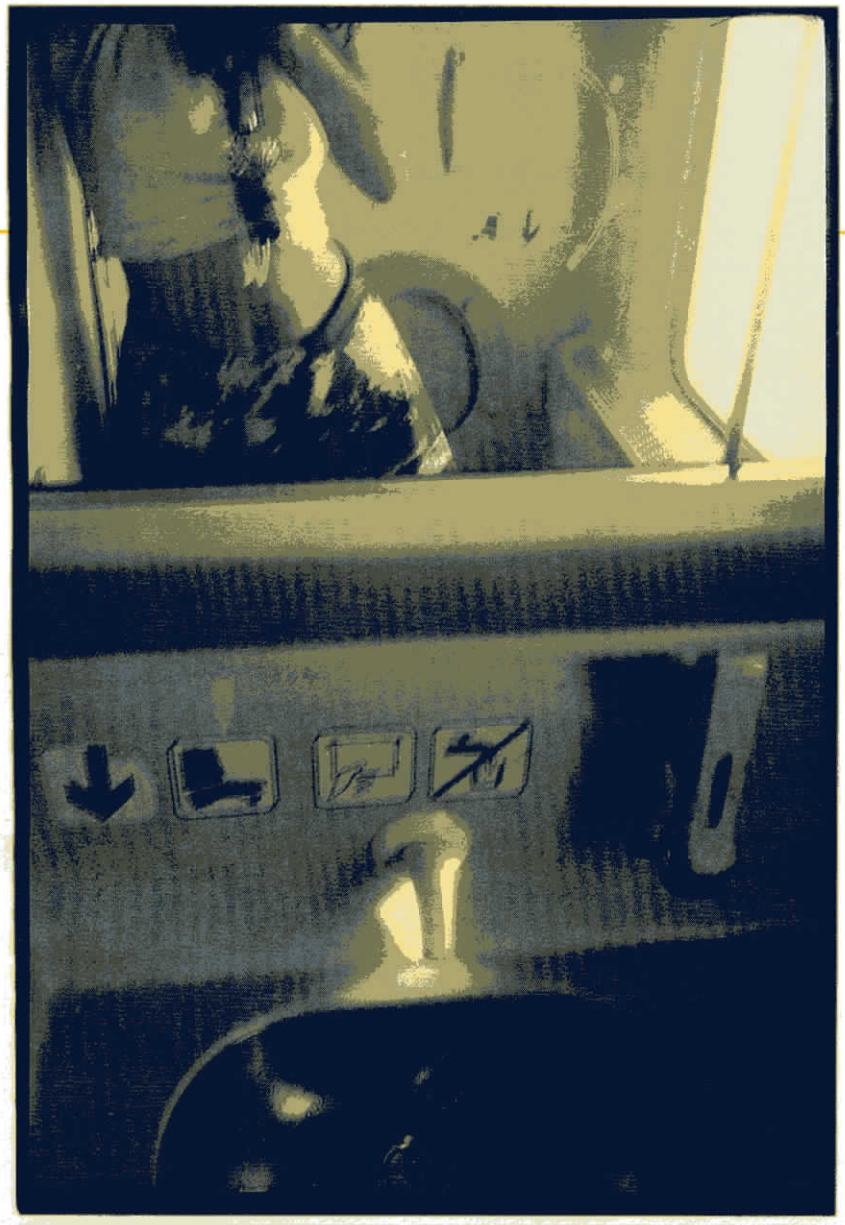
Die Gruppe trifft sich einmal in der Woche, nach der Arbeit oder nach der Schule. »Alle sind abgelaufen, wenn sie kommen«, erzählt Jörg, »manchmal ist es schwer, sie zu motivieren.« Sie streifen dann durch Berlin, sehen sich um und machen Bilder. Als die Gruppe noch neu war, war gerade die Mauer gefallen. Niemand von ihnen kannte die ganze Stadt. Sie erkundeten verschiedene Gegenden. Sie fotografieren, was sie wollen; Jörg gibt manchmal Themen vor, aber er will nicht der »Bestimmer« sein. Es ist für ihn schon schwierig genug, dass er es ist, der letztlich über die Qualität der Aufnahmen urteilt. So findet jede/r spezielle Motive für sich. Jeannette Lange bevorzugte eine Weile Türen. Alle waren von Friedhöfen fasziniert. Sie fotografierten dort und versuchten zu verstehen, was es auf sich hat mit den Gräbern und dem Ende des Lebens. Irgendwer fragte es: Sind die Menschen, die hier liegen, wirklich tot?

Es scheint, sie nehmen sich Zeit für alles. Mehrere Videos entstanden, eins davon über die Gruppe. Eins über die toten Soldaten des zweiten Weltkriegs, gedreht auf dem sowjetischen Ehrenmal im Pankower Ortsteil Schönholz. Das war eine Idee von Ricky. Ein Video ist in Arbeit, eine Reportage über Siloah, das evangelische Heim für Behinderte, in dem Ricky früher gewohnt hat. Noch ist das Video ungeschnitten, vielleicht bleibt es auch Rohmaterial, kann sein. An Vorführungen wird nicht gedacht, jedenfalls noch nicht.

Aber es ist nicht so, dass die Gruppe sich vor Öffentlichkeit versteckt. Schon mehrere Male haben einzelne von ihnen mit ihren Bildern den Deutschen JugendFotopreis gewonnen, auch Anne Stolmar und Ricky Heinz Wolfgang Wrzesinsky, wie Rickys vollständiger Name lautet.

In einer großen Ausstellung der »Sonnenuhr«-Künstler in den Fabrikhallen der Kulturbrauerei hingen neben Plastiken, Keramiken, Grafiken und Gemälden auch Fotos der Gruppe. Anne zeigte damals großformatige Porträts ihrer Freundinnen, Ricky stellte Architekturbilder aus, stürzende Neubauten. Anschnitte und rasante Linien gehören zu seinem Stil. Manchmal haben ihn andere aus der Gruppe schon kopieren wollen, aber nur er kriegt es wirklich so hin, wie er sich das vorstellt. Ricky Wrzesinsky ist 26. Er arbeitet als Gärtner im Botanischen Garten in Blankenfelde im Norden von Berlin, am Stadtrand. Er wohnt in der Nähe des Gartens, in einer Einrichtung für geschütztes Wohnen.

Anne Stolmar ist 19. Zur Zeit jobbt sie, um Geld für das nächste halbe Jahr zu verdienen. Mit einer Freundin will sie nach Mexiko und Guatemala fliegen, dort in einem Projekt unbezahlte Sozialarbeit leisten. Welches Projekt, das wollen sie sich erst vor Ort aussuchen. Wenn man sich dafür schon hier in Berlin entscheidet, muss man für diese Vermittlung extra bezahlen. Das Geld dafür sparen die Mädchen lieber. Zumal Anne jetzt eine neue Arbeit finden muss. Die erste hat sie gekündigt; sie sollte per Telefon Leuchtstoffröhren an Betriebe verkaufen. Es muss etwas Interessanteres geben... Anne seufzt. Wie auch immer: Die Flugtickets für die Reise sind schon angezahlt, der Tag, an dem die beiden jungen Frauen Europa verlassen werden, steht fest. Wenn sie wiederkommen, will Anne sich in Leipzig an der Kunsthochschule bewerben und Fotografie studieren.



Sehe ich richtig, im Zugklo? Sonderbarer Ort, der die Betrachterin herausfordert. Warum gerade dort, warum gerade so?

Anne: *»Ja, das bin ich. Wir haben mit dem Deutschkurs einen Ausflug nach Rheinsberg gemacht, zur Ausstellung Visuelle Poesie im Schloss. Das Bild ist eine Auseinandersetzung mit dem eigenen Körper, wie er wirkt, wie er sich anfühlt. Es geht um das Gefühl, eine Frau zu sein. Manchmal ist der Kopf gar nicht so wichtig. Dass ich mich im Zug fotografiert habe, hatte was mit dem Jungen zu tun, mit dem ich damals zusammen war. Mit seinem Verständnis von Sexualität oder seinen Annäherungen an meinen Körper. Ich war auf der Fahrt sehr unruhig. Mit dem Fotografieren habe ich versucht, Ruhe zu finden, indem ich mich mit mir auseinandersetzte.«*

Und allein, ohne die Gruppe, ging das wahrscheinlich nur auf dem engen Klo.



Anne: *»Das ist Christina aus meiner Schule, meiner ehemaligen Schule. Ein Mädchen, das zerbrechlich wirkt, zart, mit einer dünnen Stimme spricht. Aber sie hat eine große innere Stärke. Das Foto ist in Budapest entstanden, auf einer Fahrt der Deutsch- und Biokurse. Ich mag die Stimmung des Bildes, und besonders gefallen mir die Gardinen, es sind noch richtige Ostgardinen. Mit Christina bleibe ich in Kontakt, auch jetzt, nach der Schule, bestimmt.« >>*



Ricky: *»Die Frau auf dem Bild ist meine Mutter. Wir haben sehr guten Kontakt, sehen uns oft, seit ein paar Jahren. Ich habe sie unterwegs fotografiert, weil ich eine Kamera dabei hatte. Das ist irgendwo in der Nähe von der Wohnung meiner Schwester.«*

Ricky: *»Ich habe mich fotografiert, in meinem Zimmer. Auf meinem Tisch sieht es immer so aus. Ich hab mir die Kamera hingestellt und das Foto mit Selbstauslöser gemacht. Meine Kamera ist aber schon seit Ewigkeiten kaputt. Ich muss sie mal wegbringen.«*



Krähenfüße auf der Seele



oder: Als gebrochene Frau aus dem Schönheitssalon

Schwesterliche Grüße vom Phantom der Oper – eine Eventbehandlung in Ostdeutschland

von Jutta Donat

»Wunder kann ich keine vollbringen!«, schnappte sie empört nach Luft, nachdem sie mein Antlitz unter dem Vergrößerungsschirm hatte. Das Ergebnis der ersten Durchsicht schien die Kosmetikerin in ihrer Berufsehre tief verletzt zu haben: Gut durchgebacken und verführerisch, wie ich mich nach dem Bräunungsstudio fühlte, erhielt ich sogleich die erste kalte Verbalreinigung: »So muss man nicht aussehen! Sie müssen schon ein bisschen mitarbeiten, wenn sie die nächsten Jahre nicht vertrocknen wollen!« Ich hatte nur um eine Packung Quark mit Mandelkleie gebeten, da lag ich schon halb entkleidet auf der Matte. »Machen Sie mal die Schultern frei!«, zerrte die Eva in Weiß mitleidlos an meinem Sport-BH, der wie immer als frommer Selbstbetrug drei Größen zu knapp ausgefallen war.

»Regeneratives, stark ausgeprägtes Faltenrelief, Cuperose, Revitalisierung unbedingt erforderlich, am besten Äderchen veröden«, hieß die erste Diagnose. So fehl am Platze konnte sich kein Krähenfuß auf der Backe fühlen, wie ich mich auf dem kosmetischen Stuhl. Sie piekte mir in die Wangen, klopfte und entfernte Kalkrückstände und vermittelte die Botschaft, mir gegenüber hätte das Phantom der Oper noch gute Karten.

Diese Hautanalystin schien der Prototyp einer grundehrlichen Kosmetikerin zu sein. »Sie haben eine starke Bindegewebsschwäche, aber das ist nichts Ungewöhnliches bei der alternden Haut. Denken Sie doch mal darüber nach, ob sie vielleicht schon in den Wechseljahren sind!« Das saß. »Die Hautalterung beginnt zu dem Zeitpunkt, an dem wir mit dem Wachsen aufhören«, dozierte die gnadenlose Schönmacherin weiter. Ich verharre seit meinem 16. Lebensjahr bei 1,53. »Da können Sie sich ja vorstellen, wie die bei Ihnen aussieht!« Die Soforthilfe für 1.000,– Mark sah das Komplettprogramm vor, mit Aromatherapie, japanischer Massage, magnetischer Strombehandlung, Bioenergie, Phytoaromatik, Hypnose...

In manchen Prospekten war von einer Rekordzeit die Rede, während der man wie neu aussah. Ich hatte daraus gefolgert, dass zwischen mir und einem strahlenden Teint nur 13 Minuten Ölterrine liegen würden. Oder noch besser: Ich verteile je zwei gerade mal haselnussgroße Tropfen auf Gesicht und Hals und alles wird gut. Nicht in meinem Fall. Mir wurde das Gefühl vermittelt, zu den eher unheilbaren Kundinnen mit Lederhaut zu gehören.

Obwohl: »Für 100 Mark können wir schon etwas Schönes aus Ihnen machen«, lenkte die scheinbar Gnadenlose großmütig ein. Ich entschied mich für das Lebensnotwendigste – die klassische Behandlung. Und meine Retterin machte sich an die Gesichtsmodellage: Sie raspelte Süßholz und Matricaria, sie knetete, elektrisierte und deprimierte mich, sie hydratisierte und stimulierte, sie durchfeuchtete, kniff, färbte, zupfte und verkabelte mich, sie drückte mir einen Elektrostab in die Hand und ein heißes Bügeleisen auf die Haut – es schien Schwerstarbeit zu sein, die erschlaffenden Züge in Form zu bringen. Nach nur einem halben Jahr regelmäßigen Kommens garantierte sie mir bereits eine um 53,3 Prozent verbesserte Ausstrahlung meiner tükkisch vor sich hin reifenden Haut, auf die ich mir bisher soviel eingebildet hatte. Doch wie sie mir medizinisch exakt meine nahe Zukunft las, erinnerte mich das an das Täuschungsmanöver im täglichen Pressebulletin aus dem Verteidigungsministerium, nur leider war diesmal ich das Objekt der Kampfhandlungen: »Wenn es wahr ist, und es ist wahr... folgenschwere Angriffe aus der Luft... zielgenaue Steuerung der Kapsel zu den Zellen der Epidermis... vollständige Vernichtung der freien Radikalen... Langzeitwirkung der lipoiden Aktivsubstanzen... optimale Verteidigung der Haut durch die deutsche« Kosmetikindustrie. Kollateral- >>

»Wunder kann ich keine vollbringen!«, schnappte sie empört nach Luft, nachdem sie mein Antlitz unter dem Vergrößerungsschirm hatte. Das Ergebnis der ersten Durchsicht schien die Kosmetikerin in ihrer Berufsehre tief verletzt zu haben: Gut durchgebacken und verführerisch, wie ich mich nach dem Bräunungsstudio fühlte, erhielt ich sogleich die erste kalte Verbalreinigung: »So muss man nicht aussehen! Sie müssen schon ein bisschen mitarbeiten, wenn sie die nächsten Jahre nicht vertrocknen wollen!« Ich hatte nur um eine Packung Quark mit Mandelkleie gebeten, da lag ich schon halb entkleidet auf der Matte. »Machen Sie mal die Schultern frei!«, zerrte die Eva in Weiß mitleidlos an meinem Sport-BH, der wie immer als frommer Selbstbetrug drei Größen zu knapp ausgefallen war.

»Regeneratives, stark ausgeprägtes Faltenrelief, Cuperose, Revitalisierung unbedingt erforderlich, am besten Äderchen veröden«, hieß die erste Diagnose. So fehl am Platze konnte sich kein Krähenfuß auf der Backe fühlen, wie ich mich auf dem kosmetischen Stuhl. Sie piekte mir in die Wangen, klopfte und entfernte Kalkrückstände und vermittelte die Botschaft, mir gegenüber hätte das Phantom der Oper noch gute Karten.

Diese Hautanalystin schien der Prototyp einer grundehrlichen Kosmetikerin zu sein. »Sie haben eine starke Bindegewebsschwäche, aber das ist nichts Ungewöhnliches bei der alternden Haut. Denken Sie doch mal darüber nach, ob sie vielleicht schon in den Wechseljahren sind!« Das saß. »Die Hautalterung beginnt zu dem Zeitpunkt, an dem wir mit dem Wachsen aufhören«, dozierte die gnadenlose Schönmacherin weiter. Ich verharre seit meinem 16. Lebensjahr bei 1,53. »Da können Sie sich ja vorstellen, wie die bei Ihnen aussieht!« Die Soforthilfe für 1.000,– Mark sah das Komplettprogramm vor, mit Aromatherapie, japanischer Massage, magnetischer Strombehandlung, Bioenergie, Phytoaromatik, Hypnose...

In manchen Prospekten war von einer Rekordzeit die Rede, während der man wie neu aussah. Ich hatte daraus gefolgert, dass zwischen mir und einem strahlenden Teint nur 13 Minuten Ölterrine liegen würden. Oder noch besser: Ich verteile je zwei gerade mal haselnussgroße Tropfen auf Gesicht und Hals und alles wird gut. Nicht in meinem Fall. Mir wurde das Gefühl vermittelt, zu den eher unheilbaren Kundinnen mit Lederhaut zu gehören.

Obwohl: »Für 100 Mark können wir schon etwas Schönes aus Ihnen machen«, lenkte die scheinbar Gnadenlose großmütig ein. Ich entschied mich für das Lebensnotwendigste – die klassische Behandlung.
Und meine Retterin machte sich an die Gesichtsmodellage: Sie raspelte Süßholz und Matricaria, sie knetete, elektrisierte und deprimierte mich, sie hydratisierte und stimulierte, sie durchfeuchtete, kniff, färbte, zupfte und verkabelte mich, sie drückte mir einen Elektrostab in die Hand und ein heißes Bügeleisen auf die Haut – es schien Schwerstarbeit zu sein, die erschlaffenden Züge in Form zu bringen. Nach nur einem halben Jahr regelmäßigen Kommens garantierte sie mir bereits eine um 53,3 Prozent verbesserte Ausstrahlung meiner tükkisch vor sich hin reifenden Haut, auf die ich
mir bisher soviel eingebildet hatte. Doch wie sie mir medizinisch exakt meine nahe Zukunft las, erinnerte mich das an das Täuschungsmanöver im täglichen Pressebulletin aus dem Verteidigungsministerium, nur leider war diesmal ich das Objekt der Kampfhandlungen: »Wenn es wahr ist, und es ist wahr... folgenschwere Angriffe aus der Luft... zielgenaue Steuerung der Kapsel zu den Zellen der Epidermis... vollständige
Vernichtung der freien Radikalen... Langzeitwirkung der lipoiden Aktivsubstanzen... optimale Verteidigung der Haut durch die deutsche« Kosmetikindustrie. Kollateral- >> schäden konnten danach nicht vermeldet werden, aber schwere Verstörungen des Gemütszustandes. »So um die 50 versiegt bekanntlich sowieso die erotische Attraktivität einer Frau«, plauderte der weibliche Scharping-Verschnitt genüsslich weiter, während sie sich unverdrossen an meiner Silhouette zu schaffen machte. Volltreffer! Dabei sah
sie so aus, als bliebe ihr selbst mit 5-Phasen-Turbobräuner und unter Permanetmakeup nur noch Jahresfrist bis dahin.

»Ich kenne Kundinnen, die für zweifelhafte Gesprächstherapien Tausende von Mark ausgeben«, sprühte sie ihr Gift, bis der Flakon leer war. »Dabei genügt schon der Besuch bei einer guten Dermoplasticienne, um sein Selbstbild aufzufrischen.« Ihre schweren Geschosse trafen meine Blocka-
den ins Schwarze. Schön zu sein sei heutzutage kein Problem mehr, probierte sie ein Waffenstillstandsangebot. Wozu gäbe es Laserstudios und die ästhetische Chir-

»Die wichtigsten feministischen Denkerinnen aus aller Welt für drei Tage in Köln«
Alice Schwarzer will in Zusammenarbeit mit dem FrauenmediaTurm in Köln anlässlich des 50. Jahrestages des Erscheinens von »Das andere Geschlecht« (Simone de Beauvoir) vom 22. bis 24. Oktober ebenda auf dem Kongress »Man wird nicht als Frau geboren« die international wichtigsten Repräsentantinnen des feministischen Gleichheitsgedankens vereinigen. Dabei sind u.a. Alice Schwarzer, Christine Bergmann, Rita Süßmuth, Margarete Mitscherlich-Nielsen, Sigrid Götz-Meckel, Barbara Scheffer-Hegel, weiterhin Gerda Lerner, Seyla Benhabib u.a. Es soll zu einem der international bedeutendsten frauenpolitischen Ereignisse der letzten Jahre werden. *Karten incl. aller Events gegen Verrechnungsscheck über 200 DM (Einzelveranstaltungen ab 20 DM) bei FrauenMediaTurm, Bayenturm, 50678 Köln, Infos: Tel. 02 21 / 93 18 81 12*

Genderproblematik in Mittel- und Osteuropa
Vom 9. bis 11. Dezember richtet das Zentrum für interdisziplinäre Frauenforschung der Humboldt-Universität in Berlin die wissenschaftliche Tagung »Gender in Transition in Eastern and Central Europe« aus.
Infos: ZiF der HUB zu Berlin, Sophienstr. 22a, 10178 Berlin, Tel. 030 / 30 88 23 01/2/3/4, Fax 030 / 30 88 22 16

5. Bundeskongreß Armut und Gesundheit
Der Kongress findet am 3./4. Dezember '99 in Berlin statt. Er wird in fünf Fachgruppen arbeiten: Wohnungs- und Obdachlose, von Armut betroffene Frauen insb. Alleinerziehende, marginalisierte Kinder und Jugendliche, MigrantInnen und sog. Illegale, alte Menschen. Dazu werden regionale und internationale Erfahrungen der Armutsberichterstattung vorgestellt und Vorschläge für einen bundesweiten Bericht erstellt. *Infos: Orgbüro des Bundeskongresses, Wiesenerstr. 17, 12101 Berlin, Tel. 030 / 786 52 15, E-mail gold@gesundheit berlin.de, Internet: www.gesundheitberlin.de*

Interkulturelle Sommeruniversität für Frauen und Lesben
Die Planungen in Hannover für eine alternative und autonome Frauenuni im EXPO-Jahr (Juni 2000) sind weiter gediehen. Folgende Themen sind konzipiert: Frauen-/Lesben und Alltag, Unrechtserfahrungen und-bewusstsein, Frauen-/Lesbenbewegungen und -befreiungen im interkulturellen Bereich, Utopia. Es werden Referentinnen und Kursleiterinnen (kein Honorar!) gesucht. *Infos: Beate Gonitzki, c/o AstA der Universität Hannover, Welfengarten 2c, 30167 Hannover Tel. 05 11 / 762 50 61/4, Fax 05 11 / 71 74 41*

Sparpaket Ost
Zum 1. Juli 1999 »verbesserte« sich die Bewertung von Kindererziehungszeiten für bezugsberechtigte Rentnerinnen. Der Rentenversicherung ist ein BRD(alt)-Kind jetzt monatlich 43,44 DM und die Betreuung pro DDR-Kind 37,79 DM wert. Nach 10 Jahren »Einheit« ein Grund mehr für Frau, an einer eigenständigen Alterssicherung festzuhalten.
(DGB: »Frau geht vor« 4/99)

Vater entscheidet
Die Zeitschrift »Eltern« führte eine repräsentative Meinungsumfrage unter Minderjährigen zur Rollenverteilung in heterosexuellen Familien durch. Aus der Sicht der Kinder haben in der Familie die Väter das alleinige »Sagen«, obwohl Mütter in der Regel die sie betreffenden Alltagsentscheidungen treffen.
(»Eltern« 7/99)

Hitliste der Berufswahl(?) weiblicher Auszubildender 1997
Obwohl inzwischen besser gebildet als gleichaltrige junge Männer, entscheiden sich junge Frauen hinsichtlich ihrer Berufswahl weiterhin für schlechte Bezahlung, geringe Weiterbildungs- und Aufstiegschancen sowie überdurchschnittliche Beschäftigungs- und Abstiegsrisiken oder werden in diese Berufsfelder abgedrängt. Die Fakten: Arzt- bzw. Zahnarzthelferin 13,7 %, Büro- bzw. Industriekauffrau 13 %, Kauffrau-Einzelhandel bzw. Fachverkäuferin 10,6 %, Friseurin 5,8 %, Bankkauffrau 4,3 %, Hotelfachfrau 3,3 %. Auch stellen sie das Gros mit 79 % der Auszubildenden in Berufsfachschulen, die generell einen schlechteren Zugang zum Arbeitsmarkt haben – analog dazu das geschlechtsspezifische Berufwahlverhalten zukünftiger Akademikerinnen.
(DGB: »Frau geht vor« 4/99)

Jungmännerkriminalität
Entgegen aller offiziellen geschlechtsneutralen Verlautbarungen zur wachsenden Jugendkriminalität macht Christian Pfeiffer, bekannt durch seine Äußerungen zu den Ursachen rechtsradikaler Gewalt in Ostdeutschland, das Problem endlich fest. Auf dem Siemens-Forum zum Thema »Jugendgewalt – Ursachen und gesellschaftliche Verantwortung« Ende Juni in Berlin, gab er im Ergebnis seiner kriminalstatistischen Untersuchungen zu, dass es sich dabei um ein besorgniserregendes Problem wachsender Männergewalt handle. Es sei eine »Männerangelegenheit«, sagte er.

7. Weltkongress für Unternehmerinnen
In der Zeit vom 22. bis 24. November findet in Neu-Dehli/Indien die 7th Global Conference of Women Entrepreneurs statt. Das Thema der Konferenz ist »Unternehmerinnen: Eine starke Kraft für Wachstumsaussichten im neuen Jahrtausend«. Einen Schwerpunkt der Konferenz bildet nachhaltiges Wirtschaften. Die Konferenz hat das Ziel, eine Strategie zur Verbesserung der Stellung von Frauen im Geschäftsleben zu entwickeln.
Infos: Secretariat 7th Global Conference of Women Entrepreneurs, IFWE, 407, Skipper Corner, 88, Nehru Place, New Dehli – 110019 E-mail ifweconference@bigfoot.com

Neue regionale Frauenzeitung
Seit Juni erscheint zweimonatlich wieder »Lilith – Zeitschrift aus Frauensicht für Sachsen-Anhalt«. Die Zeitschrift versteht sich als Forum für Frauen, Ereignisse des öffentlichen Lebens in der Region zu kommentieren.
Bezug und Infos: Frauenzentrum Weiberwirtschaft, Robert-Franz-Ring 22, 06108 Halle, Tel. 03 45 / 202 43 31

Finanzielle Nachteile für Alleinerziehende durch Familienentlastung im Sparpaket der Bundesregierung
Die Bundesregierung plant, den Familienentscheid des Bundesverfassungsgerichts zu ungunsten sozial Schwächerer umzusetzen. Die finanzielle Lage der Mehrheit der Alleinerziehenden wird sich nach Berechnungen verschlechtern. Profitieren werden 10,5 % aller Familien, deren Einkommen mehr als 7.500 DM monatlich beträgt. Steuerlich freigestellt wird nicht ein Existenzmininimum für Kinder, sondern ein Kappungsbetrag, der sich selbstverständlich nur bei höherem Einkommen auswirkt.

Familienpolitik bringt Bedürftigen nichts
Durch die Zunahme der Zahl der Berechtigten und Bedürftigen steigen seit Jahren die Ausgaben für Sozialhilfe. In Deutschland leben inzwischen eine Million Kinder und ein Fünftel der alleinerziehenden Mütter von der Stütze. Das erhöhte Kindergeld wird voll mit dem Sozialhilfeanspruch verrechnet und nachträglich wieder abgezogen.

Tips und Informationen für Alleinerziehende
Beim Berliner Verband alleinerziehender Mütter und Väter ist die überarbeitete Auflage des Ratgebers gegen 3 DM in Briefmarken zu bestellen oder kostenlos abzuholen.
VAMV Berlin, Sieglindestr. 6, 12159 Berlin

Sorgerecht
Nach einem Urteil des Düsseldorfer OLG haben Väter nichtehelicher Kinder keinen Anspruch auf gemeinsames Sorgerecht. Solange in so einem Fall der Mutter das Sorgerecht nicht entzogen sei, könne es vom Vater nicht erzwungen werden. Das neue Kindschaftsrecht habe die gemeinsame elterliche Sorge nicht zum Regelfall nicht miteinander verheirateter Eltern erklärt.
(AZ: 4 WF 189/98)

Leitfaden für Arbeitslose. Neuauflage auf aktuellem Stand
Am 1. August 1999 ist das 2. SGB III-Änderungsgesetz in Kraft getreten. Dadurch hat sich im Arbeitslosenrecht viel verändert. Mit Inkrafttreten der Änderungen ist die 16. Auflage des Leitfadens erschienen. In diesem unverzichtbaren und preiswerten Ratgeber informiert die Fachhochschule Frankfurt am Main Arbeitslose verständlich und aktuell.
Leitfaden für Arbeitslose, 16. Aufl., 508 Seiten, 20,- DM (inkl. Versandkosten). Bestellung gegen Rechnung beim Fachhochschulverlag, Kleiststr. 31, 60318 Frankfurt/Main, Fax: 069/15332840, Email fhverlag@verlag.fh-frankfurt.de

Kostenfreier Telefonsex
Der BGH entschied bereits in seinem Urteil vom 9. 6. 1998 *(XI ZR 192/97)*, dass nach gültiger Rechtsprechung Verträge mit Telefonsex-Anbietern der Prostitution gleichgestellt und damit laut § 138 BGB grundsätzlich sittenwidrig sind: Die Ausübende von Telefonsex wird zum Objekt herabgewürdigt, sie wird auf Stimme und Inhalt der Äußerungen reduziert. Jetzt urteilte das OLG Stuttgart, dass Telekom-Kunden (Kundinnen?) nicht verpflichtet sind, die auf ihrer Telefonrechnung aufgeführten Gespräche mit Telefonsex-Anbietern zu bezahlen, da sich aus sittenwidrigen Geschäften keine Rechte herleiten lassen. Die Telekom trete nach Meinung der Richter als Inkassostelle eines sittenwidrig arbeitenden Sexanbieters auf.
(Az: 9 U 252/98)

Vorsicht: Die Telekom beharrt aber darauf, das das rechtskräftige Urteil ein Einzelfall sei. Allerdings hat das Unternehmen nur den Rechtsmittelbehelf einer Verfassungsbeschwerde. Laut Focus 19/99 schlug die Kanzlei von Rezzo Schlauch, die den Prozessierenden vertrat, der Telekom gegen Zahlung einer sechsstelligen Summe vor, das Urteil der Öffentlichkeit zu verheimlichen. Hinweis: Für das Internet ist die Rechtsfrage nicht geklärt.

Diskriminierung von Lesben
Einer Studie der Universität Bielefeld im Auftrag des nordrhein-westfälischen Frauenministeriums zufolge, wurde fast jede lesbische Frau schon einmal diskriminiert. 98 % der Befragten gaben an, »verbale Herabwürdigung und Ausgrenzung« erfahren zu haben, 44 % berichten von sexuellen Übergriffen und Belästigungen. Ein Drittel wurde »ausdrücklich beleidigt, beschimpft oder angepöbelt«. Die Ausgrenzung und Gewalt gegen Lesben geht von Männern und Frauen aus.

Anti-Diskriminierungsgesetz für Berlin?!
Die gleichnamige Broschüre des Berliner Senats setzt sich mit der Notwendigkeit und dem Inhalt eines solchen Gesetzes auseinander. Obwohl die Verfassung von Berlin seit dem 23. November 1995 eine Benachteiligung oder Privilegierung aufgrund der sexuellen Identität für nicht rechtens erklärt, ist die Realität eine andere. In der Broschüre werden rechtliche bzw. gesellschaftliche Bereiche ausgelotet, in denen Homosexuelle diskriminiert werden (z.B. Arbeitsplatz, Schule, Polizei, Patientenrecht)

Infos:
http://www.sensjs.berlin.de/familie/gleichg/homosex.htm oder Senatsverwaltung für Schule, Jugend, Sport, Broschürenstelle, Beuthstr. 6–8, 10117 Berlin

Rechtsreform in Jordanien
Jordanien will den Artikel 340 aus dem Strafrecht streichen, der einen »Mord aus Gründen der männlichen Ehre« milde beurteilt. Nach diesem Paragraphen ist eine Ermordung der Ehefrau oder einer weiblichen Verwandten straffrei, wenn diese einen »Ehebruch« begeht. Die Vermutung einer »ehebrecherischen Situation« sichert gesetzlich Strafminderung zu. Dafür genügt nach der üblichen Rechtsprechung »ein falscher Blick« oder »ein falsches Lächeln« von Frauen, um die Ehre von Ehemännern oder männlichen Verwandten zu verletzen. Frauen hingegen, die ihre Ehemänner beim Ehebruch ertappen und umbringen, werden als Mörderin mit der vollen Härte des Gesetzes bestraft. Allerdings wird für Männer ein Schlupfloch existieren: Artikel 98 sichert Straffreiheit zu, wenn der Täter glaubhaft versichern kann, das »Ehrendelikt« im Affekt begangen zu haben.

Wir über uns – ein Kurzporträt der Redaktion



Annette Maennel, 35
im ersten Leben: Psychotherapeutin in Dresden, im zweiten Leben: Model und Journalistin, im dritten Leben: weibblick, & Mediendienstleisterin, den Lic.rer.publ. an der FU Berlin gemacht, lebt mit Tochter in Berlin

weibblick ist inzwischen 8 Jahre alt, seit zwei Jahren kommt er im stolzen Hochformat daher. Wahnsinn! Das hätte damals keine für möglich gehalten. 1992 hatten die Frauen vom Unabhängigen Frauenverband eher einen Rundbrief vor Augen, als sie eine ABM-Stelle dafür in der TAZ ausschrieben. Zu dieser Zeit saß ich »ungekündigt« mit meiner Tochter im DDR-Babyjahr zu Hause, und dachte sofort: Das will ich machen! Den UFV kannte ich, wusste aus eigener Erfahrung, wie schwer es war, Themen öffentlich zu machen, die die Lebenswirklichkeit von Frauen betrafen und nicht nur die starke Strahlemutti zum Inhalt hatten. Endlich hingucken und aufschreiben können, den Blickwinkel erweitern, die Brücke zwischen Ost und West schlagen – unabhängig und parteiisch für Frauen bleiben, ohne auszugrenzen. Vielleicht ist es das, was die Zeitschrift bis heute am Leben erhält: Jenseits mentaler und ideologischer Barrieren die Chance des Kennenlernens ermöglichen. Am besten mit gut erzählten Geschichten, die von unterschiedlichen Sicht,- Denk- und Lebensweisen erzählen.



Petra Welzel, 34
geboren in Hannover, studierte Kunstwissenschaft in Berlin und arbeitet seit dem als Journalistin

Einmal im Leben die eigene Zeitschrift machen – da konnte ich im Sommer 1997 nicht nein sagen. Mittlerweile hat der *weibblick* mich dazu gebracht, meine feste Stelle in einer Redaktion zu kündigen, um mich intensiv dem Projekt eines »intelligenten Frauenmagazins« zu widmen. Allerdings: Vom Blattmachen allein lebt sich's eher schlecht als recht, so dass ich nun auch wieder unter den »Freien« in der Branche im Angebot stehe. Vorzugsweise für Reportagen und Porträts. So ist aus der Kunsthistorikerin nach nunmehr 7 Jahren mit Kinderstube taz und zitty eine Journalistin geworden, der Mutterkelch ist dabei irgendwie an mir vorüber gegangen.



Karin Nungeßer, 33
Literaturwissenschaftlerin und Journalistin, nebenberuflich vier Tage pro Woche alleinerziehend

Als ich im April 1998 anfing, für den *weibblick* zu arbeiten, hatte ich mein Studium der Literatur- und Theaterwissenschaft gerade abgeschlossen und keine Lust mehr auf den Elfenbeinturm – auch nicht auf den der feministischen Wissenschaft(skritik). Der frauenpolitische Ansatz des *weibblick* hat mich dagegen von Anfang an fasziniert: Die Vielfalt weiblicher Lebensentwürfe und -realitäten in den Mittelpunkt zu stellen und so die Unterschiede und individuellen Besonderheiten von Frauen – berühmten und weniger berühmten, erfolgreichen und ausgegrenzten, Ost- und Westfrauen – sichtbar werden zu lassen, schien mir ein einzigartiges publizistisches Projekt. Das ist es für mich bis heute geblieben und zugleich eine spannende persönliche Herausforderung. Denn eine Zeitschrift aus Frauensicht zu machen, bedeutet vor allem auch: Mich mit jeder Ausgabe neu einzulassen auf diese Vielfalt der Blickwinkel und Biographien, mit Lust und Neugier schreibend einzutauchen in fremde Frauengeschichten und dabei immer wieder Neues zu entdecken – nicht ohne, aber auch jenseits feministischer Theorien.

Aktionen & Soziales

FrauenMacht
Ab Dezember 1999 bietet der Berliner Frauenbund erneut eine einjährige außergewöhnliche Fortbildung für Frauen in Vereinen, Verbänden, Betriebsräten, Personalräten und Parteien an. Gefördert vom Berliner Senat haben Frauen die Möglichkeit, sich berufsbegleitend für Leitungsaufgaben in sozialen, kulturellen und politischen Bereichen zu qualifizieren.
Infos: Marina Matthies, Berliner Frauenbund 1945 e.V., Ansbacher Str. 63, 10777 Berlin Tel./Fax 030 / 218 39 34

Sexualisierte Gewalt gegen Frauen im Krieg
Das Massaker von Nanking – nach Nora Okja Kellers Trostfrau ein neues Buch, das der Leserin angesichts der beschriebenen unbeschreiblichen Grausamkeiten viel abverlangt. Die japanische Armee verübte eine der brutalsten neuzeitlichen Massenvergewaltigungen 1937 bei der Einnahme von Nanking, die Iris Chang in ihrer Dokumentation nachzeichnet.
Iris Chang: »Die Vergewaltigung von Nanking. Das Massaker in der chinesischen Hauptstadt am Vorabend des Zweiten Weltkriegs«, Pendo Verlag, Zürich 1999, 284 S., 48,– DM

Musikerinnenfestival WIE ES IHR GEFÄLLT
12. – 14. 11. '99 im Kesselhaus der Berliner Kulturbrauerei, Knaackstr. 97. Wo das Auge hinschaut, verborgene Klänge, hämmernde Rhythmen und perlende Töne. Wo die Ohren lauschen, bittersüße Klangkulissen, sich verformende Stimmen, szenische Interaktionen. Die Chinesin Lee Pui Ming z.B., die nicht nur zu einer Reise ins Piano einlädt, sondern auch mit Stimme und expressivem Spiel mongolische Traditionen und Performance vereint; »Les belles du Jour«, eine Gratwanderung zwischen Tagtraum und Realität mit Bratsche, Stimme, Flöte und Elektronik. Das Festival stürzt sich auch in diesem Jahr wieder in zahlreiche musikalische Abenteuer mit Akkordeon, Live-Elektronik, Bass und anderen Geräuschquellen.

Neue Mitglieder für Terre Des Femmes
Die »Aktion 2000 bis 2000« soll bis zum Jahrtausendwechsel 2000 neue Mitfrauen und UnterstützerInnen werben! Helfen Sie mit! *Kontakt: Christa Stolle , Tel.: 02 21 / 160 82-0, Fax: 02 21 / 160 82-24*



... das Werbemedium für Unternehmerinnen und Freiberuflerinnen

Für 2000
jetzt inserieren
sich präsentieren
mit Profil und Kompetenz

4. Auflage: 25.000 Exemplare
berlinweite Verteilung

Brigitta Schilk
Fon 030/44 35 87 03 · Fax -05

Kleinanzeigen

Hervorhebungen und besondere Gestaltung sind nicht möglich. Kontaktanzeigen werden nur mit Chiffre veröffentlicht. Maßgeblich für die Rechnungsstellung ist nicht der Zeilenumfang der gedruckten Anzeige, sondern jener im unten abgedruckten Gitter. Für die inhaltliche Richtigkeit übernehmen wir keine Verantwortung. Weibblick behält sich vor, die Annahme von Kleinanzeigen nach einheitlichen Richtlinien abzulehnen.

☐ **private:**
1. bis 5. Anzeige bis zur 5. Zeile kostenlos. Jede weitere Anzeige 5 DM Grundgebühr. Jeweils ab 6. Zeile 2 DM pro Zeile (Briefmarken, Scheck oder bar beilegen.)

☐ **private Angebote für Kurse, Workshops und Unterricht:**
1. bis 5. Zeile 10 DM.
Je weitere Zeile 2 DM.

☐ **gewerbliche:**
1. bis 5. Zeile 30 DM, jede weitere Zeile 6 DM, zzgl. gesetzlicher Mehrwertsteuer.

☐ **Chiffre:** 6,60 DM (siehe Text oben)
Veröffentlichung unter folgender Chiffre:

| | | |



Wie weit sprang das Känguruh?

Oder: Der UFV ist tot – es lebe der UFV!

Eingeladen sind alle Frauen, die den Aufstieg, die Mühen der Ebene und/oder den bundesweiten Abgang des Unabhängigen Frauenverbandes miterlebt haben. Es werden Videomitschnitte von damals gezeigt, Toasts ausgesprochen und Wally Schmidt wird für uns ihr erfolgreiches, von der Presse bejubeltes Theaterstück »Lass' Dir den Zahn ziehen, Chrissie...« spielen.

Kommt alle zum fröhlichen Weiber-Revival Ende November nach Berlin! (Ort und Termin werden noch bekannt gegeben) Das Archiv Grauzone bittet Euch, persönliche Erinnerungsstücke wie Briefe, Wahlzettel, Wimpel o.ä. schon mal herauszusuchen, und dann als Geschenk mitzubringen!? Auf ein Wiedersehen mit Euch freuen sich Samirah Kenawi, Wally Schmitt, Christina Schenk, Sibyll Klotz, Ina Merkel, Christiane Schindler und Annette Maennel.

Nähere Infos bei: Annette vom weibblick, Fon (030) 448 55 39, Fax: (030) 448 55 42 oder per Email: weibblick @aol.com



© *Lilian Mousli*

In unserer nächsten Ausgabe erwarten Sie u. a. folgende Themen:

Titel:	Feminismus im Millenniumschritt
Reportage:	Fräuleinwunder in Indien, Unterwegs in Israel
Feuilleton:	Kinder zeigen die Zukunft
Bildung:	Preparing women to lead: Hinter den Türen der Frauenakademie

weibblick
ZEITSCHRIFT AUS FRAUENSICHT
Anklamer Straße 38, 10115 Berlin, Fon: 030/448 55 39, Fax: 030/448 55 42, e-mail: weibblick@aol.com
Herausgeberin: Frauenförderung e.V., Anklamer Straße 38, 10115 Berlin – **ISSN 1434-2294** – **Redaktion:** Annette Maennel (V.i.S.d.P.), Petra Welzel **Mitarbeit:** Karin Nungeßer – *Der Inhalt der Texte muß nicht mit der Meinung der Redaktion übereinstimmen. Wir freuen uns über jedes Manuskript, können aber bei unverlangt eingesandten Texten keine Haftung übernehmen.* **Anzeigenbüro:** siehe obenstehende Adresse – *die Anzeigen-Preisliste kann bei der Redaktion angefordert werden.* **Bankverbindung:** Bank für Sozialwirtschaft, BLZ 100 205 00, Konto: 33 22 3-02 **Gestaltung/Layout:** Axel Raidt, **Titel:** unter Verwendung von Fotos von Annett Ahrends **Satz:** weibblick, **Scans:** weibblick/Raidt, **Druck:** Agit Druck, Berlin

Ja, ich bestelle hiermit die Zeitschrift weibblick zum Preis von 40,– DM pro Jahr. Die Zeitschrift erscheint alle zwei Monate zzgl. möglicher Sonderausgaben, die im Abo-Preis enthalten sind. Sollte ich das ABO nicht bis spätestens 6 Wochen vor Jahresende gekündigt haben, verlängert es sich automatisch um jeweils ein weiteres Jahr. Mir ist bekannt, daß ich diese Bestellung innerhalb von 10 Tagen nach ihrer Absendung schriftlich widerrufen kann (Datum des Poststempels gilt). Ich zahle:

- ☐ per Überweisung auf das Kto. 3 32 23-02 der Bank für Sozialwirtschaft, BLZ 100 205
- ☐ per beiliegendem Verrechnungsscheck
- ☐ per Einzugsermächtigung von meinem Konto

■ Abo-Adresse: .....

.....

Datum, Unterschrift: .....

☐ Ich erteile Ihnen hiermit die Einzugsermächtigung für die jährlichen Abo-Kosten von meinem Konto:

Kto.-Nr.: .....

bei der: .....

BLZ: .....

Datum, Unterschrift: .....

Marke hier!

An die
Redaktion weibblick

Anklamer Straße 38
10115 Berlin

An alle neuen Abonnentinnen vergibt weibblick eines der drei abgebildeten Bücher als Dankeschön, solange unser Vorrat reicht. Sollten Sie also den Wunsch haben, weibblick zu abonnieren, schneiden Sie einfach die Postkarte aus und schicken sie an uns.

Das Abo – holen Sie sich den weibblick ins Haus!



Ja, ich verschenke hiermit ein Abo von weibblick zum Preis von 40,– DM für ein Jahr an die untenstehende Person. Die Zeitschrift erscheint alle zwei Monate zzgl. möglicher Sonderausgaben, die im Abo-Preis enthalten sind. Mir ist bekannt, daß ich diese Bestellung innerhalb von 10 Tagen nach ihrer Absendung schriftlich widerrufen kann (Datum des Poststempels gilt).

- ☐ Ich zahle per Überweisung auf das Kto. 3 32 23-02 der Bank für Sozialwirtschaft, BLZ 100 205
- ☐ Ich zahle per beiliegendem Verrechnungsscheck
- ☐ Ich zahle per Einzugsermächtigung von meinem Konto

■ Abo-Adresse: .....

.....

■ Meine Adresse: .....

.....

Datum, Unterschrift: .....

☐ Ich erteile Ihnen hiermit die Einzugsermächtigung für die jährlichen Abo-Kosten von meinem Konto:

Kto.-Nr.: .....

bei der: .....

BLZ: .....

Datum, Unterschrift: .....

Marke hier!

An die
Redaktion weibblick

Anklamer Straße 38
10115 Berlin

Ein Jahresabo von weibblick, der Zeitschrift aus Frauensicht. Alle zwei Monate ein neues Heft im Briefkasten. Sechsmal im Jahr interessanter Lesestoff aus Politik, Wirtschaft, Kultur, Feminismus, Reisen und Mode, gespickt mit guten Fotos und verpackt in einem erfrischenden Layout.

Geschenkt!

